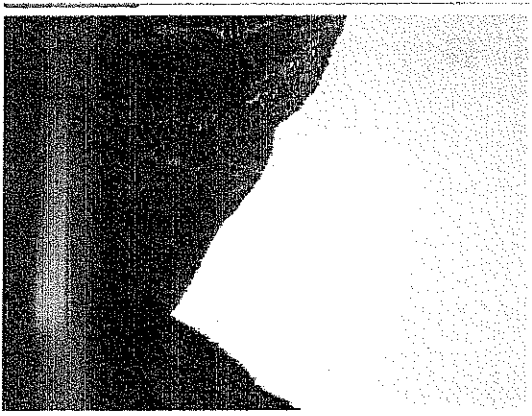


Die Götter Eain Sammlung

(The Charles Talin Collection)

4



Halbsaat Twilight of the Gods

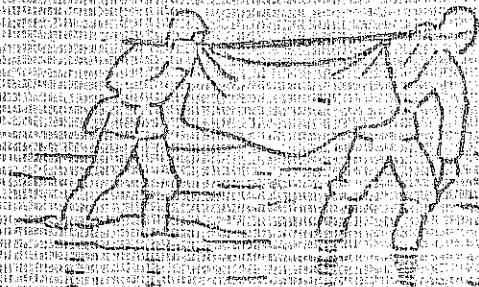
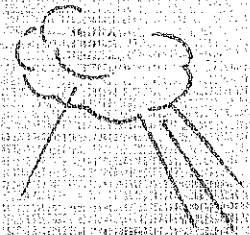
4

2005

P.C. ETTIGHOFFER

Wo bist du-
Kamerad?

Wo bist du- Kamerad?



„Wo bist du – Kamerad?“

Der Frontsoldat im Reichsfender Köln

Zusammengestellt

von

P. C. Ettighoffer

Mit einem Vorwort

von

Dr. Heinrich Glasmeier

Reichsintendant des deutschen Rundfunks



1938

ESSENER VERLAGSANSTALT

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort des Reichsintendanten Dr. Heinrich Glasmeier . . .	7
*	
Erstes Kapitel: Der Ruf nach den Kameraden!	11
Zweites Kapitel: Ein Griff in die Sammelmappen!	16
Drittes Kapitel: Schlichte, selbstverständliche Kameradschaft	41
Viertes Kapitel: Frauen und Mütter suchen	73
Fünftes Kapitel: Einsiedel	88
Sechstes Kapitel: Lustige Lausbübereien!	128
Siebentes Kapitel: Die Hand über den Grenzpfahl hinweg	163
Achtes Kapitel: Männer auf dem Weltmeer	201
Neuntes Kapitel: Heldentum ohne viel Worte.	216
Zehntes Kapitel: Übernommene Pflicht soll erfüllt werden!	241
Elftes Kapitel: Hilfe für Gefangene auf der Flucht!	249
Zwölftes Kapitel: Kameradschaft im „Gefesselten Heer“ . . .	258
Dreizehntes Kapitel: Ich suche meinen Lebensretter!	284
Vierzehntes Kapitel: Traum am Douaumont	304
Fünfzehntes Kapitel: Feldgraue Weihnacht	330
Sechzehntes Kapitel: Zum Schluß lachen wir mal, kurz und militärisch!	351
Ausklang	362

Zum Geleit

Der Krieg schrieb dieses Buch. Er hat den tapferen Fliegern und Kanonieren, Grabenkämpfern und Seeleuten, Reitern und Pionieren, die in ihm zu Wort kommen, die Feder geführt. Und doch liest es sich ganz anders als etwa die „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ oder die Briefe aus dem Weltkrieg, die das Buch „Der deutsche Soldat“ zusammenfaßt. Es ist ja in dieser Sammlung von Zuschriften an den Reichsfender Köln nicht gegenwärtiges Erlebnis von der Front in die Heimat berichtet, sondern lange zurückliegendes Geschehen in ganz bestimmter Absicht und ohne jeden Ehrgeiz der Darstellung wiedererzählt.

Ein Kriegsblinder sucht seinen Hund mit Hilfe des Rundfunks, und nicht nur der Hund wird wiedergefunden, es melden sich auch alte Kriegskameraden zu Wort. So entsteht die Sendung des Frontsoldaten beim Reichsfender Köln: „Wo bist du — Kamerad?“ Tausende von Zuschriften lösten Tausende von Antworten aus, Brücken wurden geschlagen zwischen ehemaligen Feldkameraden, die seit vielen Jahren nichts mehr voneinander gehört hatten und oft einander schon längst nicht mehr unter den Lebenden wähten. Söhne aller deutschen Gauen fanden einander wieder in der Erzählung gemeinsamen Erlebnisses. Ehemalige Feinde wurden zu Helfern und Beratern bei der Suche nach einstigen Kameraden, Kriegsgefangene erkundigten sich mit Erfolg nach dem Schicksal rechtschaffener Männer,

die ihnen ihr schweres Los hatten erleichtern helfen. Frauen und Mütter wagten einen letzten und nicht immer erfolglosen Versuch, doch noch eine Nachricht zu erhalten über die letzten Stunden ihres Gatten oder Sohnes. So wurde die Brücke geschlagen von Mensch zu Mensch, und aus vielen Fragen und Antworten erwuchs eine lebendige Gemeinschaft von Tausenden, die der Krieg innig vereint, der falsche Friede zeitweilig getrennt und der Ruf durch den Äther aufs neue zusammengesührt hat.

Aber nicht nur Suchende und Gesuchte gehen diese Sendungen an, jeder einzelne Hörer kann und soll die verpflichtende Kraft spüren, die diesen ernststen und heiteren Berichten, Bekenntnissen und schlichten Aussagen innewohnt und sie, buchmäßig zusammengefaßt, zu einem Kapitel Kriegsgeschichte macht, wie es eindringlicher kein Dichter hätte gestalten können. So werden diese Postkarten und Briefe zur Ehrentafel vieler im Kriege Gefallenen, aber auch zahlreicher Überlebenden, und nicht wenige dieser Zuschriften verraten überdies eine Erzählergabe, die dem Rundfunksprecher manch schöne Aufgabe wieder und wieder gestellt hat.

Zwei Hörspiele sind in die Sammlung aufgenommen worden, zwei Spiele, von Männern geschrieben, die den Krieg kennengelernt haben und seine Sprache zu sprechen wissen. Daß diese Spiele nicht als Fremdkörper wirken, sondern als Gestaltungszentren in der Fülle der Einzelberichte, ist der beste Beweis für ihren Wert. Daß aber die Briefe die Nachbarschaft der beiden dichterischen Arbeiten ertragen, ist der beste Beweis dafür, daß die Stimme der Wirklichkeit sich stets und

überall behauptet, wo sie gesättigt ist mit starkem Erlebnis und getragen von einer unanfechtbaren Haltung.

So liegt das Buch „Wo bist du — Kamerad?“ als Zusammenfassung der bisherigen Frontsoldaten-Sendungen des Reichsfenders Köln in der vordersten Linie des Wirkungsbereichs unseres nationalsozialistischen Rundfunks. Möge es am Anfang einer großen Reihe ähnlicher Sammlungen stehen.

Charlottenburg, den 1. August 1938.

Dr. Heinrich Glasmeier.

Wer kämpfte gegen eine Welt von Feinden?
Wer war wie aus Stahl zum Schutze der Seinen?
Wer opferte Gut und Blut und Leben?
Wer tat nicht vor dem Feinde beben?
Wer hielt eine ganze Welt in Schach?
Wer wehrte ab den härtesten Schlag?
Wer kannte das Dröhnen aus tausend Schlünden?
Wer trug den Kampf in des Feindes Gründen?
Das war mit ew'gem Willen zur Tat
Der mutige deutsche Frontsoldat!

(Einsendung eines unbekanntem Frontsoldaten)

Erstes Kapitel

Der Ruf nach den Kameraden!

Am 25. Oktober 1934 verlor der Kriegsblinde Jakob Lohmann seinen Hund im Straßengewühl der Großstadt Düsseldorf. Der ehemalige Frontkämpfer, dem ein Granatsplitter für immer das Sonnenlicht auslöschte, stand hilflos, bis ihn ein Verkehrswachtmeister behutsam über die Verkehrssecke brachte. Diesem Beamten klagte der Kriegsblinde nun sein Leid: „Können Sie das verstehen, Herr Wachtmeister, ein so treues Tier, plötzlich weg, einfach weg! Was kann man da machen? Wie komme ich wieder zu meinem Hund? Ohne meinen Führerhund, das werden Sie doch verstehen, bin ich glatt aufgeschmissen!“

„Das müssen Sie mal dem Rundfunk schreiben“, belehrte der Wachtmeister. „Der Rundfunk bringt doch heute alles fertig. Schon mancher Vermisste ist durch ihn entdeckt worden.“

Sie waren auf der anderen, rettenden Seite angelangt, der Wachtmeister und der Kriegsblinde.

„Recht schönen Dank, Herr Wachtmeister, ich werde also heute noch an den Rundfunk schreiben lassen wegen meines entlaufenen Hundes. Schönen Dank und Heil Hitler!“

So dies kurze Gespräch im Straßengewühl der Stadt Düsseldorf an einem trüben Oktobertag 1934. Weder der Wachtmeister noch der Kriegsblinde konnten ahnen,

daß aus dieser Unterhaltung eine der größten Taten des Rundfunks entstehen würde, die Sendung:

„Wo bist du — Kamerad?“

Das Schicksal geht oft seltsame Wege. Einen Tag später schon bat der Reichsfender Köln seine zahllosen Hörer und Hörerinnen, auf einen entlaufenen Kriegsblinden-Führerhund zu achten, Aussehen soundso.

Und wieder einen Tag später berichtete der Kriegsblinde freudestrahlend über das Wiederfinden seines Hundes. Noch mehr: ein längst totgeglaubter Kamerad hatte den Namen Jakob Lohmann und seine Anschrift gehört und war sofort nach Düsseldorf gefahren. Zwei alte Frontsoldaten schüttelten sich die Hände, und aus den toten Augen des Mannes, der seinem Vaterland die Sehkraft opferte, rannen hemmungslos die Freudenstränen. Ein Kamerad, der beste der vielen Kameraden da draußen, dazu noch ein Totgeglaubter, war wiedergefunden durch die Vermittlung des Rundfunks.

Man war schon manchen Erfolg gewöhnt beim Rundfunk; aber nun horchten sie auf in der Dagobertstraße zu Köln. Hier bot sich ja eine Neuerung sondergleichen, hier war ja ein völlig unbeschränktes Gebiet. Es mußte begangen werden! Der Reichsfender Köln nahm den Gedanken auf und machte ihn zur herrlichen, blühenden Wirklichkeit. Und am 21. Januar 1935 wurden die Hörer im deutschen Westen und darüber hinaus bis ins Ausland aufgerüttelt durch den Senderuf: „Wo bist du — Kamerad?“ Tausende von ehemaligen Frontkameraden durchrieselte es wie ein heiliger Schauer. Was war das? Kameraden suchten Kameraden? War das möglich?! Herrlich, daß die schöne Frontkameradschaft, das Erlebnis unserer Jugend nicht tot und verloren sein sollte.

Man hatte es schon zu den Erinnerungen gelegt, man freute sich, daß alles wieder lebendig und jung wurde in den Bestrebungen des Dritten Reiches, eine junge Wehrmacht zu gründen. Vorerst lasteten noch die Fesseln von Versailles über den deutschen Landen, besonders über dem Westen. Bald würde er kommen, der Tag der letzten Befreiung, jawohl, bald würde er da sein, das wußte man; aber im Augenblick schien die Zusammenfassung aller guten Kräfte besonders wichtig. Und nun dieser Ruf! Unhörbar, aber vieltausendfältig klang es zurück: „Hier bin ich, Kamerad, hier bin ich!“

Die aufsehenerregende Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ war geboren. Eine Flut von Briefen überschwemmte den Reichsfender. Anfragen kamen aus allen Ecken Deutschlands, ja aus ganz Europa und sogar von Übersee. Kameraden suchten Kameraden. Überall, wo Deutsche gekämpft und geblutet hatten, überall, wo sie ehemals Schulter an Schulter litten und stritten, gab es Kameradschaft. Das gewaltige Erlebnis unserer Jugend, der Krieg, wurde langsam zum Mythos. Und mancher, der draußen gekämpft hatte in hundert Schlachten und Gefechten, mußte sich fragen, ob es nicht doch ein langer Traum gewesen war. Es schien alles so fern und so unglaublich. Keine Verbindung mehr mit den Waffenbrüdern von früher, mit jenen, die sagen konnten, daß es Wirklichkeit war, das große Erlebnis, harte soldatische Wirklichkeit. Wo waren sie, die Männer, die allein auf viele quälende Fragen antworten konnten? Verschollen, tot, in alle Winde zerstreut, gebückt unter der Last des grauen Alltags. Und da schallt wie eine Fanfare, wie ein Schlachtruf, wie das Signal zum Sammeln der Ruf: „Wo bist du — Kamerad?“

Ja, wo bist du — Kamerad, jetzt, im Aufbruch einer neuen Zeit? Wo bist du in diesen Tagen des Aufbaues und der Sammlung aller guten Kräfte? Wiederum steht Deutschland im Kampf, im unblutigen Kampf um Ehre und Selbstbehauptung. Wo bist du, Kamerad? Wo bist du in dieser Stunde, da es gilt, unseren heranwachsenden, bald waffenfähigen Söhnen von den unvergänglichen Taten eines gemeuchelten, feldgrauen Heeres zu erzählen? Stehst du auf den Schanzen, Kamerad, wie ehedem? Kann man sich auf dich verlassen? Ja, du bist da, und man kann sich auf dich verlassen, denn das Wort „Kamerad“ verpflichtet. Durch die Stimme der Rundfunkprediger ruft dich Deutschland!

*

Kriegskameraden

„Das ist so schön, wie man's nimmer findet:
Wenn Kriegskameraden zusammen sind.
Dann redet die Seele, schweigt der Mund,
Sie aber fühlen den heiligen Bund.
Wer einmal im Schlag der Granaten stand,
Den hat das Herz schon Bruder genannt.
Sie sind zusammen — mehr braucht es nicht.
Und sehen sie sich auch nur ins Gesicht,
In das Auge, das jetzt wieder lächelnd blaut:
Einst hat es die grausigsten Dinge geschaut;
Sie wissen: der Arm und die lahme Hand
Haben tausendmal sich um den Kolben gespannt.
Die Füße, die trugen durch Schlamm und Gestein
Den Leib in die splitternde Schlacht hinein.
Der Rücken hat oft auf der Erde geruht
In manches Kameraden geflossenem Blut.“

Und erst das Herz, das einst zuckender schlug,
Das all die Schmerzen und Leiden trug,
Es nahm in der bitteren Jahre Lauf
Das ganze Vaterland in sich auf.

Wenn Kriegskameraden beisammen sind
Das ist so schön, wie man's nimmer findet,
Denn wer einmal im Schlag der Granaten stand,
Den hat das Herz schon Bruder genannt,
Das singt die Seele, schweigt auch der Mund,
Es ist keiner fremd im geheiligten Bund.“

Heinrich Lersch.

Zweites Kapitel

Ein Griff in die Sammelmappen!

In den Senderäumen des Rundfunkgebäudes in der Dagobertstraße zu Köln steht ein großer Aktenschrank, gefüllt mit Ordnern, die alle, aber auch alle vollgepfropft sind mit Suchwünschen nach Kameraden. Allein schon die oberflächliche Durchsicht dieser Meldungen würde einen Menschen auf Wochen und Monate hinaus beschäftigen. Tausende von Schreiben sind dem Reichsfender Köln seit dem 21. Januar 1935 zugegangen. Sie gipfeln alle in der Bitte, einen oder mehrere Kameraden suchen zu helfen. Die meisten Schreiben enthalten die kurze und oft sehr treffliche Schilderung einer Kampfhandlung. Dadurch soll dem Kameraden gesagt werden, welcher seiner vielen Kameraden ihn sucht. Und dann gibt es eine Anzahl Briefe, die in höchster Not geschrieben wurden. Kriegsverletzte suchen Zeugen, die sie in ihren Rentenansprüchen unterstützen können. Ganz erschütternd sind die meist ungelentken Schreiben alter Kriegereltern, die von den Erfolgen des Rundfunks gehört haben und nun, eine letzte Hoffnung im Herzen, etwas über den vermißten Sohn erfahren möchten.

Es gibt aber auch andere Schreiben, und die sind glücklicherweise in der Minderzahl. Irgendwelche Bier-
tischpolitiker möchten sich hervortun und im Rundfunk auch einmal ihren Namen hören, verbunden mit einem mehr oder weniger heldenhaften Kriegserlebnis. Da

schildert zum Beispiel ein ehemaliger Feldgrauer, der sich selbst „alter Haudegen“ nennt, seine unerschrockenen Taten und möchte den Rundfunk gern zum Runder seines späten Ruhmes machen. Aber es wird ihm nicht gelingen. Der Reichsfender ist keine Einrichtung, die einzelnen Ruhmsüchtigen dienen will, sondern eine Hilfe für das Volksganze und für die große Kameradschaft. Und dann gibt es die zahllosen Dankschreiben an den Reichsfender. Nicht weniger als achtzig vom Hundert aller Suchmeldungen hatten bisher Erfolg. Es grenzt oft ans Wunderbare. Wir werden es im Laufe dieses Berichtes noch lesen.

Greifen wir nun hinein mitten in solch eine vollgepfropfte Mappe und berichten wir wahllos über das Empfinden der Hörer.

*

Zahllose Regimentsverbände suchen ihre Kameraden, suchen seit 1919 schon. Jetzt aber hat sich der Reichsfender Köln eingeschaltet, und die Ergebnisse sind gut, wie folgendes Schreiben beweist, eins der vielen:

Für den Durchruf: „Wo bist du — Kamerad?“ sagen wir unseren verbindlichsten Dank. Wir können Ihnen mitteilen, daß der Durchruf uns etwa 120 Anschriften vermittelt hat. Der Erfolg ist insofern recht befriedigend, weil sich vorwiegend die sogenannten versprengten Kameraden, die im Rheinland und Westfalen ansässig sind, gemeldet haben. Ohne Ihren Durchruf wäre uns die Ausfindigmachung dieser Adressen nicht möglich gewesen. Es würde uns freuen, wenn Sie bis zum 5. Juni d. J. den Durchruf noch ein- bis zweimal wiederholen könnten.

Ferner schreibt einer:

Ich nehme Bezug auf meine Rundfunksuchmeldung am 25. September 1936 und beantworte diese hiermit dankend. Die Suchmeldung war ein hundertprozentiger Erfolg. So erhielt ich Zuschriften von Köln, Düsseldorf, Sterkrade, Ayrath, Hohenlimburg, Münster, Greven, Wesefel, Bochum-Harpen, Bochum, Minden und Bielefeld. Die Freude, wieder etwas von einem alten Bekannten, ja vielleicht Totgeglaubten zu hören, kam überall aus den Zeilen zum Ausdruck. Aber auch aus Bekannten- und Verwandtenkreisen erhielt ich Zuschriften, ein Beweis, wie gerade die Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ gern und von fast allen Rundfunzhörern mit Interesse verfolgt wird.

Der Rundfunkleitung auf diesem Wege meinen besten Dank.

Oder hier:

Unterzeichneter dankt dem Reichsfender für die Durchgabe vom 28. August 1936.

Von den von mir gesuchten Kameraden haben sich zwei gemeldet, und eine Zusammenkunft hat schon stattgefunden. Ich brauche wohl nicht zu schildern, wie derartige Wiedersehen ausfallen, das werden meine Vorgänger wohl zur Genüge getan haben. Ich selbst danke der Sendeleitung für die zwei Sendungen in der Woche und ganz besonders dem Sprecher Pg. Hermann Probst für die gute, klare Durchsage.

Sehr aufschlussreich ist auch folgendes Schreiben aus Oberbayern, also weitab vom eigentlichen Hörbereich des Kölner Senders:

Ihre Suchmeldung, betreffend Leutnant Widmann, hatte einen vollen Erfolg. Bereits am Abend der Meldung, am 1. November, wurde um 7.30 Uhr die erste Antwort von der Post gestempelt. Es meldeten sich im Verlauf der Woche aus allen Teilen des Reiches ehemalige Frontkameraden, unter anderem aus Hamburg, Chemnitz und so weiter.

Welche Tragik in meinem Falle waltet, wird auch für Sie nicht uninteressant sein.

Auf Ihre erste Suchmeldung konnte ich die Anschrift des ehemaligen Leutnant Widmann, meines Feldkompanieführers nicht erhalten, dagegen die des Leutnant May, der inzwischen verstorben war. Am 1. November erfolgte die erneute Meldung. Erfreulicherweise sehr deutlich und dreimal wiederholt. Bereits am 2. November war die Anschrift des Leutnant Widmann in meinem Besitz.

Am 4. November teilte mir die Witwe Widmann auf meine Anfrage bereits mit, daß Leutnant Widmann am 25. Oktober 1936 durch Herzschlag zum letzten Appell abberufen wurde.

Der Zweck der Meldung wurde trotzdem voll erreicht durch etwa zwanzig Anschriften, die mir von meinen ehemaligen Kompaniekameraden zgingen. (Es handelte sich darum, daß mir mein Besitzzeugnis für das Eisernes Kreuz I. Klasse verlorengegangen war — der Militärpaß war noch vorhanden.)

Ich bin dem Rundfunk zu großem Dank verpflichtet, insbesondere aber dem Kölner Sender gegenüber zu Gegendiensten stets bereit.

Aus der Masse der wirklich erschütternden Schreiben

sei dies herausgegriffen. Da war eine Mutter, die nicht daran glauben konnte, daß der Sohn wirklich tot ist. Nun wurde ihr Gewißheit. Der Reichsfender Köln verschaffte ihrem gequälten Herzen endlich Ruhe, indem er bestimmte Nachrichten über den vermißten Sohn vermittelte:

Vor allem recht herzlichen Dank für die Suchmeldung in „Wo bist du — Kamerad?“. Wir können diese Einrichtung nur begrüßen.

Einen großartigen Erfolg hat Ihre Durchgabe gehabt, wir sind sehr zufrieden mit dem Erfolg; vor allem ist unsere alte, gute Mutter jetzt beruhigt und weiß mit Bestimmtheit, daß ihr Sohn, Unteroffizier F. G., nicht mehr lebt. Tag und Nacht hatte die arme Frau keine Ruhe, die Ungewißheit hätte sie ins Grab gebracht.

Die Mutter hat vier Briefe und einen persönlichen Besuch (mündlichen Bescheid) erhalten. Hiervon waren vier Angaben übereinstimmend und auch zutreffend. Es ist kein Zweifel mehr vorhanden.

*

Männer, die früher in den deutschen Kolonien die Fahne des Reiches hochgehalten hatten, leben nun über alle deutschen Gaue zerstreut. Auch sie möchten sich wiederfinden. Hier der Erfolg einer einzigen kurzen Suchmeldung:

Es ist mir eine angenehm-dringende Pflicht, der Sendeleitung für den von mir eingesandten Durchspruch zu danken (November 1936). Der Erfolg war der, daß sich nicht nur der von mir so dringend gesuchte Freund M. W. und andere Kriegskameraden meldeten, sondern Kameraden, mit denen ich zusammen 1910/13 auf S. M. S. Tiger in Ostasien diente, haben den Ruf ver-

nommen. Im ganzen haben sich vierzehn Kameraden aus der näheren und auch weiteren Umgebung von Köln gefunden, und die freudigen Stunden des Wiedersehens nach fünfundzwanzig Jahren verdanke ich nur Ihrem Entgegenkommen.

Im Namen meiner Kameraden und vor allem im Namen meines Freundes M. W. sage ich der Sendeleitung nochmals meinen herzlichsten Dank für die uns durch den Durchspruch bereiteten erhebenden Stunden der wieder neuerstandenen Frontkameradschaft.

*

Die ehemalige Garde wollte sich zum kameradschaftlichen Wiedersehen treffen; aber wie die weit auseinander wohnenden Kameraden benachrichtigen? Ein aussichtsloses Beginnen. Der Reichsfender Köln half mit glänzendem Erfolg, und die Garde lud daraufhin den Reichsfender Köln zu Gast:

Es gereicht uns zu besonderer Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß die von Ihnen am 29. Januar gegebene Durchsage einen ganz überraschenden Erfolg gebracht hat.

In den wenigen Tagen sind hier Hunderte von Anfragen ehemaliger Gardekameraden eingegangen, die sich mit jeder Post aus allen Teilen des Reiches häufen. Nehmen Sie für Ihre tatkräftige Mithilfe unseren allerherzlichsten Dank, wir hoffen, Ihnen dadurch einen kleinen Gegendienst erweisen zu können, daß wir Sie heute schon einladen, am Gardetage als unser Ehrengast teilzunehmen.

*

In der deutschen Presse liest man immer wieder kurze Nachrichten wie folgende:

Wieder ein Erfolg der Sendung des Reichsfenders Köln.

Immer, wenn der Reichsfender Köln seine Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ einschaltet, sind die alten Soldaten und Kriegsteilnehmer aufs höchste interessiert, und selbst auf die einfachen „Zivilisten“ geht etwas von dem ergreifenden Fluidum der Kameradschaft über, zwingt sie zu ehrfurchtsvollem Lauschen und rüttelt an ihren Herzen, wenn die Stimme des Ansagers nach der Schallplattenwiedergabe des Trommelfeuers und all der mörderischen Laute des blutigen Ringens immer wieder fragt: „Wo bist du — Kamerad?“

Jeden Sonntag sitzen zahlreiche Kriegsteilnehmer regelmäßig am Lautsprecher und lauschen den Fragen alter Frontkameraden und hoffen, daß vielleicht auch sie einmal eine an der Front geschweifte Kameradschaft auf-frischen können oder wenigstens einem Teilnehmer des Weltens ringens bei seiner Suche behilflich sein können.

Am letzten Sonntag saß in Welbert auch der ehemalige Kompanieführer der 12. Kompanie des Landwehr-Infanterie-Regiments 55 am Lautsprecher und verfolgte gespannt die Suchmeldungen. Plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper. Ein alter Kamerad der 12. Kompanie aus Porz am Rhein erbat Lebenszeichen von ehemaligen Angehörigen dieser Kompanie. Der in Welbert beheimatete Kompanieführer dieser Landwehr-formation hat dem Kriegskameraden sofort das erbetene Lebenszeichen zukommen lassen. Da vor wenigen Wochen die Kriegsgeschichte dieses Regiments im Druck erschienen und in diesem Werk der abenteuerliche Rückzug der 12. Kompanie des Landwehr-Infanterie-Regiments 55 von der Krim durch Rußland ausführlich be-

schrieben ist, hat der ehemalige Kompanieführer des Suchenden diesem eine Ausgabe dieser Kriegsgeschichte übersandt, so daß der Ruf durch den Äther auch diesmal wieder ein erfolgreiches Echo fand.

*

Auch die folgende Zeitungsnotiz ist aufschlußreich und zeigt so recht die Bedeutung des Funkappells „Wo bist du — Kamerad?“:

Nach 21 Jahren Gewißheit.

Gerhard Kurz starb als tapferer Soldat.

Dorsten. Während des großen Krieges rückte auch der Sohn Gerhard des früheren Direktors Kurz der Dorstener Eisengießerei und Maschiniefabrik als Kanonier in den Krieg. Seit dem 25. September 1915 galt er als vermißt. Es war die Zeit der großen Durchbruchschlacht in der Champagne. Die noch lebenden Geschwister stellten immer wieder Nachforschungen an, um über das Schicksal ihres Bruders Klarheit zu gewinnen. Auch hier wieder einmal bewies der Rundfunk seine Hilfsbereitschaft. Auf die von ihm durchgegebene Vermisstenmeldung meldeten sich einige Kameraden von Gerhard Kurz, und diese ermittelten untereinander den Geschützführer Ripp in Heeren bei Bielefeld, zu dessen Geschützbedienung Kurz gehört hatte. Er war mit dem Vermissten bis zuletzt zusammengewesen und konnte nun auch berichten, was aus ihm geworden war. Bei den heftigen Kämpfen in der Champagne waren die Franzosen durchgebrochen, trotzdem bedienten die beiden ihr Geschütz weiter. Kurz reichte dem leichtverwundeten Ripp die Granaten zu, und dieser feuerte unentwegt. In dieser Gefechtslage bekam das Geschütz plötzlich Feuer von

hinten, und ein Schuß traf die Geschützbedienung. Ripp wurde noch schwerer verletzt, Kurz war sofort tot. Nach seiner Gefangennahme durch die Franzosen sei er, Ripp, nochmals zum Geschützstand gekommen, und hier habe Kurz mit den übrigen Gefallenen der Bedienung gelegen. Ripp schließt seine Schilderung: „Mein Kamerad Kurz ist als tapferer Soldat für sein Vaterland auf dem Felde der Ehre gefallen“.

*

Ein ehemaliger Kamerad von der „Sneisenau“, beheimatet in der Eifel, bekam nicht weniger als fünfzig Briefe früherer Mitkämpfer. Viele Eltern und Geschwister dankten ihm und dem Kölner Sender für die gegebenen Nachrichten über die Ereignisse während der Schlacht an den Falklandinseln am 9. Dezember 1914. Die Presse hat sich dieses Falles bemächtigt und schreibt:

Wer am Sonntag vor acht Tagen die Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ hörte, horchte auf. Da wurde ein Bericht vom Untergang des Spee-Geschwaders an den Falklandinseln vorgelesen. Es erinnerte einer, der dabei war, an die Stunden dieses Kampfes. Ins deutsche Land ging der Ruf: „Wo bist du — Kamerad von der Sneisenau?“ Es war einer aus unseren Eifelbergen, der ihn über die Wellen sandte, der heutige Elektromeister Emil Körner aus Wiesgen bei Schleiden. Unsere Leser kennen ihn schon. Vor etwa einem Jahr erhielt er die Nachricht, daß er seinerzeit das Eiserner Kreuz I. Klasse erhalten habe. Er selbst wußte bis dahin nichts davon. Er erhielt die Verbindung zu seiner alten Kameradschaft durch ein Bild, das er von einem seiner früheren Vorgesetzten in einer Zeitung entdeckte. Nun ist die Erinnerung an jene harten Zeiten wieder besonders wach ge-

worden, und es hat Meister Körner keine Ruhe gelassen. Er mußte seine alten Kameraden, von denen er nun fast zwei Jahrzehnte nichts mehr hörte, wiedersehen. Die Sehnsucht nach der alten Kameradschaft wurde lebendig. Er schrieb dem Reichsfelder Köln. Sein Bericht wurde beim Appell der alten Frontsoldaten gesandt. Hören wir das Echo:

In den ersten acht Tagen sind über fünfzig Schreiben aus allen Gegenden Deutschlands eingetroffen. Wenn man all die Briefe durchstudiert, bekommt man ein wirkliches Bild von der großen Schicksalsgemeinschaft, zu der dieser harte Krieg unser Volk zusammengeschmiedet hat. Da schreibt eine alte Mutter, deren Sohn aus der Schlacht bei den Falklandinseln nicht mehr heimkehrte. Sie hat zum erstenmal von dem Untergang des Schiffes gehört. Bisher mußte sie beim Lesen von Berichten der Schlacht immer abbrechen. Sie brachte es nicht übers Herz, weiterzulesen. Nun hat sie mit wehem Herzen von dem Ende gehört. Da schreibt sie dem Kameraden: „Wissen Sie von den letzten Stunden meines Jungen?“ Wenn es auch weh tut, sie kann den Ältesten nicht vergessen . . . Ein Brief, den eine deutsche Mutter schrieb. Wir wollen ihn hier nicht wörtlich veröffentlichen, weil die Ehrfurcht vor der Mutterliebe es verbietet, den Schmerz einer Mutter zur Schau zu stellen. Aber solche Briefe sind mehr dabei, in denen der Bruder nach dem Bruder fragt, die Schwester von seinem Sterben wissen möchte. Ein Freund nennt die Anschrift der Eltern eines Kameraden, deren Einziger mit unterging. Einer fragt nach den Nachbarskindern und Schulkameraden. Noch einmal wird all der Schmerz, den der Krieg über die deutsche Familie gebracht hat,

wieder lebendig wie damals. Gewiß, manche Wunde im Herzen ist heute vernarbt, und doch ist die Trauerkunde jener Lage nicht vergessen.

Aber wo der Schmerz ist, da ist im Leben die Freude nicht fern. Während in vielen Herzen wehe Erinnerung bei der Sendung war, da brach in vielen, vielen die Freude wieder auf.

Viele alte Kameraden haben gehört und „Hier“ gerufen. Im weiten deutschen Land haben überall an diesem Abend die Volksgenossen am Lautsprecher gefessen. Wer einen von der alten ‚Gneisenau‘ kannte, hat die Anschrift des Kameraden Körner aufgeschrieben und sie seinem Bekannten mitgeteilt. So haben manche es von sieben Seiten gehört, daß sie im Appell aufgerufen wurden. Und nun melden sie sich.

Die schönste Überraschung aber war, daß am nächsten Sonntag schon der erste Besuch in Wiesgen eintraf. Er hatte nicht erst geschrieben, sondern sich mit seiner Familie sofort ins Auto gesetzt und kam nun angeschneit. Das gab ein Erzählen! Unter den vielen Briefen war auch eine Karte. Da meldete sich einer, der in Köln saß, von dessen Existenz aber keiner der anderen etwas wußte. So werden Bande wieder geknüpft. Der Anschluß an die Kameradschaft ‚Gneisenau‘ ist wieder da. Was aber alle Männer, die den Krieg an der Front mitgemacht haben, besonders freuen wird, ist ein Brief, den einer von der jungen Generation geschrieben hat, dessen älterer Bruder damals das Leben ließ. Wir veröffentlichen ihn, weil er die Stimmung einer ganzen Generation wiedergibt, die sich damit zu den Männern der Front bekennt. Eine Rundfunksendung hat damit alle Generationen, die heute leben, wieder einmal sinn-

fällig zusammengeführt: jene der Front, jene der Eltern der Gefallenen, jene, in deren kindliche Spiele der Donner der Geschütze grollte — eine Blitzlichtaufnahme aus dem harten Leben des deutschen Volkes. Wir wollen schließen mit den Worten des jüngeren Bruders eines toten Helden:

„Sehr geehrter Herr Körner! Sonntag hörte ich am Lautsprecher die Sendung ‚Wo bist du — Kamerad?‘. Sie können sich denken, mit welchem wehem Herzen ich Ihrer Suchmeldung folgte; denn auch ich habe meinen Bruder Albert auf der ‚Gneisenau‘ bei den Falklandsinseln verloren.

Ich war zur Zeit des Heldenringens sieben Jahre alt, und solch schwere Erlebnisse wurzeln für lange Zeit im Innern. Heute weiß ich, daß mein Bruder auch für mich sein Leben hingab, und unser Führer hat endlich dafür gesorgt, daß das Sterben all der jungen Helden nicht nutzlos, sondern für uns und unsere Kinder notwendig war.

Eine Bitte habe ich nun an Sie, lieber Herr Körner, und wenn Sie sie erfüllen können, möchte ich darum bitten. Ich vermute, daß Sie meinen Bruder auch gekannt haben. Er war Heizer und zuletzt im elektrischen Maschinenraum tätig. Mich interessiert natürlich sehr stark, wie mein Bruder sein Leben hingab, ob er noch beim Untergang der Gneisenau lebte usw. Sie können mir offen schreiben, auch wir sind in der Zwischenzeit harte Männer geworden.“

*

Ein ehemaliger Kriegsteilnehmer auf deutscher Seite, jetzt Franzose und wohnhaft in der Gegend von Metz, bat den Reichsfender Köln, ihm einige Kameraden

seines früheren Truppenteils ausfindig zu machen. Vier- undzwanzig Stunden nach der Durchgabe hatten sich sieben Kameraden gemeldet. Der frühere Feldgraue, jetzt Franzose, schrieb einen dankerfüllten Brief an den Reichsfender. Er ist nun nicht mehr einsam und darf sein Fronterlebnis auch mit jemand austauschen. Die Lage der großen Waffenbrüderschaft sind ihm unvergeßlich geblieben.

*

Ein früherer Frontsoldat, jetzt in Amerika beheimatet, war für wenige Tage nur im Rheinland und wollte gern mit seinen Kameraden von 1914 bis 1918 in Verbindung treten, um endlich wieder einmal alles von der Seele plaudern zu können. Ein Durchspruch des Reichsfenders Köln ergab ein überraschendes Ergebnis. Sein Dank an den Sender lautet:

Sehr geehrte Herren!

Am 15. Januar gaben Sie meine Suchmeldung „Wo bist du — Kamerad?“ durch, und ich danke Ihnen recht herzlich, daß Sie mit mir eine Ausnahme machten, weil ich aus Amerika kam und bald wieder abreisen muß. Es haben sich fünfundzwanzig Kameraden gemeldet, und ich erfuhr zehn weitere Adressen von anderen Kameraden. So wurde es mir durch den Rundfunk ermöglicht, alte Kriegskameraden wiederzusehen und mit anderen in Verbindung zu treten.

Ich danke Ihnen nochmals recht herzlich.

*

Aus Südfrankreich schreibt eine ehemalige französische Krankenschwester an den Reichsfender Köln und schickt die Namen von zwölf Soldaten, die nach ihrem Zeugnis in Südfrankreich verstorben sind als Kriegs-

gefangene, und die vielleicht in ihrer Heimat noch als vermißt gelten. Diese ehemalige Krankenschwester hegt den Wunsch, die Angehörigen der verstorbenen Feldgrauen über den Verbleib ihrer Söhne aufzuklären. Sie hat einen genauen Auszug mitgeschickt. Wir geben ihn hier wieder:

Inselmann, Willi Karl, Soldat im 78. Infanterieregiment, 3. Kompanie, geboren in Wibbersen (Preußen) am 10. Juni 1885, Ehegatte von Inselmann Martha — ohne jede andere Anmerkung —; gestorben am 25. Januar 1916 im Spital Nr. 50, begraben auf dem Friedhof zu Embrun, Hohe Alpen.

Mikkelsen, Hans, Soldat im 80. Infanterieregiment, aktiv; geboren in Roeddingfeld, Provinz Schleswig (Deutschland), am 12. Mai 1890, Sohn von Paul und von Lint Anna — ohne jede andere Anmerkung —; gestorben am 21. Mai 1916 im Spital Nr. 50 und beerdigt in Embrun.

Briebach, Ernst, Soldat im 102. Infanterieregiment, 6. Kompanie, Erkennungsmarke Nr. 632, Sohn des verstorbenen Ernst Briebach und der verstorbenen Amalie — ohne jede andere Anmerkung —; geboren in Lockwitz (Königreich Sachsen, Deutschland) am 27. Oktober 1895; gestorben am 23. September 1918, beerdigt auf dem Friedhof zu Embrun.

Blankenburg, Clemens, Soldat im 4. Infanterieregiment, Ersatzreserve, 5. Kompanie, ohne Erkennungsmarke, Sohn des verstorbenen Karl Blankenburg und der Mathilde Dunkelberg, Ehegatte von Lidia Schwade, wohnhaft in Bitterda — ohne jede andere Anmerkung —; geboren in Bitterda, Kreis Erfurt, Provinz Sachsen (Deutschland), am 20. Oktober 1877;

gestorben am 24. Oktober 1918 im Spital Nr. 50 und beerdigt in Embrun.

Buschmann, Emil, Soldat im 36. Füsilierregiment, 1. Kompanie, Erkennungsmarke Nr. 43, Sohn von Hermann Buschmann und Therese Lust, wohnhaft in Klein-Helmsdorf, Provinz Sachsen-Altenburg, Junggeselle; geboren am 4. Mai 1892 in Walgernheim, Kreis Westkreis, Provinz Sachsen-Altenburg; gestorben am 19. Oktober 1918 im Spital wie oben benannt und beerdigt gleichfalls wie oben benannt.

Würfele, David, Soldat im Reserve-Infanterieregiment 122, 9. Kompanie, Erkennungsmarke 4529, Sohn des verstorbenen Johannes Würfele und der verstorbenen Elisabeth Mayer, Junggeselle; geboren am 12. September 1885 in Grumthal, Provinz Württemberg; gestorben am 23. Juli 1918 und beerdigt wie oben genannt.

Singer, Richard, Soldat im 38. Füsilierregiment, 1. Kompanie, Erkennungsmarke unbekannt, Sohn des verstorbenen Karl Singer und der verstorbenen Anna Brendel, Junggeselle; geboren in Grunau, Kreis Hirschberg, Provinz Schlesien, am 9. Mai 1894; gestorben am 31. Januar 1919 und beerdigt wie oben benannt.

Gburk, Joseph, Soldat im 193. Infanterieregiment, 12. Kompanie, Erkennungsmarke 129, Sohn des verstorbenen Jakob Gburk und der verstorbenen Klara Kapella, Ehegatte der Hedwig Schmitt, wohnhaft in Berlin — ohne andere Anmerkung —; geboren am 29. Oktober 1881 in Bontscherhütte, Kreis Danzig, Ostpreußen; gestorben am 25. März 1919 und beerdigt wie oben benannt.

Hergarden, Karl, Soldat im 69. Reserve-Infanterieregiment, 8. Kompanie, Erkennungsmarke 453, Sohn des verstorbenen Peter Hergarden und der verstorbenen Christine Piron, Ehegatte der Bernhardine Badeit, wohnhaft in Kray, Kreis Essen, Rheinland; geboren in Geldern (Rheinland) am 1. Dezember 1877; gestorben am 18. Juni 1919 und beerdigt in Embrun.

Ramp, Richard, Soldat im 423. Infanterieregiment, 11. Kompanie, Erkennungsmarke 1142, Sohn von Albert Ramp und Augusta Gülde, wohnhaft in Ketzlin, Junggeselle; geboren am 25. Februar 1899 in Ketzlin nahe bei Wildberg, Kreis Ruppin, Provinz Brandenburg; gestorben am 13. März 1919 und beerdigt in Embrun.

Winter, Ludwig, Soldat im 87. Infanterieregiment, Erkennungsmarke 216, Sohn von Heinrich Winter und Windhagen Sophie, Junggeselle; geboren am 6. Mai 1895 in Osnabrück; gestorben am 31. Juli 1916 und beerdigt in Embrun.

Weber, Richard, Soldat im 19. bayrischen Infanterieregiment; geboren am 17. September 1890 in Naila, Oberfranken, Bayern; gestorben am 15. Oktober 1914 in Gap, Hohe Alpen, beerdigt hier selbst; Sohn von Gustav Weber und Anna Jehn, Bäckermeister in Naila, Oberfranken, Bayern.

*

Klingt das nachfolgende Schreiben nicht wie heller Jubel?

Am Sonntagnachmittag hörte ich mit meiner Familie die schöne Musik des Reichsfenders Köln an. Die darauffolgende Sendung „Wo bist du — Kamerad?“,

die ich als Kriegsteilnehmer stets mit dem größten Interesse anhöre, brachte mir eine Überraschung, die ich vor Freude zuerst kaum fassen konnte. Ein Kamerad aus dem Felde suchte mich, von dem ich seit meiner Verwundung im Mai 1917 nichts mehr gehört hatte. Selbstverständlich setzte ich mich noch zur selben Stunde mit meinem Kriegskameraden Josef Brüll aus Wolfseiffen (Eifel) brieflich in Verbindung. Heute schon hat der Erfolg sich gezeigt, indem ich einen herzlichen Brief von meinem Kriegskameraden erhielt. Seine Zeilen bringen mir die Kunde von einer unermesslichen Freude; denn im Felde, wo der Kamerad meine Ordnanz war, war dieser mir unzertrennlich. Eine schönere, freudigere Sonntagsüberraschung hätte der Rundfunk uns bestimmt nicht bringen können. Diesen schönen Erfolg haben wir nur Ihnen zu verdanken; denn seit unser lieber Führer Adolf Hitler an der Spitze des deutschen Volkes steht, hat auch der Rundfunk Einrichtungen geschaffen, die wirklich die Volksverbundenheit wiederherstellen.

Mein Kamerad Brüll und ich sprechen hiermit dem Reichsfender Köln unseren allerherzlichsten Dank aus. Möge die Sendung „Wo bist du — Kamerad?“, noch manchem Kriegskameraden eine solche Freude bereiten, wie dies bei uns geschehen. Mit diesem Wunsch begrüße ich Sie, danke nochmals herzlichst und verbleibe mit treu-deutschem Gruß.

Und auch ein tiefer Dank liegt in den schlichten Worten dieses Kameraden:

Herzlichen Dank, daß mir mein Wunsch erfüllt und meine Suchmeldung am vergangenen Sonntag durch

den Kölner Sender in den Äther gesandt wurde. In andächtigem Schweigen, mich zurückversetzend in jene Stunden des Grauens, die meiner Batterie soviel Leid brachten, hörte ich die Meldung. Am Dienstag und Mittwoch meldeten sich bereits vier Kameraden, mein Kamerad Milke aber nicht. Meine Hoffnung schwand, jemals von meinem treuen Kameraden Milke wieder zu hören. Da, am Donnerstag erhalte ich einen Brief aus München. Schon die Adresse sagte mir: Gemeldet hat er sich, dein alter Kamerad! Ich öffne hastig den Brief und lese, daß er noch lebt und es ihm soweit ganz gut geht. Jetzt können wir beiden vorerst schriftlich alte Erinnerungen wieder austauschen. Mein Besuch ist in aller Kürze in Aussicht gestellt.

Ihrem Kölner Sender danke ich nochmals recht herzlich für das Sichwiederfinden zweier alter Freunde, wozu Ihre herrliche Einrichtung erst die Möglichkeit gab.

*

Welch tiefen Eindruck bei allen Frontkameraden die Sendungen hinterlassen, darüber spricht ein Zeitungsbericht aus Menden:

Mensch, do geihst de Kapott, do leevst noch!

Ein Mendener Frontkämpfer findet durch den Rundfunk einen alten Kriegskameraden.

Menden, den 29. August.

Kameradschaft! Ein Wort, für uns Deutsche von besonderem Klange, in dem alles das seinen tiefinnerlichen Widerhall findet, was die seelischen Eigenschaften des deutschen Menschen ausmacht: die Treue, Wahrhaftigkeit, die Opfer- und Einsatzbereitschaft. Die Kameradschaft, gepaart mit der Liebe zu seiner Heimat,

war zu allen schweren Zeiten in der wechselvollen deutschen Geschichte eine moralische Kampfswaffe des deutschen Menschen von ungeheurer Stärke.

Wenn sich ihrer zweie, die in Not und Tod zusammenstanden, während der Kriegsjahre verloren und nun nach langen Jahren irgendwo in ihrem Leben wieder begegnen, was für eine Freude muß das sein!

So erging es jetzt auch einem Mendener Frontsoldaten, der nach nunmehr über zwanzig Jahren von seinem ehemaligen Kriegskameraden das erste Lebenszeichen erfuhr. Nie hatte dieser Kriegskamerad aufgehört, ihn zu suchen. Schließlich hatte er sich an den Kölner Reichssender gewandt und in der Sendung „Wo bist du — Kamerad?“, den Ruf nach ihm in den Äther hinausgeschickt. Und dieser Ruf erreichte ihn.

Es ist unser alter Mendener Mitbürger, der siebenundfünfzigjährige Gieser Wilhelm Holbe von der Iserlohner Straße. Schon während seiner aktiven Dienstzeit in den Jahren 1900 und 1901 stand er als junger Soldat für sein Vaterland in China und hat fünfzehn Monate lang in den Boxeraufständen für die Interessen seines Vaterlandes gekämpft.

Als dann 1914 wiederum der Ruf an Deutschlands wehrhafte Männer erfolgte, da war auch er einer der ersten, der dem Rufe folgte. Er trat in das Infanterieregiment 132 in Straßburg ein. Dort lernte er den einjährigen Kriegsfreiwilligen Otto Freiberg kennen.

„Mensch, do geihst de kapott, Do leevst noch!“, das ist der erste Satz in dem Briefe an den Mendener Kriegskameraden, der in seiner Drastigkeit all das ausspricht, was an Erstaunen und Freude in dem in Bonn lebenden Brieffschreiber wach wurde, als er auf seinen Ruf die

Antwort des Mendener Kriegskameraden erhielt. Und nur haben sie einander versprochen, sich möglichst bald zu besuchen, um mit dem ersten Händedruck all das neu zu besiegeln, was sie die zwanzig Jahre hindurch aneinander glauben ließ: das Erlebnis einer Frontkameradschaft. Eins von den vielen, die heute noch lebendig sind in den Herzen unserer Frontkämpfer. Der Krieg, die Not, die Sorge, der Kampf um das tägliche Brot in den schweren Nachkriegsjahren mögen äußerlich vielleicht Kameradschaften auseinandergerissen haben. Aber doch schließt sich um sie dieses unsichtbare Band.

„Die Kameradschaft lebt . . .!“

*

Kurz und bündig auch folgendes Schreiben:

Ihr Schreiben vom 12. d. M. habe ich leider etwas verspätet erhalten, jedoch haben Kameraden die Suchmeldung aufgeschrieben und mir mitgeteilt. Ich kann Ihnen zu meiner größten Freude erklären, daß der Erfolg sich schon nach zwei Tagen einstellte, und ich ein Schreiben von meinem Kameraden erhielt. Vierzehn Schreiben erhielt ich von mir unbekanntem Kameraden, welche gleichfalls bemüht waren, mir die Adresse meines Kommandeurs mitzuteilen. Als ich diesen Erfolg meinen Arbeitskameraden mitteilte, sagten sie: „Der Rundfunk kommt doch den Volksgenossen sehr entgegen!“ Es will dieses etwas heißen; denn es befanden sich auch ewige Nörgler darunter.

*

Der größte Erfolg aber des Reichssenders Köln war der Fall Gieroncki, der hier ausführlich erzählt werden soll.

Im April 1935 schrieb der ehemalige Frontsoldat Kurt Gieroncki an den Reichsführer und bat um die Durchgabe nachfolgenden Briefes und Berichtes:

Ich suche Kameraden vom Reserve-Infanterieregiment 21, hauptsächlich von der 4. Kompanie, und bitte sie um ihre Anschriften. — Kamerad Hardt ist Mitte November 1914 durch Kopfschuß links verwundet worden; Kamerad Willi Glässer, der immer einen Russenmantel anhatte, ist, als er Hardt helfen wollte, gefallen. Ferner suche ich die Kameraden Hölzner und Hubert Stein; die Kameraden sind von Dortmund oder Umgegend. Ein Kamerad aus Bochum war die ersten Tage im August 1914 an der Gulaschkanohe bei der 4. Kompanie. Es gefiel ihm anscheinend nicht; denn er kam in die Kompanie und ist im September 1914 durch Gesichtsschuß schwer verwundet worden und geriet in Gefangenschaft. Einige Zeit später sind die Russen eingekesselt worden, er selbst und auch noch andere Kameraden wurden wieder befreit. Mein sehnlichster Wunsch wäre, meinem Ketter, einem Kavalleristen, einem schneidigen Kerl, noch einmal die Hand zu drücken oder einem anderen Kameraden von der Eskadron, die an dem folgenden Erlebnis mitbeteiligt waren und sich auch noch gut erinnern werden. Es war bei Kernozia, Richtung Lowicz! Wir kamen, drei Mann, vom Patrouillengang im Waldgelände zurück. Trotz äußerster Vorsicht unsererseits erscholl plötzlich der Ruf: „Podjemei rudy do here!“, das heißt: „Hände hoch!“ Blikartig standen fünf Kosaken oder Dragoner da und hielten uns ihre Karabiner vor die Brust. Mir blieb im Augenblick der Verstand stehen. Einer riß uns die Tornister und das Koppelzeug ab und durchwühlte unsere Taschen, ohne

Erfolg; denn an die Brustbeutel haben die nicht gedacht. ‚Geld heraus!‘ brüllten sie uns an. Ich sagte, wir hätten kein Geld. Dafür bekamen wir eine anständige Tracht Prügel mit dem Siebenschwanz, wie ihn die russische Kavallerie trägt. Ich habe wohl am meisten abbekommen, weil ich nicht schreien wollte. Dann mußten wir uns auf den Bauch legen. Einer von den Brüdern verschwand im Wald und kam bald mit einem Pferd zurück. Der mit dem Pferde trat mich zünftig hinten rein und brüllte: ‚Aufstehen!‘ Er band einen dünnen, aber zähen Schweinslederriemen um meinen Arm und befestigte den Riemen am Sattel. Er selbst stieg dann in den Sattel, und schon ging es los. Im Walde ging es noch im Schritt. Als wir aus dem Walde heraus waren, trabte er los, ich nebenher. Dabei überlegte ich, was zu machen sei, um loszukommen. Plötzlich hielt er an und guckte sich um, ebenfalls ich. In rasendem Galopp sauste einer von unserer Kavallerie auf uns zu. Mut und Freude gaben mir doppelte Kräfte. Noch ehe das Kosakenpferd sich zum Sprung aufbäumte, griff ich mit der rechten Hand nach der Trense und Kandare und riß wie wahnsinnig daran rum. In der nächsten Sekunde ein knirschender Zusammenprall — und es war geschehen. Ich war frei. Jetzt erschien auch der Leutnant mit den übrigen Reitern. Er hörte mich kurz an und sagte: ‚Diesmal haben Sie noch Schwein gehabt, Sie Schlappschwanz. Schämen Sie sich denn nicht, sich von so einem feigen Gefindel überlistet zu lassen! Nun machen Sie, daß Sie mit Ihren Kameraden zu Ihrer Kompanie kommen!‘ Dann trabten die Ketter, die deutschen Reiter, von dannen. Wer waren sie? Leben sie noch? Damals im Felde war ihre Tat eine selbstverständliche Angelegen-

heit ohne besonderen Belang. Das war Kameradschaft. Ich möchte mit meinen Kameraden von damals und mit den Kavalleristen wieder Verbindung aufnehmen. Helfen Sie mir dazu!

Kurt Sieronski, Welper (Ruhr), Lange Gorstraße 79.

Er wollte also wieder Verbindung mit seinen Regimentskameraden aufnehmen, besonders mit den Männern seiner Gruppe. Und auch mit den schneidigen deutschen Reitern, die seine Gefangennahme hinderten. Am 28. April gab der Reichsfender Köln die Meldung durch. Und am Lautsprecher saß zu dieser Sekunde eine alte achtzigjährige Frau, die ihren jüngsten Sohn seit siebzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. „Vermißt“, so hatte man ihr mitgeteilt, damals im wilden Laumel des Rückzuges, Herbst 1918. Die einzelnen Verbände kämpften ja in jenen letzten Kriegstagen wie auf verlorenem Posten, jeder eine Einheit für sich, stets umlauert von der Übermacht, vom Material niedergedrückt. Man kam sehr leicht auf die Verlustliste im Herbst 1918, wenn man einer jener deutschen Soldaten war, die todesmutig und ohne Hoffnung auf Entsatz ihre Pflicht erfüllten. Einer dieser Vermißten von 1918 war Kurt Sieronski. In Wirklichkeit war er noch da. Die irrtümliche Meldung hatte jedoch seine Mutter schon erreicht und ein gequältes Herz in Angst und Schrecken versetzt. Nach dem Waffenstillstand kehrte Sieronski nach Oberschlesien zurück; aber dort ging es drunter und drüber. Dort hausten die Polen, dort war keine Nachricht von der Mutter zu erlangen. Die alte Frau war inzwischen längst ins Rheinland gezogen zu ihrem ältesten Sohn und lebte in Oberhausen. Sieronski kannte auch die Adresse seines Bruders nicht; man hatte sich ja im Laufe

der Jahre aus den Augen verloren. Er suchte und bekam Arbeit im Bergischen Land. Und von dort aus schrieb er dann seine Suchmeldung an den Reichsfender Köln. Und in Oberhausen, nur fünfzig Kilometer von Kurt Sieronski entfernt, hörte die alte, fast achtzigjährige Mutter den Namen ihres Sohnes. „Kurt lebt!“ sagte sie zu ihrem ältesten Sohne. „Er lebt und wohnt hier in der Nähe. Ich weiß nur nicht genau, wo. Ich habe es nicht richtig verstanden.“ Eine Anfrage beim Kölner Sender verschaffte ihr die richtige Anschrift. Der Bruder schrieb dann an diesen Kurt Sieronski und überzeugte sich, daß es kein Namensvetter, sondern wirklich und richtig der seit siebzehn Jahren vermißte Bruder war. Am darauffolgenden Sonntag feierte die Familie Sieronski das Fest eines erschütternden Wiedersehens. Vor seiner alten, fassunglos weinenden Mutter stand der Totgeglaubte, stand da in voller Gesundheit und Frische. Er hatte den besten Kameraden seines Lebens wiedergefunden.

*

Wo bist du — Kamerad?

Der Große Krieg ist längst Vergangenheit,
Für viele Menschen ist er fast schon Sage,
Und dennoch strahlt sein Sinn in unsre Zeit
Und lebt sein Erbe in der kleinen Frage:

Wo bist du — Kamerad?

Gar manche Mutter weiß bis heute nicht,
Wohin der Krieg ihr einst den Sohn verschlagen;
So wird sie sehrend, bis ihr Auge bricht,
Nach seinem Los und seinem Grabe fragen:

Wo bist du — Kamerad?

Viel treue Freunde, die der Krieg vereint,
 Hat dann die Zeit in alle Welt getrieben,
 Und wenn auch vieles heut vergessen scheint,
 Die eine Frage ist doch stets geblieben:
 Wo bist du — Kamerad?

So wird es leben, dieses kleine Wort,
 Der letzte Krieger wird's noch sehrend fragen,
 Und geht auch er aus seinem Wirken fort,
 Mag er wohl sterbend noch die Worte sagen:
 Wo bist du — Kamerad?

Erich Limpach, Hanau.

Drittes Kapitel

Schlichte, selbstverständliche Kameradschaft!

Die Fälle schlichter Pflichterfüllung im Rahmen der Frontkameradschaft sind nicht zu zählen. Die Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ hat ganz tief hineingegriffen in den unerschöpflichen Schatz dieses Erlebens. Durch die Stimme des Reichsfeldmarschalls von Hindenburg ist vieles wach geworden, das nur leise schlummerte. Es hat jedesmal großen Widerhall gefunden, wenn Frontsoldaten suchten und riefen, und wenn sie von stiller Pflichterfüllung sprachen, auch von Pflichterfüllung auf der anderen Seite.

Folgende Berichte, eindringlich in ihrer Schlichtheit, verdienen hervorgehoben zu werden:

Leib-Grenadier-Regiment 8, mal herhören!

Theo Becker in Lünen-Süd erbittet Anschriften von Offizierstellvertreter Theo Kohnke, im Felde beim Leib-Grenadier-Regiment 8, sowie des Leutnants und Kompanieführers August Nocke, bis 1917 beim Garde-Jäger-Reservebataillon, dann bis Kriegsende beim Leib-Grenadier-Regiment 8.

Offizierstellvertreter Kohnke brachte mich im August 1918, als ich durch Kopf- und Rückenschuß schwer verwundet wurde, mit einigen Leuten aus der Stellung bei Soissons nach rückwärts. Leutnant Nocke befand sich am 9. November 1918 nach mehrmaliger Verwundung mit mir in der Genesungskompanie in Frankfurt. Als

wir am Nachmittag gegen 5 Uhr nach Ausbruch der Revolution in die Stadt wollten, wurden wir von den roten Horden, die unsere Wache besetzt hatten, aufgefordert, Achselstücke, Achselklappen sowie die Kofarden abzunehmen. Als wir uns weigerten, wollte man sie uns mit Gewalt abreißen und drohte uns mit Erschießen. Im Flur kamen wir mit dem Posten ins Handgemenge. Auch als die sogenannte Wache herauskam, gaben wir der Aufforderung nicht nach. Wir sagten, daß wir aus der Front kämen. Da man uns den Ausgang sperrte, setzten wir später über die Kasernenmauer. Unsere Kofarden und Achselklappen behielten wir aber. Auch in der Stadt wurden sie uns nicht abgerissen. Welcher Kamerad kann mir die Anschriften von Offizierstellvertreter Kohnke und Leutnant Nocke angeben? Theo Becker, Lünen-Süd, Kaiserstraße 142.

Der Dankbrief von August Nocke lautet:

Gestern abend wurde ich von einem alten Frontkameraden, von dem ich seit dem 9. November 1918 nichts mehr gehört habe, gesucht und, wie Sie sehen, auch gefunden. Aber es ist nicht das, was ich Ihnen sagen wollte. Als ich heute früh zum Dienst kam, stürzte man von allen Seiten auf mich los, um mir zu sagen, daß ein Frontkamerad mich suchte. Sie hätten die Begeisterung und die Freude sehen sollen, die alle hatten, weil sie einem alten Soldaten helfen konnten. Wenn Sie noch zweifeln sollten, daß Ihre Sendungen gehört werden, dann könnte ich Ihnen sagen, daß diese Suchmeldungen von fast allen ehemaligen Frontsoldaten gehört und miterlebt werden. Auch wenn einmal jemand kommen sollte und sagt: „Hört denn diese Sucherei noch nicht auf?“ oder ähnlich, dann sagen Sie ihm: „Nein,

solange wir unseren alten Frontkämpfern noch eine Freude machen können, und solange sich noch Kameraden suchen, so lange bleibt es so!“ In diesem Sinne sage ich Ihnen auch im Namen vieler alter Soldaten für Ihre Sendungen herzlichen Dank.

August Nocke, Essen-Altenessen.

*

Infanterieregiment 128, 8. Kompanie, und Feldrekrutendepot der 5. Infanteriedivision.

Gustav Meier in Witten-Annen trat mit siebzehn Jahren 1914 als Kriegsfreiwilliger beim Danziger Infanterieregiment 128 ein und wurde am 30. Dezember 1914 bei der 8. Kompanie im Osten verwundet. Nach seiner zweiten Verwundung beim Reserve-Infanterieregiment 264, ebenfalls im Osten, kam er 1916 vor der Sommeschlacht wieder zur 8. Kompanie des Infanterieregiments 128. Als Hornist und Befehlsempfänger war ich, so schreibt Gustav Meier, nach leichten Verwundungen und Verschüttungen im Pressoirewald bei Arras, bei Gavrelle und in Flandern immer wieder bei der 8. Kompanie und mußte diese Anfang April 1918 nach der Märzoffensive verlassen. Ich wurde einer Nervenstation in Belgien überwiesen und kam nach zehntägiger Beobachtung nach Deutschland. Seitdem fehlt mir jede Verbindung mit den ehemaligen Kameraden der 8. Kompanie.

Welcher Kamerad lebt noch, der 1917 in Flandern den Gänsemarsch mit entblößtem Haupt und einer Mullbinde um die Stirn aus dem vordersten Trichterfeld nach hinten mitmarschierte? Voran ein Sanitäter mit einer kleinen rote-Kreuz-Flagge. Wohl jedem der Kameraden ging damals ein Zittern durch den Körper. Mußte man

doch bei hellem Sonnenschein und Trommelfeuer in vorderster Linie mit verbundenem Kopf und Arm aufstehen und dem Gegner die rote-Kreuz-Flagge zur Schonung zeigen! Ein Maschinengewehr hätte dreißig bis vierzig Verwundete in Sekunden niedergemäht. Aber keine Kugel piff, als wir uns aufrichteten. Der Gegner achtete damals, in den Septembertagen 1917, unsere rote-Kreuz-Flagge. Wo sind nun die Kameraden, die sich dieser Geschehnisse noch erinnern? Wo sind die Führer der damaligen 8. Kompanie: Hauptleute Fergien und Schulze, Leutnant Schetelig und Dewitz, Kompaniefeldwebel Strahlke, Küchenchef Niemeier, Gefreiter Johann Fröse, Fritz Laft, Emil Jordan, Franz Strunk, Fritz Karsten, Jakob Müller, Emil Kotmar und alle ihr anderen Kameraden der 8. Kompanie, Infanterieregiment 128?

Das Schicksal wollte es, daß ich Ende 1918 noch mal zur Westfront, zum Feldrekutendepot der 35. Infanteriedivision kam. Am Tage des Umsturzes waren unsere Pässe auf den Schreibtuben und diese wiederum auf Schleppkähnen auf der Schelde in einem Ort in Flandern verladen. Unsere Truppenformation, der sich auch Sanitätspersonal aus den Feldlazaretten angeschlossen, marschierte auf Holland zu. Dort wurden wir an der Grenze entwaffnet. Dann marschierte holländisches Militär und Gendarmerie mit aufgepflanzten Bajonetten mit uns durch Holland bis zur rheinischen Grenze. Seit 1924 bin ich nun auf der Suche nach meinem damals verlorenen Militärpaß. Welcher Kompaniefeldwebel oder Kamerad, der auf der Schreibtube des damaligen Feldrekutendepots der 35. Infanteriedivision war, kann etwas über den Verbleib dieser Militär-

papiere angeben? Sind diese auf der Schelde abgeseckt? Oder sind sie nach Holland gekommen? Also, Kameraden der 8. Kompanie, Infanterieregiment 128, und vom Feldrekutendepot, 35. Infanteriedivision, laßt bald von euch hören. Gustav Meier, Witten-Annen, Am Brandacker 24.

Klingt diese Geschichte vom Marsch der Verwundeten über das schwer beschossene Feld hinweg nicht wie eine Erzählung aus der Ritterzeit? Welch ein Lob für die Gegenseite in diesem einfachen Bericht eines deutschen Soldaten.

Er hat aber auch ausführliche Antworten bekommen, der Suchende, wie er selbst begeistert dem Reichsfender schreibt:

Die Sache ist von einem ganz großen Erfolg gekrönt worden. Selbst Kameraden von anderen Regimentern haben sich gemeldet. Viele vom Danziger Infanterieregiment 128. Ja, und viele alte, gute Kameraden von der eigenen 8. Kompanie. So erhielt ich noch am 18. Februar 1937 von einem Kameraden Franz Strunk, Solingen, Georg-Herweg-Weg 34, einen Brief, bei dessen Lesen mir eine Träne auf den Bogen rollte. Auch er war Spielmops bei der 8./128 und kann es gar nicht glauben, daß ich mit ihm in der dicksten Luft die Meldungen immer hin und her beförderte. Er schreibt: „Über zwanzig Jahre sind verflossen, niemals habe ich meine Kameraden von damals vergessen. Mit trübem Herzen mußte ich zusehen, wenn ein anderer Kamerad zum Regimentstreffen fuhr. Nur von den 128ern hat sich in Westdeutschland bis heute niemand hören lassen. Haben wir das verdient, daß wir so weit vom Schuß liegen? Und nun hörte ich die Regiments-

nummer und Deinen Namen im Rundfunk. Ich konnte es dennoch nicht fassen, wie dieses möglich sein konnte. Vor lauter Erregung hatte ich auch die Anschrift nicht mehr mitbekommen. Jetzt wollen wir uns nicht mehr verlieren, sollte Dich mein Brief trotz der undeutlichen Anschrift erreichen.'

Der Kamerad Strunk hatte folgende Anschrift gemacht: Kamerad Meier, Witten-Annen, ehem. 8./128. Die Post hat dafür gesorgt, daß der Brief an die richtige Adresse gelangte.

Ferner haben sich Kameraden gemeldet aus Grevembroich, Essen, Volmarstein, Herford, Iserlohn, Welper (Ruhr), zudem der gesuchte Emil Jordan. Es hatten sich drei Jordans gemeldet; der richtige Emil Jordan, ein ganz guter, alter Kamerad von der 8. Kompanie schrieb aus Landsberg a. d. Warthe bei Berlin, Bismarckstraße 5.

Nur vom Feldrekutendepot, 35. Infanteriedivision, hat sich niemand gemeldet. Da muß dem lieben, guten Rundfunk doch ein kleiner Irrtum unterlaufen sein. Ich wurde am anderen Morgen gleich nach der 36. Division gefragt. Alle hatten und ich selbst habe Feldrekutendepot der 36. Infanteriedivision gehört. Oder sollte die Schreibmaschine aus der 35 eine 36 gemacht haben? Mein Militärpaß ist beim Feldrekutendepot der 35. Infanteriedivision verlorengegangen. Wie dem auch sei, darüber wollen wir nicht mehr urteilen. Wenn ich nun auch keinen Paß besitze, so habe ich dennoch die Hoffnung, einmal ein Stückchen Papier zu erhalten, das mich und meine Nachkommen an die Kriegsdienste erinnern wird. Ein Kamerad hat sich gemeldet. Er wurde unter dem Namen Dewitz in der Suchmeldung genannt. Seine Anschrift lautet: Dewitz, Major im Infanterieregiment

Nr. 4 (Ostseebad Kolberg). Dieser gute Offizier schreibt mir folgendes: Lieber Kriegskamerad Meier! Ich hörte, daß Sie über den Reichsfender Köln Kameraden der 8./128 suchen. Hier ist einer, und zwar der damalige Fähnrich und Leutnant Dewitz. Sie können überzeugt sein, daß ich Ihnen nötigenfalls selbstverständlich gerne in der Überwindung Ihrer großen und kleinen Sorgen behilflich sein werde.'

Und für alles dieses und die kommenden, hoffnungsvollen Tage kann ich nur Dir allein, lieber Rundfunk, nochmals auf das wärmste meinen aufrichtigen Dank aussprechen.

Gustav Weier, Witten-Annen.

*

Wieviel Heldentum und Größe liegt in dem nachfolgenden Bericht. Er ist ein einziges Loblied auf die Kameradschaft. Der Reichsfender Köln gab ihn durch und hatte auch damit einen ganzen Erfolg, wie das Dankschreiben erwähnt.

Achtung! Badisches Infanterieregiment 185, 1. Komp.

Am 15. November 1916 großer Alarm. Die mörderische Schlacht an der Somme tobte. Das I. Bataillon des Infanterieregiments 185 löste im Serreriegel ab. Unter heftigem feindlichem Sperrfeuer sausten wir Infanteristen durch Achiet-le-Petit, in dem kein Stein mehr auf dem anderen war. Im Morgengrauen fanden wir uns in den vordersten Granatlöchern und Trichtern, in zerhauenen Unterständen. Alles war verschlammmt, mit gelblichem Wasser gefüllt. Ein Trichterfeld, über das der Tod raste! Doch wir kannten die Somme, die uns zur zweiten Heimat geworden war, ja von früher noch. So gut es ging, schanzten wir uns ein halbwegs trocke-

nes Plätzchen, oft neben toten Kameraden, die uns als Deckung dienen mußten.

Am 18. November 1916: Großkampftag! Die Gegner schossen wie die Teufel, es regnete Granaten aller Kaliber. Minen schwer und leicht. Ein Toben um uns herum, als ginge die Welt unter! Wir in unseren Löchern waren keine Menschen mehr. Tieren gleich, schauten wir uns gegenseitig an. Schmutz und Schlamm bedeckten unsere Gesichter. Verbissen und gefaßt harrten wir und wußten, daß für uns jede Sekunde die letzte sein konnte. Gab es überhaupt noch ein Entrinnen aus dieser Hölle? Stundenlang steckten wir im Schlamm, den Kolben fest umklammert. Nasser Schmutz klebte im Saumen. Die brennenden Augen starrten ins Niemandsland.

Was wußte ich von dir, Kamerad, der du neben mir lagst, gleichsam wie ich dem Tode geweiht! Daß du ein Prachtkerl warst, daß du, ein Fabrikarbeiter, jung verheiratet, in einer kleinen Vorstadt von Mannheim wohntest, daß du schon in Galizien neben mir gekämpft, daß du Holz für mich gehackt, wenn, wie du sagtest, meine Schreibhände es nicht konnten; daß du ein ganzer Kerl — daß du eben mein Kamerad warst. Das ist alles, was ich von dir wußte. Das ist es auch, was mir heute noch im Halse sitzt und würgt — und mir eine stumme Träne der Freude in die Augen treibt.

Irgendwelcher Befehl kam: „Am frühen Morgen geht es zum Sturm!“ Handgranaten wurden gefaßt, das mörderische Feuer tobte weiter. Da — es war gegen 6 Uhr morgens — hieß es: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Schrille Pfliffe tönten — Handgranaten in der einen, das Gewehr in der anderen Hand, so stürmten wir, das rauhe

„Hurra“, das unseren Feinden so verhaßte „Hurra“ auf den Lippen. Schon kamen uns die ersten, völlig abge-spannten Gefangenen entgegen. Die Nachbarkompanie hatte sie entwaffnet. Ich sehe dich noch vorm feindlichen Graben, Kamerad! Die Handgranaten segten umher. — Nun lag auch jegliches Artilleriefeuer weit vor uns. Ran! Die nächsten Feinde suchten wir nach Zigaretten ab und fanden welche. Kannst du dir noch unsere von Dreck starrenden Gesichter vorstellen? Zigaretten in Blechdosen verpackt, kein Schlamm, kein Dreck! „Komme was da wolle“, meintest du, „die Dinger werden geraucht.“ Und so lagen wir beide eng aneinandergeklebt im ersten feindlichen Graben, um den soviel gekämpft worden war, und rauchten unsere „Kriegsbeute“. Ein Trümmerhaufen von zerschossenem Gebälk zeretzter Unterstände ragte um uns empor. Worte wurden nicht gesprochen — nur die roten, verklebten Augen sprachen eine Sprache: Treue um Treue, echte Kameradschaft, im Pulverdampf erprobt! Ich vergesse sie nie, wie auch die Millionen anderer sie nicht vergessen können. Alle die heute noch Jungen bitte ich darum, eingedenk zu sein, daß gerade uns Deutschen das Wort „Kameradschaft“ etwas Heiliges bleiben muß.

Wo bist du nun, Kamerad aus Mannheim, mein Kamerad aus der 1. Kompanie, Badisches Infanterieregiment 185? Gib ein Lebenszeichen deinem Frontkameraden, dem ehemaligen Gefreiten und späteren Bataillonsmelder:

Hermann Wasserhövel, Köln-Nippes, Kuenstraße 5.

Und das Dankschreiben an den Reichsfender lautet:

Wenn ich erst heute auf die Sendung vom 22. Januar zurückkomme, in der meine Suchmeldung durchgesprochen

wurde, so ist dies etwa nicht Undankbarkeit. Das Gegenteil ist der Fall! Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank und kann Ihnen erfreulicherweise mitteilen, daß ich mit einer Anzahl ehemaliger Frontkameraden, so aus Dortmund, aus Dortmund-Hörde, aus Leipzig, sogar aus Wien, in einen herzerfrischenden Briefwechsel getreten bin. Außerdem wurde ich hier in Köln-Nippes von Angehörigen ehemaliger Kameraden, unter anderem sogar aus Hessen, aufgesucht. Mit all diesem will ich nur sagen, wie sehr die Sendung überall bei jung und alt Anklang findet. Ja, ich gehe soweit, zu sagen, daß sie aus unserem Reichsfender Köln gar nicht mehr fortzudenken ist! In den Tagen nach dem Durchspruch wurde ich allerwärts angehalten und gefragt. Bekannte und Freunde machten mich auf dieses und jenes aufmerksam, man rief mich telefonisch an. Kurz, in den Tagen entwickelte sich bei mir so ein kleines Kriegsauffrischungsbüro, daß es eine wahre Pracht war. Eines Sonntags morgens saßen wir mit alten Kameraden und deren Angehörigen zu Hause beim Wacholder zusammen und tauschten Erlebnisse des Krieges aus.

*

Wenn einer vom Krieg erzählen kann, dann ist's bestimmt ein Mann vom Sturmbataillon Rohr. Jeder ehemalige Frontsoldat weiß, wie prachtvoll diese Rohrer ihre Pflicht erfüllten. Überall wo sie auftauchten, gab es einige Tage später Gefangene und Geländegewinn für uns. Das Sturmbataillon Rohr hat seine Geschichte mit Blut und Eisen in die Erde Frankreichs gegraben, eine Geschichte, die man noch in tausend Jahren in Ehrfurcht nacherzählen wird. Nun wendet

sich einer vom Sturmbataillon Rohr an den Reichsfender Köln:

1. Maschinengewehrkompanie, Sturmbataillon 5 (Rohr), hört mal her!

Ulrich Kirchhofer erinnert seine alten Kameraden an die Kämpfe auf der Procure-Ferme und im Doncourtwalde, in denen dem Bataillon zum ersten Male der Nahkampf beigebracht wurde. Dann mit einzelnen Stoßtrupps an verschiedenen Frontabschnitten eingesetzt, kam das Bataillon am 21. März 1918 nach St. Quentin. Morgens gegen 10 Uhr erklang das Sturmsignal, und schon bald war der Feind in die Flucht geschlagen, zumal die deutsche Artillerie gut vorgesorgt hatte. Über Nesle und Ham ging es dann nach Montdidier, wo in den Baracken eines ehemaligen Gefangenenlagers Quartier genommen wurde. Kamerad Hinzgen und ich lagen bei den Fahrern. Wir freuten uns alle auf die so lang entbehrte Ruhe; aber fehlgeschossen! Schon bald kamen feindliche Granaten, und bald standen einige Baracken lichterloh in Flammen. Vizefeldwebel Bäuck wurde schwer verwundet, und wir brachten ihn in einen Keller zu einem Arzt, haben aber später nichts mehr von ihm gehört. Lebt Kamerad Bäuck noch? Trotz schwerer Vollerstreifer rechts und links, vorne und hinten, schlugen wir uns durch und retteten unser Leben, während so viele andere, unter ihnen Unteroffizier Baumann, zur großen Armee abberufen wurden. — Einige Zeit später mußten wir die Höhe bei Noyon stürmen, nachdem durch die Detonation von etwa zehn Minen das Sturmsignal gegeben war. Der Berg bebte; aber der Ruf „Sturm auf, — marsch, marsch!“ ließ uns die letzte Kraft einsetzen, und schon waren wir im feindlichen Graben.

Führer des Angriffs war Offizierstellvertreter Komeltor, ein guter Kamerad und harter Draufgänger. Manche Gegenangriffe des Feindes und unsere eigenen Vorstöße ließen das Sturmgelände in ein einziges Feuermeer verwandeln. Christian Lausberg und ich schaufelten uns am Abhang des Mon Renoire ein Loch, in dem wir viele Stunden hausten. Kamerad Lausberg, denkst du noch an diese Stunden und an das gegenseitige Versprechen, unsere Angehörigen zu verständigen, falls dir oder mir etwas geschehen sollte? Gib mir doch einmal wieder ein Lebenszeichen! Auch ihr anderen Kameraden: Fritz Schäfer, Peter Hingen, Meißner oder Meißer, Fritz Winkens aus oder bei Heinsberg zu Hause, Offizierstellvertreter Komeltor, schreibt mir doch einmal! Wer von euch kennt noch alle Strophen unseres Liedes, das wir so oft auf unseren Märschen angestimmt haben? Der eine Vers hieß:

Was soll das Kreuz am Friedhof drunten,
 Geschmückt mit einem eisernen Helm?
 Erinnerst an vergangene Zeiten,
 An das verfllossene Heldenblut.
 Hier ruht so mancher Mutter Sohn
 Vom Rohr'schen Sturmbataillon.

Mit den Kameraden Hans Kreinz in Lennep, Peter Esser in Bad Godesberg, Matthias Halm in Hangelar und Peter Lichtenberg habe ich schon mehrfach Erinnerungen aus unserer gemeinsamen schweren Kampfzeit ausgetauscht. — Unser letzter Kompanieführer, Leutnant Prieß, ist heute Hauptmann im Kriegsmuseum und würde sich sicher genau so über ein Wiedersehen freuen wie euer

Ulrich Kirchhofer, Krefeld, Evertsstr. 35

Einen Erfolg hatte dieser ehemalige Rohrer bestimmt erwartet. Aber daß sich mehr als vierhundert Kameraden melden würden, nein, damit konnte er in seinen kühnsten Träumen nicht rechnen. Er saß wochenlang Abend für Abend bis Mitternacht am Tisch, um die einlaufenden Meldungen zu beantworten. Aus Neubelgien, aus Holland und aus Frankreich meldeten sich ehemalige Rohrer bei ihm. Darüber hinaus suchten zahlreiche Angehörige Gewißheit über das Los ihrer beim Sturmbataillon Rohr gefallenen oder vermißten Söhne und Brüder. Damit hat der Reichsfender Köln durch seinen Durchspruch wiederum der Frontkameradschaft einen großen Dienst erwiesen. Vierhundert der Besten und Tapfersten, die sich im Laufe der Nachkriegsjahre aus den Augen verloren hatten, wurden für das ganze fernere Leben in treuer Kameradschaft zusammengeschweißt.

*

Jetzt sucht ein Vorgesetzter seinen Untergebenen. Er sucht und hat Erfolg:

Der ehemalige Rittmeister und Chef der Maschinengewehrschwadron vom 1. Westfälischen Husarenregiment 8, Freiherr von Wolff-Metternich, bittet um die Anschrift des früheren Wachtmeisters Richter. Richter war der erste etatmäßige Wachtmeister der im Januar 1917 in Derewek in Polen neu aufgestellten Schwadron. Er war ein Maschinengewehrschütze wie wenige, konnte er doch den Anfangsbuchstaben seines Namens in eine Maschinengewehrscheibe schießen! Bei dem Angriff der 9. Kavalleriedivision auf die Bayernhöhe bei St. Couplet in der Champagne wurde Richter schwer verwundet, im Lazarett wurde ihm der linke Unterschenkel

amputiert. Nach der Offensive besuchte ich ihn im Lazarett und sah ihn dann noch einmal im Dezember 1918 in Berlin-Treptow, wo die Schwadron nach dem Einzug der Gardekavallerie-Schützendivision in Berlin am 11. Dezember 1918 in Quartier lag. Sein alter Schwadronchef würde sich über ein Lebenszeichen von ihm sehr freuen. Die Anschrift ist:

Freiherr von Wolff-Metternich, Major a. D.,
Wewelsburg (Paderborn-Land).

Wenige Tage später ein Schreiben an den Reichs-
sender Köln:

Für die liebenwürdige Mitteilung meiner Such-
meldung Ihnen meinen besten Dank aussprechend, teile
ich Ihnen mit, daß diese sehr guten Erfolg gehabt
hat. Abgesehen davon, daß sich ein großer Teil alter
Kameraden, die in meiner damaligen Schwadron ge-
standen hatten, bei mir zur Stelle meldeten, zum Teil
aus weitabgelegenen Gegenden, ich nenne zum Beispiel
Süderlögum an der dänischen Grenze, hatte ich bereits
nach zwei Tagen Nachricht von dem Gesuchten,
meinem alten etatmäßigen Wachtmeister Richter, der
mir hocherfreut aus Beelitz in der Mark schrieb, daß er
meinen Ruf, am Rundfunk sitzend, mit angehört hätte.

*

Der Skat hat manchem Frontsoldaten über die
schlimmsten Stunden hinweggeholfen. In dieser Er-
innerung griff einer zum Schreibpapier, um durch Ver-
mittlung des Reichs senders Köln seinen ehemaligen ein-
gefleischten und unermüdlichen Skatbruder zu finden. Es
sei gleich gesagt, er hat ihn gefunden. Beim Rundfunk
ist einfach nichts unmöglich:

Am ruhigen Sonntagnachmittagen denke ich oft an
meinen lieben und treuen Kameraden W. Thüngen aus
Duisburg, mit dem ich im Unterstand manchen Skat
gedroschen habe. Da ich im Juni 1918 in der Offensive
zwischen Noyon und Montdidier verwundet wurde, habe
ich nichts mehr von ihm gehört. Wie oft haben wir
gemeinsam beim Empfang der Lebensmittel die Zigarren
gegen Zigaretten eingetauscht, und wie oft langte der
Skatblock nicht mehr aus! Sollte mein Kamerad
Thüngen von der Pionierkompanie 261 glücklich nach
Hause gekommen sein, so bitte ich um Nachricht.

Josef Grefeld, ehemaliger Unteroffizier, Köln-Riehl,
Riehlertal 44.

Zwei Tage nach der Durchgabe erhielt der Reichs-
sender ein Schreiben:

Ich teile Ihnen höflich mit, daß Ihre Durchgabe
meiner Suchmeldung prompt einen vollen Erfolg zu
verzeichnen hatte. Noch am gleichen Abend, als die
Meldung durch den Äther lief, hat mir mein Front-
kamerad geschrieben, und ich freue mich außerordentlich,
daß ich ihn auf diese Art und Weise wiedergefunden
habe. Gleichfalls erhielt ich auch Nachricht von einer
Kusine des Gesuchten, die mir ebenfalls die Adresse auf-
gab. Hieraus ist wohl zu entnehmen, mit welcher großer
Aufmerksamkeit und regem Interesse diese Sendung
verfolgt wird. Mein Kriegskamerad wird mich in der
allernächsten Zeit besuchen, und wir werden dann wieder
einen zünftigen Dauerkat zusammen spielen.

*

Klingt aus der nachfolgenden Meldung nicht herr-
licher Übermut und der unbeugsame Stolz auf die
Waffe und die ehrenvolle feldgraue Uniform? Wer

dieses kleine Erlebnis aus dem Jahre 1916 im rumänischen Feldzug liest, könnte fast an die Stimmung von 1914 denken. Aber damals, zu Kriegsbeginn, hatten es die Soldaten leicht, übermütig zu sein; sie wußten noch nichts vom Ernst der späteren Jahre. Wenn aber 1916, mitten im Gefecht, gescherzt wurde, dann hatte jedes Wort Goldeswert.

Dieser kleine Bericht eines Soldaten vom Infanterieregiment 171, 2. Kompanie, ist durch den Rundfunk verbreitet worden und hatte gleichfalls großen Erfolg.

Wo bist du, Kamerad Friß Oberheidtmann aus Mettmann? Erinnerst du dich noch der stolzen 2. Kompanie, Infanterieregiment 171? Weißt du noch, wie wir als alte Kameraden nach mancher gemeinsamen frohen und harten Zeit am 7. und 8. August 1917, nach dem Übergang über die Putna (Rumänien) bei Faurei, nach der Einnahme von Patrascani, Igesti und Batinessti, am folgenden Tage als rechter Flügel der Angriffsfront in die schon hufeisenförmige feindliche Front noch weiter zum Angriff vorgehen sollten? Nach recht kalter Nacht kam der heiße Tag. Feldgrauer Anzug im Tornister, Drillichanzug an, so warteten wir auf die Zeit des Angriffs im Hohlwege. Lustig, wie unsere Korona einmal war, kommandierte der alte Unteroffizier: „Alle Mann Zigarren oder Pfeifen anstecken!“ Weißt du noch, wie wir dann stolz auf der glatten Ebene, angesichts des uns rechts flankierenden Feindes mit der Pfeife oder Zigarre im Schnabel Richtung Dumbravawald—Satul-Neu vorgingen? Aber der nahe Feind, das Feuer von rechts und vorn gebot uns Halt! Gut für uns; denn so entstand keine Lücke, und links konnten die Kameraden weiter vorgehen. Wir besetzten den rechten Flügel. Im größten

Feuer ertönte deine Stimme: „Friß, Unteroffizier! Mir is verdammig mine Pife utegan!“ So hieltst du es noch im tollsten Feuer für nötig, wenigstens zu melden, daß du den Befehl nicht mehr ausführen konntest.

Und dann noch weiter, wie wir am 19. August beim Sturm auf den A.-Wald von der Kompanie abgedrängt wurden. Als vermißt gemeldet, kehrten wir mit vollständig zerschossenen Ausrüstungsstücken und Uniform zurück mit deinem Ausspruch: „Uns kriegen sie nicht kaputt!“ Du, Friß, wirst es schon wissen, wer dich sucht. Es ist dein alter Kamerad August Meyer.

Hiermit seien alle 2./171er herzlichst von ihrem alten Kameraden begrüßt, besonders Hill und Bülzebruck aus Düsseldorf. Nun hoffe ich mal ein Lebenszeichen von euch zu erhalten, liebe Kameraden von 2./171, und besonders von dir, Mattes von der Saar. Du darfst dich mal melden.

August Meyer, Wermelskirchen, Braunsberger Str. Nr. 19.

Und das Ergebnis:

Zuerst dem Reichsfender meinen herzlichsten Dank für die Durchgabe meiner Suchmeldung. Schon am 20. und 21. liefen bei mir fünfzehn Meldungen ein. Mein lieber Kamerad Oberheidtmann hat sich auch sofort gemeldet. Nochmals herzlichen Dank. Habe ich doch viele alte, treue Kameraden wiedergefunden. Und somit hatte die Sendung hundert Prozent Erfolg.

Wie wertvoll diese Sendung ist, mögen Sie aus folgenden Zeilen entnehmen: Aus Wanne-Eickel schreibt mir ein Herr Kraft, Bruder eines alten Kameraden, sein alter siebzigjähriger Vater glaube nicht, daß sein Sohn gefallen sei. Er glaube immer noch, sein Sohn

liege als hilfloser Krüppel namenlos in irgendeinem Heim. Dieses bedrückende Gefühl kann ich als Augenzeuge über den Tod des Kameraden Kraft dem alten Vater nehmen.

Mein Kamerad Oberheidtmann, Vater von drei Kindern, sechs Jahre erwerbslos, meldet sich wie immer, das heißt wie im Felde bei seinem Gruppen- und Zugführer, an. Er wird in nächster Zeit für eine Erholungszeit mein Gast sein. Wo sonst noch einzugreifen ist, wird eingegriffen. Denn immer noch teilen die alten Frontkameraden das letzte Stück Brot und auch die letzte halbe Zigarette. Dieses mag Ihnen ein Fingerzeig sein, wie wertvoll Ihre Sendung ist.

August Meyer, Wermelskirchen.

*

Im Laufe der Nachkriegsjahre war die Mär von geheimen, irgendwo in Wäldern abseits liegenden Krüppelheimen, besetzt mit namenlosen deutschen Kriegern, noch stark verbreitet. Besonders alte Eltern, deren Söhne als vermißt galten, glaubten ihre Jungen in solch einem Heim als weltabgeschlossene Krüppel. Die Suchmeldungen des Reichsfenders Köln haben viel zur Vernichtung dieser Mär beigetragen.

Erschütternd wirkt auch die Erzählung des Frontsoldaten Brakhage über sein Zusammentreffen mit Kamerad Kuschel im Krieg und nach dem Kriege, frostsreich auch die Antwort und die Gewißheit, daß der vielgeprüfte Kuschel nunmehr seine Ruhe gefunden hat.

„Wo bist du, Kamerad Silvester Kuschel?“ So fragt Hermann Brakhage, Siegburg, Siegstraße 4.

Er schreibt:

Am 2. August 1914 bekam ich Silvester Kuschel als

Nebenmann bei der 2. Kompanie des Reserve-Infanterieregiments 25, das in Siegburg zusammengestellt wurde. Er war Kammerdiener von Beruf — ein Gegenstück von mir; ich Arbeiter auf der früheren Geschloßfabrik Siegburg mit einem kräftigen, sportgestählten Körper. Kuschel war ein schwächlicher und feinführender Mensch, der gute Manieren hatte und sich fest an mich klammerte. Am 16. August 1914 rückten wir ins Feld. Wenn es Halt hieß, war Kuschel kaum auf die Beine zu bekommen. Dreimal erlitt er einen Hitzschlag. Aber er blieb nicht zurück. Er biß auf die Zähne und marschierte weiter. In den Gefechten hielt er sich sehr tapfer. Beim Ringen auf den Höhen um Sedan traf es ihn. Er kam ins Lazarett. Drei Vierteljahre hörte ich dann nichts mehr von ihm. Als wir im März 1915 in der Champagne Ersatz bekamen, war Silvester Kuschel auch dabei. Er meldete sich sofort in meine Gruppe, und wir verlebten die kommenden schweren Tage mit und ohne Trommelfeuer gemeinsam in treuester Kameradschaft. Im April mußten wir in einer Reservestellung Stollenbretter für die Pioniere heranschaffen. Als Kuschel eines Tages an der Reihe war, traf es ihn von neuem. Er befand sich gerade auf dem Lauffteg, der über einen Schlammbach führte, und fiel kopfüber in den Schlamm. Im schwersten Schrapnellfeuer zogen wir ihn mit Mühe und Not heraus und schafften ihn zum Sanitätsunterstand. Er war über und über mit Schlamm bedeckt und blutete besonders an beiden Beinen. Da er ohne Bewußtsein war, meinte der Arzt, da sei wohl nicht mehr viel zu machen. Traurigen Herzens gingen wir wieder in unsere Stellung. Von Kuschel hörte ich nichts mehr. — Gegen Ende des Krieges gehe ich eines Mor-

gens wie üblich zur Arbeit, als ich jemand auf zwei Krücken vor mir herhumpeln sehe. Wer ist es? Silvester Kuschel, den mir das Schicksal wieder über den Weg führte. Ich erkenne ihn — und er mich. Er lehnt sich an eine Wand, und dicke Tränen rollen ihm über die Wangen. Zur Arbeit kommen wir beide an diesem Morgen zu spät. Erst die Fabrik sirene versetzte uns wieder in die Wirklichkeit. Am nächsten Tage wohnten wir schon zusammen. Und Abend für Abend saßen wir zusammen und erzählten uns unsere Erlebnisse. Ich verband ihm dann oft den einen Beinastumpfen, der nicht so gut verheilt war. Ich heiratete später, und als Kuschel eine Stellung bekam, verloren wir uns doch wieder aus den Augen.

Wo bist du, mein lieber Kamerad Silvester Kuschel? Lebst du noch? Laß doch von dir hören!

Es sucht dich dein treuer Kamerad

Hermann Brathage, Siegburg, Siegburgstraße 4.

Antwort:

... Ich teile Ihnen den Erfolg gerne mit. Kamerad Silvester Kuschel ist, nachdem er von mir Abschied nahm, um in die Heimat (abgetretenes Gebiet) zu reisen, bei Bekannten in Duisburg plötzlich gestorben und liegt auf dem Ehrenfriedhof Kaiserberg in Duisburg beerdigt. — Ich bin dem Reichsfender sehr dankbar, daß er mir Gewißheit verschafft hat und mir eine große Sorge um einen treuen und guten Kameraden abnahm. Nochmals Dank ...!

Hermann Brathage

Wer hat jemals vom Frontsoldaten Ludwig Hein gesprochen? Seine Taten wären ungehört verhallt ohne die Stimme des Rundfunks. Einer seiner Front-

kameraden ist ihm gerecht geworden und hat ihn gesucht. Vergebens! Das Trichterfeld, auf dessen Unendlichkeit der schlichte Frontsoldat Ludwig Hein seine Heldentaten vollbrachte, ist ihm zum Grab geworden. Aber seine Tat lebt in der Erinnerung seiner Kameraden und aller Rundfunkhörer. Hier die Meldung:

135er, herhören! Wo bist du, Kamerad Ludwig Hein?

Soweit mir bekannt, warst du in der Gegend von Remscheid wohnhaft. Du dientest in den Kriegsjahren bei der 9. Kompanie, Infanterieregiment 135, im Westen. Bei den schweren Kämpfen um Douaumont-Fleury hast du Übermenschliches geleistet. Noch sehe ich dich, wie du zerschunden und schweißtriefend, nachdem du die Meldung vom französischen Angriff durch das schwere Sperrfeuer nach Fort Douaumont gebracht hattest, zu deinen Kameraden der Neunten zurückkehrtest, beladen mit einem Faß Wasser, gerade als wir vor Durstesqualen fast vergingen.

Unter den allerschwierigsten Umständen schlepptest du einige Wochen später dann einen Sack mit Brot durch das mörderische Sperrfeuer in die vordersten Trichter rechts bei Fleury.

Wie viele Verwundete haben ihre Rettung nur ausschließlich dir zu verdanken, der du sie allabendlich auf deinen Stiernacken aufpacktest und sie zurückschlepptest nach Douaumont zur ersten Verbandstätte! Am 4. Mai 1917 kamst du mit den Resten der alten stolzen Kummerkompanie nach äußerst zähem Widerstand in französische Gefangenschaft mit unserem allverehrten Oberleutnant Kummer, einem der Tapfersten, der durch einen französischen Offizier erschossen wurde. Du selbst bist einige

Zeit später der Gefangenschaft entronnen und nach Deutschland gekommen.

Lebst du noch und kannst du mir über die letzten Stunden von Kummer etwas mitteilen?

Groß würde meine Freude sein, wenn du mich einmal mit deinem Besuch überraschen würdest, falls du noch unter den Lebenden weilst.

Wo steckt ihr lieben, anderen Kameraden aus der Kummerkompanie mit dem schneidigsten aller Spieße, Feldwebel Ballnath, bei dem alles das ‚Parieren‘ gelernt haben?

Wenn ihr diesen Durchruf vernehmt — bisher ist noch kein 135er an der Reihe gewesen, seltsamerweise —, dann schreibt umgehend euerem alten Kameraden

Albert Löser in Wigbolden (Rhld.).

*

Die Kameraden eines schweren Kriegstages suchten und fanden sich durch Vermittlung des Bruders ihres gefallenen Hauptmanns. Dieser Rundfunkhörer Ernst August Saatweber aus Wuppertal schickte dem Reichsfender eine kurze Skizze, die wir wegen ihrer packenden Darstellungsweise bringen wollen. Der Erfolg war groß, wie man gleich vernehmen wird.

Zuerst aber die Skizze:

Die fünfte Batterie.

(Dem Andenken meines Bruders Max, Oberstleutnant im Feldartillerieregiment 59, gewidmet.)

Zwei Tage schon hatte die Haubizenbatterie im Gefecht gestanden. Hin und her geworfen südöstlich von Chalons. Weitab von jeder Möglichkeit, die Munition zu ergänzen. Der Batterieführer, welcher zwei Jahre hintereinander die besten Schießleistungen mit seiner

Batterie hatte, ist sparsam mit seinen Geschossen gewesen. Er ließ sich Zeit, die Entfernungen festzustellen und hatte in den zwei Tagen gute Erfolge. Die Kanoniere hatten sich glänzend bewährt.

Da kommt am dritten Tag der Befehl, auf Vitry loszugehen. Es ist morgens 11 Uhr. Die Batterie rast die Straße entlang. Sonnenglut liegt auf den Feldern und glüht wie ein heißer Atem, den die Erde ausströmt. Und die Kanoniere triefen in der Sonnenglut.

Kurz vor Vitry sieht die Batterie Kürassiere und Artillerie zurückgehen, sie haben keine Munition.

Wie ein Blitz durchzuckt es den Batterieführer der fünften: jetzt soll ich den Feind verjagen, meine Kanoniere, meine sechs Haubizen . . . !

Schon schlagen auf der engen Straße feindliche Granaten ein. Pferde werden unruhig, gehen hoch, und ein Durcheinander entsteht, dessen die braven Kerle schnell Herr werden.

Der Batterieführer reitet links heraus, sucht schnell und sicher hinter einer kleinen Bodentwelle eine Feuerstellung. Sechs Haubizen proßen ab. Dicht hinter dem Bahndamm stehen sie.

Doch sie können den Feind nicht fassen.

Aufgeproßt, durch die Straße von Vitry und dem Hauptmann, der voraus ist, nach bis zum nächsten Gehöft, das im schiefen Winkel nach Südosten hin liegt. Da findet die Batterie, welche ungesehen in Stellung kommt, westlich der Häuser von Marolles geeigneten Platz.

Im Westen und Süden stehen ihr je zwei feindliche Batterien gegenüber.

Hei! Jetzt fliegen die sicher gezielten Granaten nach Westen, schon der zweite Schuß sitzt mitten in einer

Batterie, und in wenigen Minuten ist dort der Feind zum Schweigen gebracht, der angelehnt an ein Gehölz steht, das sich auf einer leichten Anhöhe nach Südosten hinzieht.

Da schlagen Schrapnelle dicht hinter der Batterie ein, von zwei Seiten. Der Hauptmann hat die Lust nicht außer acht gelassen. Kein Flieger ist weit und breit zu sehen gewesen. Und er steht gedeckt hinter einer kleinen Bodenwelle mit seinen sechs Haubitzen. Die Kanoniere passen auf und arbeiten tapfer.

„Herr Hauptmann, dort im Hause wird eine Schlaglade ab und zu geöffnet!“ ruft ihm ein Unteroffizier zu.

„Eine Patrouille hin, den Kerl verhaften!“ befiehlt der Hauptmann, der nun selbst dies unzweifelhafte Zeichengeben bemerkt.

In wenigen Minuten ist der Befehl ausgeführt, und der Bauer wird als Gefangener fortgeführt.

An der Straße zwischen den Häusern von Marolles liegt unsere Infanterie im fürchterlichen Doppelfeuer. Verschossen sind die Patronen. Sie müssen zusehen, wie die Granaten ihre Reihen lichten, wie vom Süden her, kaum fünfzehnhundert Meter, die Infanteriegeschosse sie hindern, sich zurückzuziehen.

„Zwei Geschütze zum Entsatz der Infanterie nach Vaclerc!“ lautet kurz der Befehl des Generals.

„Kanone 3 und 4 aufproßen, Leutnant B., Sie gehen mit Ihrem Zug nach Vaclerc zum Entsatz der Infanterie!“

Kurze Kommandorufe, schnell sind Arme und Beine der Braven in Tätigkeit. Die bei der starken Hitze ausgezogenen Räder, die hinter den Kanonen liegen, werden flüchtig angezogen, die Geschütze aus der Feuerstellung

heraus nach rückwärts geschoben bis zu den Proßen hin, die Pferde an die Zügel genommen. Die Kanoniere sitzen auf, und in rasendem Tempo geht es auf der Straße nach Südosten.

Der General verfolgt ungeachtet der überall einschlagenden Granaten die Bewegung der zwei Geschütze. Sie jagen daher, und Leutnant und Kanoniere fragen nicht nach den rechts und links der Straße liegenden Proßen der Artillerie, die, vom Feuer überschüttet, nicht vorwärts noch rückwärts können.

Pferdeleiber versperren den Weg. Es geht über sie hinweg in rasendem, tollem Tempo. Doch da ist plötzlich kein Durchkommen mehr.

Der Zug stockt. Der Leutnant reitet vor. Es geht nicht. Nicht rechts noch links der Straße. Die Straße selbst ist mit Leichen, Sterbenden und Verwundeten bedeckt. Arme strecken sich abwehrend empor. Und Granaten schlagen ein, alles herunterreißend, alles vernichtend.

Schon pfeifen Infanteriegeschosse über die Köpfe der Kanoniere hinweg, schlagen in die Räder der Proßen ein, unaufhörlich.

Da rast eine Ordonnanz dicht an den Leutnant heran.

„Die Geschütze sollen auf Befehl des Herrn Generals umkehren.“

Immer dichter schlagen die Kugeln der französischen Infanterie in die Geschütze, ohne viel Schaden anzurichten.

Und die tapferen Fahrer halten sich, sie wenden die Pferde, fahren zurück und suchen dem Kugelregen zu entgehen.

Über Leichen, Räder, Pferdekadaver geht es hinweg und im Zickzack die Straße entlang, um Hindernissen

und Verwundeten auszuweichen. Da fährt das vorderste Geschütz sich an einem Baum fest.

Doch den wackeren Kanonieren gelingt es, sich loszumachen. Endlich kommen sie zurück, sind außer Feuerbereich und machen halt.

Ein Verschmaufen, ein Ordnen der gerissenen Stränge.

Der General hat inzwischen das Aufräumen der Straße befohlen.

Infanterie, welche in der Nähe liegt, kriecht heran. Der Kugelregen hat nachgelassen, da von den Prozen der Artillerie nichts mehr übrig ist, nichts mehr sich bewegt.

Pferdeleiber, Räder, Speichen, Proßkasten, Leichen werden schnell auf die Seite gezogen. Die Straße ist in wenigen Minuten geräumt.

Wieder kommt der Befehl: „Zug Leutnant B. vor!“

„Sparsam mit der Munition, nur sichere Schüsse abgeben!“ ruft der Hauptmann seinem Zugführer nach.

Der nimmt schnell die Hand an den Helm, gibt seine Befehle, und nun geht es mit Todesverachtung dem Tode entgegen.

Die Straße ist frei, die beiden Geschütze kommen durch bis Vauclerc.

Ein unaufhörliches Feuer von Infanterie und Artillerie empfängt sie, als sie dort Stellung nehmen.

Der Zug richtet sein Feuer auf die feindliche Infanterie, die neunhundert Meter gegenüberliegt. Die sicher gezielten Schrapnelle wirken in den Reihen der Franzosen, die sich eiligst in den nahegelegenen Wald zurückziehen.

Da kommen die vier anderen Geschütze heran, und nun richtet die Batterie ihr Feuer erneut auf die beiden französischen Batterien.

Ruhig und sicher, wie auf dem Schießplatz, erteilt der Hauptmann seine Befehle. Ruhig werden sie weitergegeben. Ruhig arbeiten Richtkanoniere, und ruhig bringen die andern Geschosse heran.

Jeder Schuß, Schrapnell oder Granate, einerlei wie's kommt, sßt.

Die französischen Batterien verstummen nach kurzem Gefecht.

Wieder pfeifen die Infanteriegeschosse über die Batterie hinweg. Wieder sucht die Batterie ihr neues Ziel. Und wieder wirft sie mit wenigen Geschossen die feindlichen Linien.

Da fliegen aus der rechten Flanke vom Waldrande her die kupfernen Geschosse in die Batterie.

Die Entfernung ist längst festgelegt für alle Fälle.

Die Rohre der Geschütze fliegen herum, und Schuß auf Schuß schlägt ein in den feindlichen Schützengraben am Waldrand.

„Halblinks Artillerie!“

Da zischen auch schon die Schrapnelle des neuen Gegners. Zu kurz.

Wieder fliegen die Rohre von vier Geschützen herum, wieder richten die Kanoniere, legen die Offiziere die Entfernungen fest.

Wieder sausen die Geschosse in das neue Ziel mit mörderischer Sicherheit.

Nach kurzem Gefecht gibt auch der neue Gegner den Kampf auf.

Nur von fernher fliegen noch Infanteriegeschosse hoch über die Köpfe der Artilleristen fort.

Endlich können sie eine Weile verpusten, die Braven. Der Hauptmann zählt schnell seine Munition.

„Nur noch acht Schuß je Geschütz werden verfeuert, und nur auf meinen Befehl!“

Er will noch eine kleine Reserve zurückhalten.

Es ist 7 Uhr abends. Noch zwei Stunden, und die Dunkelheit gestattet der Infanterie den Rückzug. Bis dahin müssen sie ausreichen, die achtsundvierzig Granaten.

Da surrt es über den Köpfen der Feindes.

„Verflucht! Ein Flieger! Jungens, jetzt können wir uns auf was gefaßt machen. Durchhalten, durchhalten bis zur Dunkelheit!“ ruft der Hauptmann seinen Leuten zu.

Gegen 7.30 Uhr zieht feindliche Artillerie auf, zwei Batterien, an der Straße südöstlich Vaucleurs. Sie stehen gut, sind schwer zu fassen.

Und schon beginnen sie ihre Grüße auszutauschen.

In wenigen Minuten ist die Batterie überschüttet von vorne und von der Flanke. Und schon sind die letzten Geschosse verfeuert.

Pferde werden in Stücke gerissen, der Volltreffer einer Granate läßt beim zweiten Geschütz zwei Tote und sechs Verwundete zurück.

Alles deckt sich hinter die Schilde.

„Herr Hauptmann, ich habe noch zwei Granaten, soll ich sie hineinpfeffern?“ ruft ein Kanonier dem neben ihm knienden Batteriechef zu.

Und als eine kleine Feuerpause entsteht, springen die Kanoniere herzu, und die beiden Geschosse werden hinübergeschickt.

„Kerls, haltet euch, ich bin verwundet!“ ruft plötzlich der Hauptmann, als eine Granate mit Zischen und grauem Pulverdampf dicht vor dem Geschütz geplatzt war, bei dem der Batteriechef kniete.

Schnell nimmt er sein Verbandpäckchen, schneidet es auf und verbindet sein linkes Auge. Ein Kanonier schneidet ihm mit einem Messer die Stiefel am linken Schienbein auf, auch die Hose, durch die das Blut schon sickert, und wickelt ihm sauber den Verband um das Bein.

„Es ist nicht schlimm, nur das Auge schmerzt“, sagt ruhig der Hauptmann.

Und sie halten aus, bis die Dunkelheit allmählich kommt.

Ein Geschütz nach dem andern zieht sich allmählich zurück.

Vier Tote, fünfzehn Verwundete und zwanzig Pferde hat der Tag gekostet.

Doch die Aufgabe ist erfüllt. Unsere Infanterie kann sich zurückziehen, und die vierfache Übermacht des Feindes dringt nicht nach.

„Brav habt ihr euch gehalten, den Tag werden wir nie vergessen!“ ruft der Hauptmann seinen Kanonieren zum Abschied zu.

Ernst August Saatweber.

Auch diese Durchgabe blieb nicht unbeachtet:

Sechzehn ehemalige Batterieangehörige meldeten sich. Die Witwe des inzwischen verstorbenen Hauptmanns G., die von der Meldung von anderer Seite gehört hatte, und auch der in obigem Bericht erwähnte Leutnant B., heute Oberst und Kommandeur eines Flakregimentes, hörten die Sendung.

Der ehemalige Leutnant B. schrieb folgendes:

In der Anlage schicke ich Ihnen mit bestem Dank das Manuskript über Ihre Sendung von der 5. Batterie, Feldartillerieregiment 59, zurück. Ich danke Ihnen ver-

bindlichst, daß Sie mir die Adresse des Herrn Saatweber mitgeteilt haben, wodurch ich in der Lage bin, mit alten Angehörigen der Batterie in Verbindung zu treten. Ihre Vermutung, daß ich der Leutnant B. bin, trifft zu.

Oberst Bertram.

*

Die großen Erfolge dieser Rundfunksendungen ließen den Postverkehr aus allen Teilen Deutschlands bald riesig anschwellen. Es waren geradezu Karrenladungen voll Schreiben, die immer wieder im Funkgebäude in der Dagobertstraße einliefen. Da bedankten sich alte Rundfunkhörer für den hohen Genuß der Sendungen „Soldaten — Kameraden“, da schrieben ehemalige Kriegsteilnehmer oder auch Kriegereltern in rührender Weise über das, was sie immer wieder beim Abhören der Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ bewegte.

Eins dieser Schreiben soll hier ungekürzt wiedergegeben werden. Es handelt sich um ein Gedicht, eins der vielen tausend Gedichte, die aus allen deutschen Gauen eingegangen sind. Gewiß, es ist streng genommen mit dem Maßstab des Literaten gemessen, ein schlechtes Gedicht, es ist überhaupt kein Gedicht, wenn man es so nehmen will; aber es wiegt hundertmal mehr als schöngeistige Ergüsse, die viel sagen wollen, aber niemand etwas sagen können, weil sie zu gewollt und zu unnatürlich sind. Hier aber spricht der einfache Mann, der gerade Volksgenosse, ein Dachdeckermeister aus dem Rheinland.

Er schreibt:

An den Reichsfender Köln!

Zu dem in Ihrem Sendeprogramm gegebenen „Wo bist du — Kamerad?“, welches stets ein Erlebnis für

mich ist, habe ich versucht, Ihnen ein Gedichtchen anzufertigen; sollte es sich jedoch für Ihre Sendungen nicht eignen, so legt es bitte zu den Affen, denn mehr kann ich mit dem besten Willen nicht fertigbringen, aber mit deutschem Herzen habe ich es geschrieben.

Kamerad, wo bist du?

Dich such ich stets und ohne Ruh.

Das schöne Wort Kamerad,

Umarmen möcht ich den, der's uns gegeben hat.

Das Schicksal bracht uns einen großen Kampf,

Es herrschte Not und Tod im Pulverdampf.

Da zeigte sich so richtig der Kamerad,

Er gab uns Mut zu großer Tat.

Deutschland, Heimat, Vaterland,

Beim Kamerad lagst du wahrhaftig in guter Hand.

Wenn einen traf das feindliche Blei,

Schnell sprang der Kamerad hilfsreich herbei;

Er fühlte den Schmerz, empfand die Not

Und brachte, wenn ihm auch drohte der Tod,

Den lieben braven, treuen Soldaten

Zum Verbandsplatz hin bei Kameraden.

Lag einer gar zu schwer getroffen,

Im brechenden Auge ein Sehnen und Hoffen,

Ein Heiligtum war die letzte Bitte

Dem Kameraden nach überlieferter deutscher Sitte.

Tausendfach hat uns der Krieg gelehrt,

Wie der Kamerad des Kameraden Wunsch geehrt.

Auch heute hört man's durch die Ätherwellen,

Wie Kameraden noch Wünsche wollen bestellen.

Drum stell, wenn's heißt: Wo bist du — Kamerad?,

Stets ein deinen Rundfunkapparat;

Gedenke dabei unseres Führers getreu,

Im großen Kampf war er mit dabei.
 Er gab uns wieder das Wort Kamerad
 Und brachte Deutschland wieder zu großer Tat.
 Kamerad — wo bist du?
 Ich suche dich stets ohne Ruh.

Jakob Schmitz, Efferen bei Köln

Viertes Kapitel

Frauen und Mütter suchen

Als hierher sind die Kameraden zu Wort gekommen, schlichte Anfragen von Männern, die sich nicht mit ihren Taten brüsten wollen, sondern denen nur das große Erlebnis immer noch auf dem Herzen lag, ein Erlebnis, das man unbedingt mitteilen muß, weil es zu gewaltig ist, um es allein zu tragen. Sie wußten, diese Fragenden und Suchenden, daß nur einer sie verstehen konnte voll und ganz, nur der Kamerad, der selbst mit dabei war.

Nun aber die Anfragen aus dem Kreise Daheimgebliebener.

In Besdorf-Bruche an der Sieg lebt eine alte Soldatenmutter. Vier Söhne standen im Feld, zwei kamen nicht mehr wieder, und die beiden andern haben dem Vaterland wiederholt hohen Blutzoll entrichtet. Die achtzigjährige Mutter, Frau Baldus, konnte es immer noch nicht begreifen und glauben, daß die beiden Söhne draußen vermißt sein sollten. Bestimmte Nachricht war eigentlich nicht zu erlangen. Es war eine stete Qual für die arme Mutter, zu denken, daß die beiden Söhne irgendwo als hilflose Krüppel vegetierten, eine Annahme, die, wie bereits angedeutet, schon oft bei Kriegereckern auftauchte. Der Ruf nach den beiden vermißten Brüdern Baldus aus Besdorf-Bruche ging über den Reichsfender Köln, und drei Tage später waren nicht weniger als acht Briefe angekommen. Über den bei

Somme-Py vermißten Baldus konnte niemand etwas sagen; aber der Tod des jüngeren Bruders, der 1917 fiel, wurde von mehreren Kameraden eingehend geschildert.

Nachträglich kam noch ein Schreiben, das sehr geheimnisvoll klang und neue Unruhe in die Familie Baldus brachte. Es schrieb einer, er sei in der Lage, genaue Auskunft über den Vermißten zu geben. In seinem Schreiben machte er allerhand seltsame Andeutungen. Die noch lebenden Söhne der Mutter Baldus fuhren hin und fanden nur einen unverantwortlichen Wichtigtuier, einen Menschen, der sich mit irgendwelchen Kenntnissen, die er nicht besaß, aufplustern wollte. Auch so etwas gibt es.

Jedenfalls, die alte Mutter kann in Ruhe ihre letzten Jahre verbringen; denn sie weiß, daß die Söhne gut aufgehoben sind: der eine oben im Grab auf flandrischer Erde, der andere irgendwo im Trichterfeld vor Somme-Py, denn nach Angabe von Augenzeugen hat er diese Gegend der wilden Champagnekämpfe vom Herbst 1915 bestimmt nicht lebend verlassen können.

*

Wieviel Sehnsucht und kindlicher Glaube an die Macht des Rundfunks liegt in der nachfolgenden Bitte einer alten Mutter:

Achtung für die Kameraden des Reserve-Infanterieregiments 202, III. Bataillon, 11. Kompanie!

Eine alte deutsche Mutter von zwölf Kindern bittet den Reichsfender Köln, nachzuforschen, ob nicht ein Soldat da ist, der etwas von ihrem Sohne weiß. Wir leben schon seit 1914 in Ungewißheit und haben die

Hoffnung, durch die schöne Einrichtung „Wo bist du — Kamerad?“ etwas von unserem Sohn zu erfahren.

Er war ein echter deutscher Junge, der sein Vaterland liebte und darum auch gleich bei Kriegsausbruch freiwillig zu den Fahnen eilte. Kriegsfreiwilliger Adolf Budschat, Res.-Inf.-Reg. 202, III. Batl., 11. Komp., so war seine Anschrift.

Wir erhielten von seinem Feldwebel eine Karte, daß unser Sohn seit dem 26. Oktober 1914 nach der Schlacht bei Dymuiden vermißt sei. Das war alles, was wir bis jetzt erfahren haben. Nun möchten wir doch so gerne wissen, ob noch ein Kamerad von ihm lebt, der uns etwas mitteilen könnte. Wir würden uns sehr freuen, in unseren alten Tagen noch zu erfahren, was mit ihm passiert ist. Wer etwas weiß, möge bitte schreiben an:

Gustav Budschat, Remscheid, Siemensstraße 16.

*

Fast gleichlautend heißt es weiter:

Wo bist du — Kamerad?

Am 19. Oktober 1918 erhielt der Rittmeister Max Gottlob Haesecke, 3. Schlesiſches Dragonerregiment 15, den Befehl, nördlich von Harlebefe (Westflandern) die Besetzung eines Gehöftes der Engländer zu erkunden. Von diesem Erkundungsrift kehrte Rittmeister Haesecke nicht zurück. Nach Aussage der begleitenden Soldaten habe — so geht aus den Benachrichtigungsschreiben des Regimentskommandeurs hervor — plötzlich Maschinengewehrfeuer eingesetzt und zur Umkehr gezwungen. Nachforschungen blieben erfolglos. Am nächsten Tag setzte das Regiment seinen Rückzug fort.

Wer waren die Soldaten, die Rittmeister Haesecke, 3. Schlesiſches Dragonerregiment 15, am 19. Oktober

1918 nördlich von Harlebeke auf dem Erkundungsritt begleiteten?

Vielleicht ist es der Mutter vergönnt, auf diesem Wege etwas Näheres über die letzten Stunden ihres Sohnes zu erfahren, der nach Mitteilung der ‚Deutschen Kriegsgräberfürsorge‘ als unbekannter Soldat auf einem Sammelfriedhof ruht.

Anschriften erbittet:

Frau U. Haesecke, Steinbergen, Kreis Bückeburg.

Hier ein weiterer Notschrei aus gequältem und immer noch hoffendem Mutterherzen:

Als alter Rundfunkteilnehmer (seit 1927) erlaubt sich der Unterzeichnete, dem Reichsfender Köln folgende Bitte als dringend vorzutragen:

Im Auftrage meiner siebenjährigen Mutter möchte ich bitten, in der Sendung ‚Wo bist du — Kamerad?‘ folgende Meldung durchzugeben:

Mein Bruder, der aktive Unteroffizier Josef Vorhagen in der 3. Kompanie, 5. Garderegiment zu Fuß, starb am 25. November 1914 bei Lodz an der Ostfront den Heldentod. Sein Feldwebel Erwin Drehsler teilte meiner Mutter am 7. Dezember 1914 die Todesnachricht mit. Zur näheren Erläuterung schrieb er in einem späteren Brief:

Am 25. November 1914 stürmte die 3. Kompanie bei Lodz eine russische Stellung. Hierbei hat Feldwebel Drehsler gesehen, wie Vorhagen einen Kopfschuß bekam. Da der Feind zu stark war, mußten sich die Deutschen zurückziehen, und so konnte sich niemand um den Schwerverletzten kümmern. An demselben Tage ging die Kompanie nochmals vor und nahm die russische Stellung.

Bei dieser Gelegenheit wurde aber Vorhagen nicht mehr aufgefunden und als gefallen gemeldet. Auch wurden keinerlei Sachen aus seiner Hinterlassenschaft zurückgeschickt.

Der genannte Feldwebel Drehsler hat im August 1914 auf dem Durchmarsch nach Belgien als Unteroffizier bei meiner Mutter in Aachen, Schloßstraße 4, in meinem Zimmer im Quartier gelegen.

Meine alte Mutter lebt noch heute in der Hoffnung, daß ihr Sohn irgendwo auf der Welt lebt, weil er damals ja nicht aufgefunden wurde. Sie kann nicht zur Ruhe kommen.

Es müßte nun der obige Fall in der Rundfunksendung vorgetragen werden, und der damalige Feldwebel Drehsler oder andere Kameraden von der 3. Kompanie, 5. Garderegiment zu Fuß, 4. Garde-Infanteriedivision, gebeten werden, mit mir in Schriftwechsel zu treten, da ich als Bruder des als gefallen erklärten Unteroffiziers Josef Vorhagen die nötigen Nachforschungen betreibe.

Ich bitte diesen Antrag als dringend zu behandeln.

Meine Anschrift ist:

Hauptwachtmeister der Schutzpolizei Servatius Vorhagen, Aachen (Rhld.), Düppelstraße 12.

Eine blinde Greisin läßt an den Rundfunk schreiben, um über ihren Sohn Näheres zu erfahren:

Welche Kameraden erinnern sich noch des Sturmangriffs am 7. April 1915 bei Maison (in der Champagne), wo mein Sohn Josef Korsten mit noch zwei Kameraden mit Handgranaten vorgingen. Bei diesem Angriff wurde er als vermißt gemeldet.

Seine Mutter, im Alter von sechsundachtzig Jahren und schon über sieben Jahre blind, möchte gerne von ihrem Sohne doch noch etwas hören.

Welche Kameraden vom Reserve-Infanterieregiment Nr. 25, 3. Kompanie, können über den Verlust meines Sohnes nähere Auskunft geben?

Frau Wittve Adolf Korsten in Immerath, Kreis Erkelenz.

*

Welche Tragik um diesen jungen Deutschen! Er wurde beim Marnerückzug 1914 am Petit-Morin verwundet und mußte zurückgelassen werden. Sodann geriet er in französische Gefangenschaft, und seitdem fehlt jede Spur von ihm.

Der Notschrei seiner alten Eltern lautet:

Unser Sohn Peter Houbois diente beim Kaiser-Alexander-Garderegiment Nr. 1, 7. Kompanie, und wurde am 8. September 1914 in der Schlacht am Petit-Morin verwundet. Eine deutschsprechende englische Krankenschwester war von Paris aus beauftragt, die deutschen Verwundeten an der Marne zu pflegen. Sie hat am 13. September für eine Woche unseren Sohn nebst verschiedenen Kameraden, unter andern auch einen Kamerad Wagner, in der Porzellanwarenfabrik von Monterean, welche als Lazarett eingerichtet war, gepflegt. Nach einer Woche wurde das Lazarett aufgelöst. Von da an fehlt jede Spur unseres Sohnes, vielleicht leben noch einige Kameraden und sind zurückgekehrt.

Diese Angaben stammen von der englischen Krankenschwester, welche uns geschrieben hat und Erkundigungen in Frankreich und beim französischen Kriegsministerium unternommen hatte, aber ohne Erfolg.

Wir bitten um gefällige Mitteilung, ob unser Brief in Ihren Besitz gelangt ist, wenn ja, wann wir mit der Durchgabe rechnen können.

Heil Hitler!

Servatius Houbois und Frau.

*

Ferner schreibt eine Kriegermutter den nachfolgenden rührenden Brief, den wir unverändert in seiner schmerz-erfüllten Hilflosigkeit wiedergeben:

Wehrte Herren!

Ich muß euch leider mittheilen von meine Sohn Heinrich Brüster. Er war am 24. März 1915 in Hartmansweilerkopf vermißt, der war bei 3. Komp. 25. Inf. Regt. Er wird von seiner alte Mutter 72 Jahre alt gesucht. Wer kann mir das Schicksal mittheilen und mir die Nachrichten geben. Ich bin bei der Kriegsoferversorgung als Kriegermutter Mitglied. Wo ist mein Sohn?

Heil Hitler!

Frau Wittve Brüster, Heidacker 25
Destrum-Rheinhausen

*

Klingt es nicht geradezu wie felsenfester Glaube, wenn es in einem weiteren Brief heißt:

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich auf meine alten Tage meinen Sohn wiedersehen würde. Ich werde am 1. Oktober 1937 achtundsiebzig Jahre alt, und ich habe schon so lange nichts mehr von ihm gehört.

Die alte Mutter wird auch weiterhin vergebens hoffen und sie alle, die nach zwanzig und noch mehr Jahren ganz still in einem Winkel ihres gequälten

Herzens den Sohn noch lebend herbeisehnen, ja selbst als hilflosen Krüppel, sie alle werden niemals ein Wiedersehen feiern können. Aber ihr Ruf durch den Äther verhallte nie ohne ein Echo. In fast allen Fällen konnte den Kriegereckern genaue Nachricht über die letzten Stunden des geliebten Sohnes mitgeteilt werden. Damals, während des Krieges, im Laumel der Schlachten und in der brennenden Gegenwart der Ereignisse, die sich überstürzten, war meist versäumt worden, den Eltern ausführlich über den Heldentod des Sohnes zu berichten. Es war ja auch zuviel, und die Kompanieführer fanden meist nicht die Zeit und die Ruhe zum Schreiben. Die Tinte muß schweigen, wenn das Schwert spricht.

*

Was die Vermissten betrifft, so konnte fragenden und immer noch hoffenden Kriegereckern von heimgekehrten Kameraden in fast allen Fällen Gewißheit gegeben werden. Da schreibt zum Beispiel eine Mutter:

Wenn auch schon seit dem Schmerzenstage der Vermisstmeldung mehr als zwanzig Jahre ins Land gegangen sind, und die Wunde, die hierdurch geschlagen wurde, vernarbt ist, so blieb immer noch ein Fünkchen Hoffnung, daß mein Sohn dennoch unter den Lebenden weilen könnte. Eine Enttäuschung kam mir Ihr Ruf in die Welt zwar nicht mehr bringen, wenn mir der Tod meines Sohnes dadurch wirklich bekannt werden sollte, wohl aber die tiefe Beruhigung, wenn ich über sein Schicksal und die Begleitumstände seiner Lage und Stunden bei der Truppe Näheres erfahren könnte.

*

Eine der vielen Tragödien des Krieges liest man aus diesem kurzen Bericht:

Hermann Meerkamp, Köln-Ehrenfeld, Fridolinstraße 33, schreibt dem Reichsfender:

Wir haben heute Ihre Sendung gehört. Dürfen wir Sie bitten, auch in unserem Falle die Fragen an die Kameraden zu übermitteln?

Witwe Andreas Schmitz aus Iversheim bei Münster-eifel verlor im Weltkrieg zwei Söhne, die gefallen sind. Ihr dritter Sohn Reiner Schmitz ist noch heute vermisst. Als er einen zwischen der deutschen und russischen Stellung liegenden, verwundeten deutschen Kameraden verband, geriet er in russische Gefangenschaft (6. September 1916). Er selbst war unverwundet und wurde als Gefangener beim Bahnbau in oder bei Petrosawodsk beschäftigt. Seine Adresse hieß: Reiner Schmitz, Sowod Kem, Archangelska, Gubernia, Punkt Sedna Rika, Murman Bahnbau, Bo Lepnamu.

Am 16. Februar 1917 wurde er gesund nach Südrussland verschickt, wo er bei einem Bahnbau an einer Strecke, die das Schwarze und das Kaspische Meer verbindet, beschäftigt wurde. Die dortige Adresse hieß: Reiner Schmitz, 31. kaukasisches Arbeitsbataillon, 6. Rotte, 1. Sotnje, Nowo Simaki, Gouvernment Kutais. Von dort hat er selbst zuletzt geschrieben und bestätigt, daß er unter dieser Anschrift Post von der Mutter erhalten habe. Er teilt mit, daß er gesund sei. Weitere Nachrichten sind von ihm nicht mehr gekommen.

Dann haben wir Nachforschungen angestellt, deren Ergebnisse sich widersprechen. Nach einer Mitteilung soll er am 5. November 1917 gestorben sein. Das Zentralnachweisamt, das diese Mitteilung einmal selbst gemacht hat, bezeichnet sie später 1919 als bedauerlichen

Irrtum. Noch bis Ende 1918 hat das Rote Kreuz Brief- und Geldsendungen weitergeleitet. Die zu Protokoll gegebene Erklärung eines früheren Kameraden scheint auf einem Irrtum zu beruhen, da sie sich wahrscheinlich auf eine gleichnamige andere Person bezieht. Kamerad — wo bist du?

Wer kennt Reiner Schmitz (beim Militär wurde der Gesuchte unter dem Vornamen Reinhard geführt), geboren am 23. Oktober 1892 in Iversheim bei Münstereifel? Beruf: Bauer, Truppenteil: 11. Kompanie, Reserve-Infanterieregiment 237; in russischer Gefangenschaft seit 6. September 1916.

Wer war als Kriegsgefangener am 5. November 1917 im Barackenlazarett auf der Insel Marzin im Kaspischen Meer?

Wer kennt den bayrischen Stabsarzt Dr. Wiedemeier und seinen heutigen Aufenthalt?

Wer ist nach dem November 1917 in russischer Gefangenschaft mit dem Gesuchten zusammengewesen?

Kamerad, wo bist du? Wer hilft der Mutter, ihren vermissten Sohn zu suchen? Ein Kamerad wird vermisst. Freiwillige vor. Mitteilungen erbeten an:

Hermann Meerkamp, Köln-Ehrenfeld, Fridolinstraße Nr. 33.

Diesmal kommt eine Kriegerwaise zu Wort. Und aus ihren Zeilen klingt ein Stück der eisenharten Jahre, die manche Kindheit fürs ganze Leben beeinflusste:

Um etwas über das Schicksal und über die letzten Lebenstage meines am 5. April 1918 vor Albert bei Cambrai gefallenen Vaters († im Alter von dreiunddreißig Jahren),

des Grenadiers der 7. Kompanie, Reserve-Infanterieregiment 262, Hermann Andraes — auch Andras geschrieben —,

zu erfahren, wende ich mich mit diesem Ruf an die ehemaligen Kameraden der vorgenannten Kompanie. Außer dem Wenigen, was meine inzwischen verstorbene Mutter mir mündlich in meinen Kindheitstagen über den Vater vermittelt hat, weiß ich nichts von dem Kriegserlebnis meines Vaters.

Inzwischen habe ich folgendes feststellen können:

Mein Vater wurde Juni/Juli 1917 von Köln aus (er war gebürtiger Düsseldorfer) nach Saarbrücken eingezogen und kam von dort aus an die Front. September 1917 wurde er gasvergiftet. Das Zentralnachweisamt Berlin hat mitgeteilt, daß mein Vater 1918 (Januar/Februar) verwundet wurde, aber trotzdem bei der Truppe geblieben ist. — Am 5. April 1918, an seinem Todestag durch Minenwurf, schrieb er meiner Mutter einen Brief und teilte mit, daß sie wiederum eine große Schlacht erwarteten, und daß meine Mutter mich, falls er nicht wiederkäme, in seinem und in ihrem Sinne erziehen sollte. — Leutnant und Kompanieführer Otto Greve teilte dann einige Tage später unter Rücksendung der Uhr, des Trauringes und der Brieffschaften den Heldentod meines Vaters mit.

Kompanieführer Otto Greve, ehemals 7. Kompanie, Reserve-Infanterieregiment 262, leben Sie, und können Sie mir etwas von meinem Vater berichten?

Welche Kameraden aus der engsten Umgebung meines Vaters hören meinen Ruf und geben mir ihre Anschrift bekannt, damit ich mich mit ihnen in Verbindung setzen kann? Und du, Kamerad meines Vaters, der

du ein Jahr später (1919) meine Mutter aufsuchtest in Köln-Nippes und ihr Mitteilung über meinen Vater machtest (dessen Namen ich aber ob meiner großen Jugend nicht im Gedächtnis behalten habe), wo bist du?

Nachricht erbittet:

Elisabeth Andraes, Düsseldorf, Königsallee 28.

*

Und noch eine Kriegerwaise schreibt an den Reichsfender Köln und schildert kurz das Schicksal ihres Vaters. Diese Sendung schien zuerst hoffnungslos. Man gab sie durch nur aus Mitleid mit dieser Waise, die ihren Vater nicht mehr in Erinnerung hatte, weil sie erst drei Jahre alt war, als er zum letzten Male austrückte. Doch Welch ein Erfolg! Man lese:

An den Reichsfender Köln am Rhein!

In der Sendung Funkappell alter Frontsoldaten bitte ich um Durchsage folgender Anfrage:

Überlebende des L. 33!

Die Kriegswaise Margareta Wirth aus Saarlautern II bittet um Anschriften von ehemaligen Kameraden ihres im Jahre 1917 in englischer Gefangenschaft verstorbenen Vaters, des Obermaschinistenmaat Peter Wirth. Wirth ist im Jahre 1916 mit noch fünfzehn Kameraden der Besatzung des L. 33 bei dem letzten Nachtflug über England abgestürzt und später infolge eines Leidens verstorben. Einer der ehemaligen Mitgefangenen ist im Besitze des Tagebuches von dem Obermaschinistenmaat Peter Wirth und wollte es nach dem Kriege der Witwe zustellen, die inzwischen auch verstorben ist. Die Tochter hat jedoch das größte Inter-

esse daran, in den Besitz des Tagebuches zu gelangen, da sie ihren Vater überhaupt nicht kannte (sie war damals drei Jahre alt), und möchte auch mit Überlebenden des L. 33 in Verbindung treten. Wer kennt die Anschrift von August Bogler, Obermaschinistenmaat, ferner von W. Schulz, damals Deckoffizier und Lagervorstand in Gefangenschaft? Anschriften erbeten an:

Frau Margareta Raß-Wirth, Saarlautern II, Saarwellinger Straße 31.

Nach dem Durchspruch schrieb am 16. Dezember 1936 August Bogler, Mainz, Untere Zahlbacherstraße 70:

Den Empfang Ihres Schreibens bestätige ich mit Dank. Inzwischen bin ich mit der Tochter meines in englischer Gefangenschaft verstorbenen Kameraden Peter Wirth, ehemaliger Obermaschinistenmaat an Bord des Marineluftschiffes L. 33, in briefliche Verbindung getreten. Das Kriegstagebuch habe ich damals in Verwahrung genommen aus militärpolitischen Gründen, und es ist mir eine Freude, somit heute in der Lage zu sein, der Tochter das Buch als Vermächtnis des Vaters übergeben zu können, zugleich als hehre Erinnerung an die Kampffahre der stolzen Marineluftschiffe von 1913 bis 1918. Wenn es im Bereich der Möglichkeit liegt, grüßen Sie unseren ehemaligen Kommandanten Kapitänleutnant Wloys Boecker, Köln, Titusstraße 22, per Funk.

Ferner schrieb die Tochter am 10. Dezember 1936:

Ich erhielt das Schreiben vom 3. Dezember nebst dem Brief und Fotos von Herrn Hermann Wolff, Essen. Überaus freue ich mich, auf diesem Wege Näheres über meinen Vater erfahren zu haben. Inzwischen gingen mir auch von anderen Kameraden Zuschriften zu, und

ich hoffe, das Gewünschte zu erreichen. Der Erfolg der Suchmeldung war jedenfalls gut.

Dem Reichsfender sage ich hiermit für die Durchsage meinen verbindlichsten Dank.

Margareta Raß-Wirth, Saarlautern II.

*

Immer nach vorne.

Es haben die Ratscher schon Stunden gebellt.

Nun mischen die Brummer sich drein.

Der Regen rauscht nieder aufs Trichterfeld.

Bald wird es wieder dämmerig sein.

Dann los und hinein in den Feuerstrom

Über Gräben und Trümmer und Schutt.

Richtung: der schaurige Wald Chaume —

Da ging schon mancher kaputt.

Vorwärts, vorwärts, in Gruppen zu drei'n!

Vorwärts durch Dunkel und Dreck!

Ein Wetter zum Kösen! — Ein Feuer zum Spei'n,

Da bleibt dir die Puste bald weg.

Von draußen der Regen, von drinnen der Schweiß.

Ein ewiges Nieder und Auf.

Es hämmern die Pulse so fiebrig und heiß

Beim tollen, atemlosen Lauf.

Immer nach vorne und immer nach vorn

Durch Regen und Matsch und Beschuß.

Im Bauche den echten Soldatenzorn,

Im Herzen das eiserne Muß.

Und weiter und weiter durchs graufige Land,

Durch Gas und durch Schlamm und durch Stahl,

Und Himmel und Erde aus Rand und aus Band,

Und alles ist dir scheißegal!

Drei alte Marschierer, die haben wohl Schwein.

Der Franzmann wird plötzlich stumm.

Der Wald, der muß hier in der Nähe sein,

Immer rin mit dem letzten Mumm —

Da jault es! Da heult es! Ein Geiser sprüht

Seinen donnernden, feurigen Strom —

Drei alte Marschierer dahin und verglüht

Hart am toten Walde von Chaume.

E. F. Döll, Kiel, Geibelallee 2.

*

Fünftes Kapitel

Einsiedel

Das Hörspiel „Einsiedel“, das Erlebnis eines Frontsoldaten, der durch Kopfverletzung sein Gedächtnis verloren hatte, ergriff alle Rundfunzhörer aufs tiefste. Wiederum flatterte eine Unzahl von Briefen in das Funkhaus. Kriegereltern suchten ihren Sohn, Kriegersweisen ihren Vater. War dieser „Einsiedel“ Wirklichkeit? Hatte er gelebt? Gibt es noch mehrere solcher Männer, die durch Kopfschuß ihren Namen und ihr Gedächtnis verloren haben, und wo leben sie? Das waren die bange Fragen. Doch der Reichsfender konnte beruhigen. „Einsiedel“ war eine Dichtung, eine der erschütterndsten Dichtungen der Nachkriegszeit. „Einsiedel“ war einer für alle. „Einsiedel“ war schlechtweg der Frontsoldat, das Symbol des im Laumel der ersten vierzehn Nachkriegsjahre verkannten, geschmähten und oft verachteten Frontsoldaten.

Die erschütternde Dichtung „Einsiedel“ sei hier wiederholt:

Der in seiner Heimatstadt Wattenscheid lebende Dramatiker Walther Gottfried Klucke gehört der Mannschaft der Kriegsdichter an und ist nach seinem auch für die Bühne bearbeiteten Erstlingswerk „Einsiedel“ sonderlich mit den Schauspielen „Kämpfer und Träumer“ und „Alja und der Deutsche“ (Deutscher Bühnenvertrieb im Zentralverlag der NSDAP.) an die Öffentlichkeit getreten.

Einsiedel

Legende vom unbekanntem Soldaten

Hörspiel

von Walther Gottfried Klucke

Personen:

Einsiedel	Pastor
Wärter der Heilanstalt	Wachtmeister
Bahnbeamter	Polizeihauptmann
Richards, Friedhofsgärtner dessen Frau	Stimmen der drei Toten Arzt
Ewald, beider Sohn	Passanten

Die Handlung spielt 1928

Einsiedels Ankunft.

(Kleinstadtbahnhof. Stürmischer Abend. Noch bevor der Zug einläuft.)

Bahnbeamter: Abend, Herr Richards. — — Nu??
So spät noch auf den Zug?

Richards: Ne! Ich hole doch den neuen Totengräber ab. Der kommt jetzt mit dem Neunuhrzug.

Bahnbeamter: So? Wo kommt denn der her?

Richards: Aus der Anstalt. Ist doch Kriegesbeschädigter.

Bahnbeamter: Wieso? Der Krieg — mein ich doch — ist so an die zehn Jahre rum. Und aus was für 'ner Anstalt kommt denn der?

Richards: Aus der Heilanstalt. Er ist vollkommen gesund und noch dazu ein guter Gärtner.

Bahnbeamter: Na, das ist ja denn auch die Hauptsache. — Schlechtes Wetter heut abend. Und morgen das Schützenfest. Na — ich weiß nicht — —

Richards: Und wir haben morgen noch die Beerdigung vom alten Oberst!

Bahnbeamter: Ja, das trifft unglücklich zusammen. Der Kriegerverein geht ja auch mit. Mal blasen wir zum Tanz auf, mal zur Grablegung. — — — P—r—r—r — ein Wetter! Es stürmt schon richtig wie im Dezember. — — Aber da kommt der Zug! (Man hört den einlaufenden Zug. Station — unverständlich — wird ausgerufen. Stimmen, Pfeifen des Zugführers, der Zug ab.)

Wärter (ruft): Na, wo ist denn hier der Mann von der Friedhofsverwaltung? Herr Gott, ist das ein Wetter! Hier sind wir richtig in die kalte Heimat geraten. Und die Beleuchtung ist man auch mäßig!

Richards: 'n Abend! Sie sind von der Heilanstalt?

Wärter: Das bin ich allerdings! 'n Abend, Herr Direktor. Und hier bringe ich Ihnen den neuen Mann; 'n guter Gärtner, sage ich Ihnen.

Richards: Schön! — Richards ist mein Name.

Wärter: Gehen wir mal eben in 'n Wartesaal. Ich hab Durst, mit Verlaub. Und mit dem nächsten Zug fahre ich wieder in die Ferne (ab.)

Richards: So, nun geben Sie mal den Koffer. Na, geben Sie nur her. Ich werde ihn schon tragen. Und wie heißen Sie?

Einsiedel: E—i—n—s—i—e—d—e—l— — —

Richards: Ich begrüße Sie hiermit, Einsiedel. Ich habe gehört, daß Sie ein guter Gärtner sind. Nun, wir werden Kameradschaft üben.

Einsiedel: Ich denke auch.

Richards: Na, schön. Haben Sie auch alles mit? Ihre Sachen — Papiere — — und so?

Einsiedel: Ich weiß nicht — — Papiere?

Richards: Hat wohl der Herr, der Sie brachte?

Bahnbeamter: 'n Abend auch, Richards. Aha, der neue Totengräber.

Einsiedel (verwundert): T o t e n g r ä b e r ?

Richards (ablenkend): Haben Sie Ihre Fahrkarte, Einsiedel?

Einsiedel (abwesend): Totengräber? — Fahrkarte? — Ich? — Das weiß ich nicht. — — Wieso?

Bahnbeamter: Die hat doch der andere Herr schon abgegeben. Die Herren können passieren. Übrigens wartet der forsche Herr im Wartesaal.

Richards: Is gut. Wir werden mal zu ihm gehen. 'n Abend!

Bahnbeamter (für sich): N—a — — ! — So ganz richtig ist's mit dem noch nicht — — —

Im Wartesaal.

Wärter (im Wartesaal, trinkend und genießerisch schmauzend): Herr Wirt, noch so ein kaltes Bierchen, wenn ich bitten darf. Na, Herr Gartenbaudirektor, wie gefällt Ihnen der Neue? — Aber ehe ich's vergesse — hier sind auch die Papiere, schön versiegelt. Wenn Sie hier die Quittung unterschreiben wollen? Und nun heißt's Abschied nehmen, Einsiedel!

Einsiedel: Ja.

Wärter: Herr Wirt, geben Sie den Männern auch zwei Bierchen.

Richards (abwehrend): Danke — danke — war aber nicht nötig!

Wärter: Ach, keine Sorgen nicht — also Prost, meine Lieben — und auf ein Neues, mein lieber Einsiedel!

Richards, Einsiedel (stoßen an): Prost!

Wärter: Ja, Einsiedel, die Anstalt liegt nun hinter Ihnen. Eine lange, lange Zeit. So an die elf Jahre seit dem Kriege. Wissen Sie noch? — Nein — natürlich — wie kann ich nur fragen? — Sie haben ja alles vergessen, Sie Glücklicher.

Richards: Alles vergessen?

Einsiedel (dumpf): Alles — — vergessen.

Wärter: Na, Herr Richards, man muß noch ein bißel Rücksicht nehmen, verstehen Sie? Schwere Kopfverletzung.

Richards (gutmütig bedauernd): hm — ! Ja — natürlich.

Wärter: Nicht zu schwere Arbeit. Viel raus. Auch mal unter Menschen. Verstehen Sie? So allmählich Gewöhnung an den Alltag. Ich war sozusagen sein Vater, die ganzen Jahre hindurch, nicht wahr, Einsiedel? Und wir haben uns gut verstanden.

Einsiedel (warm): Das ist wahr. Sie waren mein — mein — guter Kamerad!

Wärter: Ja, und nun beginnt eine neue Zeit, Einsiedel. Sie werden jetzt in Herrn — wie war doch Ihr Name — ?

Richards: Richards!

Wärter: — Natürlich! Also Sie werden in Herrn Richards einen guten Freund finden, einen väterlichen Freund. Nicht wahr, Sie werden gut zu ihm sein, Herr Richards?

Richards: Das ist selbstverständlich!

Wärter: Na, also. Und das Leben ist gar nicht so schwer. Es ist doch eine schöne, große Aufgabe, — so — neu — zu beginnen und aufzubauen. Sie werden

viel in der frischen Luft sein. Sie dürfen sich mit Blumen und Anlagen beschäftigen. Sie werden auch mal Botengänge machen. Das hat die Anstaltsleitung alles mit dem Ortspfarrer abgemacht. Also auf ein Neues!

Richards (sie stoßen an): Auf ein Neues!

Einsiedel (scheu und mit ängstlicher Bedeutung): Auf ein — Neues!

Wärter: Und nu — wird's Zeit für mich. — In fünf — Minuten, — na — — !

Einsiedel: In — fünf — Minuten?

Wärter: Fährt mein Zug — ja! —

Einsiedel (schnell): Ach, Sie fahren mit dem Zug fort?

Wärter: Pflicht — lieber Einsiedel! — Ja, denken Sie, ich muß wieder in die Anstalt. Die andern warten auf mich — die Kranken. — Sie sind ja nun gesund, Sie werden ohne mich auskommen können. Sie haben sich prachtvoll erholt. Kerngesund.

(Reise zu Richards) Man muß ihm das immer sagen, verstehen Sie? Er ist im übrigen ein guter Mensch, aber ein Sonderling. — Herr Wirt, ich möchte zahlen!

Richards: Na, lassen Sie nur. Das ist meine Sache!

Einsiedel (leise): Sie fahren also fort?

Wärter (gütig): Es muß sein, lieber Freund.

Einsiedel: Und Sie kommen nie wieder?

Wärter: Nie — — das ist zuviel gesagt. Man sieht sich schon mal. Die Welt ist ja so klein. Und vorerst müssen wir eben, jeder auf seine Weise, die Pflicht erfüllen.

Einsiedel: Pflicht?

Wärter: Sie haben einst eine große Pflicht treu erfüllt, Einsiedel.

Einsiedel: Ich — — — ?

Wärter: Ja — Sie, lieber Freund. Wissen Sie, bevor Sie diese Kopfverletzung erhielten. — —

Einsiedel: Wo war das?

Wärter: Es war — auf dem Felde der — Ehre!

Einsiedel (flüsternd): Auf dem — Felde — der Ehre?

Wärter: Ja! Aber das ist vergessen. — Vergessen, Einsiedel.

(Aus der Ferne hört man das dumpfe Geräusch des herankommenden Zuges.)

Einsiedel (geheimnisvoll): Was ist das? — Hören Sie nur!

Richards: Es ist der Zug.

Einsiedel (erregt): Nein, nein! — Es ist nicht der Zug! — Das ist wie vor elf Jahren, — — wie auf dem Felde — — der — —

Wärter (lachend): Ach, Unsinn! — Ha, ha, ha! Nein, das ist mein Zug. Nun also, Einsiedel, geben Sie mir die Hand. — So. — Nun leben Sie wohl!

Einsiedel (leise): Leben Sie wohl — — immer — — wohl!

Wärter: Wir sehen uns wieder, Einsiedel!

(Inzwischen fährt der Zug ein.)

Bahnbeamter: Einsteigen nach Hannover, Berlin, Schlesiſcher Bahnhof!

Einsiedel (gefaßt): Nein, wir sehen uns — — nie wieder — — Leben Sie wohl!

Wärter: Auf Wiedersehen und alles Gute! — Auf Wiedersehen, Herr Richards!

Richards: Auf Wiedersehen!

Wärter (ab. ruft fortgehend noch zwei- bis dreimal): Auf Wiedersehen!

(Man hört Lärmschlagen, Rufe, Pfeifen. Zug langsam ab.)
Einsiedel (geheimnisvoll): Mir ist, als hätte ich schon einmal so Abschied genommen — — gestern vielleicht. — Vielleicht auch — — ? Abschied von — ? — Von mir selbst? — — Oder? — —

(Resigniert) — — Nein — — vergessen. Vergessen! (Schwerer Atemzug.)

Richards (zart): Wollen wir jetzt gehen, Einsiedel?

Einsiedel (erwachend): Wir — — gehen? — — Wohin? — — Ach, so — — ja — natürlich! Wir wollen also gehen. (Für sich) Vergessen — — ! Ja — — !

Song!

Haus Richards.

(Eine Tür wird geöffnet. Man hört Schritte und knarrende Treppe.)

Richards: Da wären wir also. Sie werden müde sein, was?

Einsiedel: Nicht — müde — nein.

Frau Richards: Ach, ihr seid schon da? Guten Abend!

Richards: Guten Abend, Frau! Hier bringe ich dir meinen Hausgenossen. Einsiedel — das ist meine Frau!

Frau Richards: Geben Sie mir die Hand. Guten Abend, Herr Einsiedel! Nun, Sie werden hungrig sein?

Einsiedel: Guten Abend!

(Freundlich) Sie sind also die Hausfrau? Es ist wahr, Sie sehen aus wie eine Mutter.

Frau Richards (betreten): Was meint er?

Richards: Er meint, du sähest aus wie eine Mutter. —

Nun, Einsiedel, das ist wahr, — — sie ist auch eine Mutter. Sie hat mir drei Kinder geboren.

Einsiedel: Das ist gut. Wir hatten in der Anstalt weder Mütter noch Kinder.

Frau Richards: Ach, ja, Sie kommen aus der Anstalt. — — Aber ihr seid tüchtig verregnet, wie? — — Nun, wir wollen nach oben gehen!

Einsiedel: Ja.

(Man hört knarrende Treppe, Schritte. Von oben tönt plötzlich wie aus weiter Ferne Musik. Es ist der Auftakt zur Fünften Symphonie von Beethoven.)

Einsiedel (stehenbleibend, flüsternd): M u s i k — — ?

Frau Richards: Das ist nur mein Sohn mit seinem Grammophon und mit seinem Beethoven.

Einsiedel: Ist es möglich, daß ich diese Musik schon einmal hörte? — Beethoven? — — Nein, dieses Namens erinnere ich mich nicht. Was bedeutet schon ein Name? — — Aber mir ist — — —

(Öffnen einer Tür. Musik wird stark und bricht ab.)

Einsiedel: — — Mir ist, als habe jemand von dieser Musik einmal gesagt: „Das Schicksal pocht an die Tür!“

Ewald: Das ist wahr. Beethoven selbst hat es gesagt.

Einsiedel: Ach, verzeihen Sie — — ich sprach zu mir selbst.

Frau Richards: Das ist mein Sohn, Herr Einsiedel.

Ewald: Hoffnungsvoller Sekundaner — ja. — Großartig, die Symphonie von Beethoven, nicht wahr?

Einsiedel: Symphonie? — Beethoven? — — Kenne ich sie denn?

Ewald: Ich denke doch! Sie sind sogar in der Literatur bewandert. Das haben Sie doch soeben bewiesen!

Einsiedel (fremd): Nein — das muß ein Irrtum sein.

Ich habe solche Musik nie gehört. In der Anstalt —

Frau Richards (sanft): Sie können ja später mit meinem Sohn darüber sprechen, Herr Einsiedel. Wollen wir nicht erst den Koffer in Ihr Zimmer tragen?

Einsiedel (verwirrt): Ach — verzeihen Sie mir. Bitte, natürlich. Ich halte Sie auf. Ich glaube, Sie sind ein sehr guter Mensch. In Ihrer Stimme liegt so etwas Zartes.

Ewald: So, den Koffer nehme ich.

Einsiedel: Der Koffer? — Ach so, den hätte ich vergessen.

(Sie gehen weiter.)

Frau Richards: So — hier ist Ihr Zimmer.

Einsiedel: Danke. — Und ein unvergittertes Fenster?

Ewald (leise): Ein seltsamer Mensch, Mutter.

Frau Richards (leise): Er kommt aus der Anstalt.

Man muß sehr rücksichtsvoll sein.

Ewald: Allerdings. — —

Frau Richards (lauter): So, Herr Einsiedel, wenn Sie den Reifestaub abgeschüttelt haben, können Sie ja zum Essen herunterkommen.

Einsiedel: Danke — danke! — Sie sind so gut zu mir. Auch Sie, Herr Sekundaner, und auch Ihr Vater. — Sehr gut sind Sie alle zu mir.

(Frau Richards und Ewald ab.)

Einsiedel (allein): Und ein — unvergittertes Fenster, das man öffnen kann? — —

(Er öffnet es. Starker Sturm.)

Und Sturm — — und man kann alles ertragen? —

Und gute, gute — — — Menschen? — —

(Leise) Ich danke dir, Gott, daß — —
 (sich plötzlich fassend) — — Ich sollte ja zum Essen kommen. Ich ganz allein? Niemand holt mich? Die Zelle ist nicht verschlossen? Ich kann nicht! — Ich kann nicht! — Wie kann ich denn allein zum Essen hinuntergehen? — Ich will warten, bis mich jemand holt. — — —

S o n g!

Morgen.

(Von der Kirchturmuhre schlägt die Glocke sechsmal. Man hört Schritte über Kiesweg.)

Richards: Ich will Ihnen nun den Friedhof und das Gewächshaus zeigen. Ich hoffe, Sie haben gut geruht?

Einsiedel: Danke. — Ich schlafe wenig. Meine Nächte sind lang.

Richards: Ja, das Licht brannte lange in Ihrem Zimmer. Sie lasen wohl noch.

Einsiedel: Es ist wahr! Ich las und dachte über das Gelesene nach.

Richards: So? — Was lasen Sie denn, wenn man fragen darf?

Einsiedel: Die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi.

Richards: Sie sollten doch etwas anderes lesen.

Einsiedel: Warum soll ich etwas anderes lesen als die Leidensgeschichte des Herrn? Ich kann mich nicht erinnern, je ein anderes Buch gelesen zu haben als das Buch der Bücher.

Richards: Richtet Sie denn die Leidensgeschichte unseres Herrn auf?

Einsiedel (verwundert): Meinen Sie, ich wäre so schwach, daß ich mich an etwas aufrichten muß? Ich bin zufrieden.

Richards: Ja, aber — —

Einsiedel: Ich weiß nicht, warum ich sie immer wieder aufs neue lesen muß. Vielleicht daß ich auch einmal — — Es ist möglich. Nun ist mir aber so, als wäre ich — — wieder auferstanden!

Richards: Sie müssen sehr gelitten haben.

Einsiedel: Das weiß ich nicht!

Richards (munter): So, das ist hier der Mittelweg. Von hier aus gehen die Seitenwege zum alten und zum neuen Teil. Sehen Sie wohl?

Einsiedel (grübelnd): Das ist doch seltsam. Ich habe noch nie eine Anlage gesehen, die so unsymmetrisch war wie diese hier. Die Gerade des Mittelwegs verläuft schief — in einem Winkel von — — von —, und die Planierung des neuen Teils wurde erst vorgenommen, nachdem die Wege abgesteckt waren.

Richards: Das ist alles genau so, wie Sie sagen — aber um alles in der Welt, wieso wissen Sie das?

Einsiedel (unbeirrt): Und natürlich verläuft die ganze Anlage zur Mauer in einem spitzen Winkel. (Gröhlich lachend) Ha, ha, ha — — komisch — — komisch!

Richards: Ja, das ist mir mißlungen; aber Sie sind der erste — außer meinem Sohn — der es sieht. (Pause)

Einsiedel: — — — Was meinen Sie?

Richards: Nun, ich meine, daß Sie ein guter Mathematiker sind!

Einsiedel (verwirrt): Was habe ich gesagt? — Oh, verzeihen Sie mir! — — — Aber was ist denn mit

mit? Sprachen wir nicht über die Leidensgeschichte Christi?

Richards: Es ist gut — lassen Sie nur! — Ihre Aufgabe ist nun folgende: ich gebe Ihnen jeden Morgen die Gräber an, welche instand gesetzt werden müssen. Außer dieser Arbeit müssen die neuen Grabstellen ausgeschachtet werden. Die Blumenzucht und die Kranzbinderei besorge ich. Im Winter müssen Sie nur ab und zu ins Treibhaus, wegen der Heizung.

Einsiedel: Es ist gut, ich will es mir merken.

Richards: Merken Sie sich diese Grabstelle. Hier müssen Sie gleich ausschachten. Es ist das Grab des alten Oberst, der heute nachmittag bestattet wird.

Einsiedel: — — — Der — — alte — — Oberst?

Richards: Ja, das ist der Grabstein. Fehlt nur das Datum.

Einsiedel: Und was ist es um das Kreuz dort?

Richards: Das hat der Oberst zum Gedächtnis seines einzigen Sohnes aufstellen lassen. Lesen Sie doch.

Einsiedel (lesend): Meinem Sohne — —, vermisst nach den Kämpfen um die Lorettöhöhe im Herbst 1917. — Ehre seinem Andenken. — — Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Brüder — — !

Richards (ehrfürchtig): — — Ja, es ist das Kreuz eines Namenlosen. Eines, der schweigend fiel, und über dessen Schicksal die Akten geschlossen wurden.

Einsiedel (flüsternd): V e r m i s s t — — ?

Richards: Bis heute vermisst. — — Das ist der unbekannte Soldat.

Einsiedel: Weiß man denn, ob er gefallen ist?

Richards: Nein, man weiß es nicht.

Einsiedel: Wenn er noch — — lebte — — ?

Richards: Das ist wohl nicht gut möglich, man hätte von ihm gehört.

Einsiedel: Vielleicht, — daß er noch an der Front ist?

Richards: Der Krieg ist lange zu Ende.

Einsiedel: Aber nicht für ihn. — Sind viele vermisst?

Richards: Tausende!

Einsiedel: Vermisst nach den Kämpfen um die Lorettöhöhe? Ist es möglich, daß sie nur vergessen wurden? Vielleicht liegen sie noch in den Gräben, die Maschinengewehre im Anschlag, mit blutender Stirn. — — Vermisst? — — Lorettöhöhe? — — Wissen Sie Näheres?

Richards: Nur, was der alte Oberst mir erzählte. Er war ja täglich hier am Grabe. Der Vermisste stand als Oberleutnant in einem Infanterieregiment, das immer an der Front lag. Königlich-Preussischer Oberleutnant und ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse.

Einsiedel: Und weiter?

Richards: Er soll sehr begabt gewesen sein — — ein vorzüglicher Mathematiker und sehr musikliebend.

Einsiedel (fremd): Ich kenne ihn nicht. Es ging mir nur so durch den Kopf, weil es da heißt: Lorettöhöhe.

Richards: Kämpften Sie auch an der Lorettöhöhe?

Einsiedel (ängstlich): Ich? — — Warum meinen Sie das? — — Ich doch nicht — — — nein — — —, wieso sollte ich an der Lorettöhöhe gekämpft haben? — — Ich doch nicht. — — Ich habe diesen Namen nie gehört! — — — Loretto? — — — L o r e t t o ? — — — Kalkweiße Gräben — — ein Hügel — eine Kapelle. — — Einmal oben, einmal unten! — —

Mit Tanks kamen sie! — — Sagten Sie es nicht soeben? Wie? — — — Trommelfeuer, Luftkämpfe — ungezählte Nächte! — — Einmal kam die Nachricht, daß drüben Neger eingesezt wären; es gefror uns das Herz im Leibe, und als sie nach vierundzwanzig Stunden angriffen, machte die Kompanie einen Gegenstoß. Einer kommandierte: Sprung auf, marsch, marsch! Da fiel der Hauptmann. — — Ein anderer sprang auf, nahm den Arm hoch und rief: Die Kompanie hört auf mein Kommando! — — Sie setzten Flammenwerfer ein. Wir aber hielten die Front, das ist gewiß!

Richards: Also waren Sie dabei?

Einsiedel: Ich — — ? Nein, das glaube ich nicht. — Ich habe es nur gehört — — oder geträumt — — oder aus der Ferne gesehen. — — — Hernach lagen wir wieder vierundzwanzig Stunden im Sperrfeuer. Ja, gewiß — —, — — die Vermissten liegen noch an der Front, in falkweißen Uniformen, im Sperrfeuer — — ach — — ach — — !

Richards: Beruhigen Sie sich doch, aber das lebt ja noch alles in Ihnen, all das, was Sie vergessen glauben!

Einsiedel: Habe ich denn vergessen? — — Oder was spukt da in meinem Kopf herum? — — Mein Gott, ich glaube, ich bin krank.

Richards: Sollten Sie wirklich — — — ?

Einsiedel: Keineswegs! — — — Glauben Sie mir nicht; es ist alles Phantasterei, — — übrigens bin ich vollkommen gesund. Die Luft ist auch so rein heut morgen. — — Sagten Sie nicht, daß heute irgendein Fest sei? — — Der Sturm gestern abend hat die

Wolken geteilt. Es ist ein klarer Tag, und nun will ich an die Arbeit gehen!

Richards: So ist's recht, Einsiedel. — — Kopf hoch!

Und vergessen Sie nicht: um zehn Uhr müssen wir zur Polizei und auf dem Rückweg zum Pastor! — —

Die Ausmaße sind Ihnen doch bekannt?

Einsiedel: Ich habe viele Gräber gegraben. Der alte Oberst soll weich und tief ruhen.

Richards: Also guten Morgen, Einsiedel!

Einsiedel: Guten Morgen!

Song!

Die Toten erwachen.

(Atemzüge Einsiedels. Klirren der Schaufel.)

Der eine Tote (flüsternd, langgezogen): Du! Was für ein Grab gräbst du? Und was gräbst du Gräber anderen Toten? Wo ist dein Totengräber?

Der andere Tote: Es ist nicht wahr, daß du alles vergessen hast; aber es ist so, daß sie dich vergessen haben. Die Verlustlisten sind endgültig geschlossen. Sie liegen in den Archiven, und die Vermissten gehören der Geschichte an! Du gehörst zu uns — — !

Der dritte Tote: Du, — — du lebst noch? Du wagst noch zu leben? — Du hast kein Recht mehr, deine Arme und deine Gedanken zu gebrauchen! Die, die elf Jahre nach dem Kriege noch auf der Liste der Vermissten stehen, sind vergessen. Ihre Leiden zählen nicht. Ihr Leben ist verwirkt, und ihre Namen stehen einsam und fremd unter den Namen der Helden, von denen man weiß, daß sie auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Ihre Namen sind ausgelöscht.

Der eine Tote: Wir leiden noch in der Gefangenschaft,

hinter Stacheldraht und in den Zelten. Wir warten noch auf das Ende der Qualen.

Der andere Tote: Wir hoffen noch im verschütteten Unterstand auf Rettung. Wir graben Schächte. Wir suchen nach Konserven und nach Wasser. Wir geben Zeichen, daß wir leben.

Der dritte Tote: Wir stehen noch im Granattrichter. Das Wasser reicht uns bis zur Stirne. Unsere Füße stehen im Schlamm. Unsere Finger tasten nach den Maschinengewehren. Die Front ist verflucht unruhig. Das Sperrfeuer hält uns noch im Trichter gefangen. — — Wann wird es enden?

Einsiedel (eifriger noch bei der Arbeit und keuchend): Wer seid ihr?

Der eine Tote: Wir sind die Vermissten. Wir sind nicht tot, und wir leben in der Finsternis.

Der andere Tote: Sie haben allen Denkmälern gesetzt in der Heimat. Uns aber haben sie vergessen. Unsere Kreuze tragen keine Zeichen als das eine Wort: Unbekannter Soldat — — — !

Einsiedel (voll Ungeduld): Ich bin zufrieden. Ich habe vergessen!

Der eine Tote: Du belügst dich, das Schicksal pocht an die Tür deiner Seele.

(Beim Wort „Schicksal“ setzt von fern die Musik — Schallplatte — ein; Auftakt zur Fünften Symphonie von Beethoven und Variationen des bekannten Themas aus dem ersten Satz.)

Der eine Tote: — — — Die Erinnerung lag Jahr um Jahr in dir begraben. Nun aber ist sie erwacht. Kamerad — — — das — — — Schicksal — — — pocht!

(Musik stärker und jäh abbrechend.)

Der andere Tote: Das ist nur eine Jugenderinnerung. Das andere aber ist stärker, Kamerad.

(Geräusche des Grabenkampfes. Stimmengewirr. Pfeifende Granaten. Geknatter von Maschinengewehren.)

Hör-Vision:

(Kampfgeräusche.)

Der eine Soldat: Durchspruch zum Oberleutnant: Der Hauptmann ist gefallen!

Stimmen (nacheinander): Durchspruch zum Oberleutnant: Der Hauptmann ist gefallen!

Stimmen: Durchspruch zum Oberleutnant: Der Hauptmann ist gefallen!

Stimmen: Durchspruch zum Oberleutnant: Der Hauptmann ist gefallen!

Stimme eines Offiziers (schneidend): Die Kompanie hört auf mein Kommando! Achtung! Am linken Flügel feindlicher Tank! Handgranaten raus! Sprung auf! Marsch, — — marsch!

(Hefiges Maschinengewehrfeuer.)

(Noch einmal Thema aus der Fünften Symphonie von Beethoven.)

(Hurrafschreie, jähe Stille.)

(In weiter Ferne auffisende Granaten.)

(Telefonklingeln.)

Stimme am Telefon:

Hier Divisionsadjutant!

Audere Stimme: Hier Ordonnanzoffizier des Regiments! Das Regiment hat die Lorettohöhe genommen! Hauptmann der dritten Kompanie ist gefallen! Oberleutnant vermißt, desgleichen siebenunddreißig Mannschaften! — Fünfundsechzig Tote! Einhundertundachtunddreißig Verwundete!

Stimme am Telefon: Es ist gut! Das Regiment wird um ein Uhr heute nacht abgelöst! Ich rufe wieder!

(Man hört das eintönige Schaufeln und Klirren des Werkzeuges.)

Der andere Tote: Du, stell die Schaufel weg! Ich weiß noch ein anderes. Nimm einen Stein und male in die Grabwand das Gebilde deiner mathematischen Formel, die du so liebtest. Wenn du willst, nenne sie den Lehrsatz des Pythagoras.

Der dritte Tote: Du warst doch immer ein ausgezeichnete(r) Stratege. Wenn sie dich nicht vergessen hätten, wer weiß, du wärst noch General geworden. —
(Das Klirren des Spatens verstummt.)

Der eine Tote: So ist es recht! Male nur, male! Du hast nichts vergessen, Kamerad!

Der andere Tote: Weder die Fünfte Symphonie —

Der dritte Tote: Noch den Sturmangriff, noch den Lehrsatz des Pythagoras.

Chor der Toten: Nur die Deutschen haben dich vergessen, denn du bist wie wir, ein unbekannter Soldat!

(Die Toten entfernen sich. Man hört sie nacheinander aus der Ferne rufen):

Unbekannter Soldat!

(Keuchende Atemzüge Einsiedels.)

Einsiedel (verwirrt): Was ist das denn mit mir? Ich glaube, ich bin krank. — — — Ach, so, da kommt Ewald.

Ewald: Ach, sieh da, Herr Einsiedel. Vater schickt mich. Sie möchten doch ins Büro kommen. Er will mit Ihnen in die Stadt, zum Meldeamt und zum Pastor.

Einsiedel: Ist gut. Ich werde kommen.

Ewald: Die Grabstelle ist schon fertig? Da waren Sie aber fleißig!

Einsiedel (gutmütig): No — — no. — —

Ewald (erschrocken): Was haben Sie denn da an die Wand gemalt, Herr Einsiedel? — — Das ist ja — — der — — Pythagoras! — — Ja — — wieso — — ?

Einsiedel (fremd): P y t h a g o r a s — — ? Das weiß ich nicht — — !

Ewald: Ja — — sind Sie denn in der Mathematik bewandert? Die Figur ist durchaus richtig konstruiert.

Einsiedel (verwirrt): — — Konstruiert? — — Was heißt das? Nein, ich habe sie nicht gemalt! — — Nein — — ich doch nicht!

Ewald: Wer denn? War denn jemand bei Ihnen?

Einsiedel: Ich glaube, daß jemand hier war. — —

Aber ich kann mich nicht erinnern. Doch — — —

nein! — — Herr Ewald, so genau müssen Sie das

nicht nehmen. Ich male schon manchmal so etwas;

das müssen Sie mir nachsehen. — — — Ich bin

ganz gesund. Ich will leben und arbeiten. — — Ich

will — — — vergessen! — — Vergessen! — — —

Ewald: Das ist doch seltsam. Genau so, wie mit der

Fünften Symphonie.

Einsiedel: Wir wollen also ins Büro gehen. — Und

der gute — — alte Oberst — — wird hier seinen

letzten Schlaf schlafen. — — Ach, ja — — einmal

geht alles zu Ende. — — Auch — — dieses — — —

Leben! — — —

Chor der Toten (flüsternd): Wir — — sterben — —

nie! Kamerad! Kamerad!

G o n g!

Meldeamt.

Richards: Morgen, Herr Wachtmeister!

Wachtmeister: Morgen!

Richards: Ich möchte hier den neuen Totengräber anmelden.

Wachtmeister: Haben Sie den Meldeschein ausgefüllt?

Richards: Ja, — ne, — ich habe hier die Papiere mitgebracht.

Wachtmeister: Meldeschein müssen Sie aber mitbringen.

Richards (geheimnisvoll): Entschuldigen Sie man, die Sache ist die: der Mann kommt nämlich aus einer Heilanstalt. Er ist jetzt erst nach elf Jahren entlassen, hatte eine schwere Kopfverletzung. Kriegsbeschädigter.

Wachtmeister: So, so?

Richards: Und da sind hier nun verschiedene Papiere. Namensurkunde und Führungszeugnis. Hier ist der Entlassungsschein und hier noch so ein anderes Papier. — — Da weiß ich auch nicht recht — —

Wachtmeister: Tja! — — verehrter Herr, — — da kann ja kein Mensch durchfinden. — — Was soll ich mit die Papiere? Na, woll'n wir mal ausfüllen! — — Also, wann sind Sie geboren? — — Sie, Sie da?

Einsiedel: Ja?

Wachtmeister: Wann sind Sie denn nun geboren?

Einsiedel: Das weiß ich nicht.

Wachtmeister: Das wissen Sie nicht? Da hört doch alles auf!

Richards: Ruhig doch, Herr Wachtmeister. Der Mann kann doch nichts dafür!

Wachtmeister: Ja, aus den Papieren läßt sich das auch nicht ersehen. Aber ich muß das doch wissen!

Richards: Wissen Sie es denn nicht, Einsiedel?

Einsiedel: Nein!

Wachtmeister: Ja, wissen Sie denn wenigstens, wo Sie geboren sind?

Einsiedel: Nein!

Wachtmeister: Ha, ha, ha, das gibt's auch?

Richards: Lachen Sie nicht, Mensch. Seien Sie froh, daß Ihnen das nicht so ergangen ist.

Wachtmeister: Das muß ich mir verbitten!

Richards: Sie haben sich gar nichts zu verbitten, junger Mann!

Wachtmeister (ärgertlich): Also, was für eine Staatsangehörigkeit haben Sie?

Einsiedel: Ich bin Deutscher!

Wachtmeister: Preuße, Bayer, Württemberger, Hamburger oder was?

Einsiedel: Deutscher!

Wachtmeister: Also nicht nachgewiesen?

Einsiedel: Doch — — es ist erwiesen. Denn ich habe an der Front gestanden. Ich habe für Deutschland gekämpft und meine Gesundheit — —

Wachtmeister: Na, schön! — — Und Beruf?

Einsiedel: Gärtner.

Wachtmeister: War das auch Ihr früherer Beruf?

Einsiedel: Das weiß ich nicht.

Wachtmeister: Sind Sie verheiratet, ledig, geschieden, verwitwet?

Einsiedel: Ich weiß es nicht.

Richards: Natürlich ledig.

Wachtmeister (vorwurfsvoll): Wieso, natürlich? Es

steht nichts davon in den Papieren. Also, so geht das nicht weiter!

Hauptmann (eintretend): Na, was ist denn hier los, Wachtmeister? Warum denn die Aufregung?!

Wachtmeister: Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, hier ist eine Anmeldung vollkommen ohne Angaben.

Hauptmann: Wieso, was heißt das?

Richards: Um es ganz kurz zu erklären, Herr Hauptmann: der neue Totengräber unseres Friedhofs ist als Schwerekriegsbeschädigter aus der Heilanstalt entlassen. Ich lese hier eben, daß er nach den furchtbaren Kämpfen im Westen mit durchschossener Brust und vollkommen verbrannter Montur auf dem Schlachtfelde gefunden wurde. Da er durch Jahre hindurch nichts auszusagen vermochte und niemand ihn erkannte, also auch sein Truppenteil nicht festgestellt werden konnte, und die Erkennungsmarke nicht gefunden wurde, blieb man über seine Personalien vollkommen im dunkeln. Das ist der Tatbestand.

Hauptmann (leise): Hm! — — Das ist ja eine Tragödie.

Richards (flüsternd): Ja, es ist — — die Tragödie — — des unbekanntes Soldaten!

Hauptmann: Sind das Brandwunden, die roten Stellen im Gesicht?

Richards (leise): Ja, das sind die Brandmale des Helden, das sind gleichsam seine Auszeichnungen; aber sie haben die Erinnerung an seine großen Stunden ausgewischt. Er hat alles vergessen.

Hauptmann (warm): Wie heißen Sie, Kamerad?

Einsiedel (leise): Der Chefarzt nannte mich „Einsiedel“, später wurde der Name über mein Bett

geschrieben. Man rief mich so, und ich gehorchte. — — Alles andere habe ich vergessen. — — —

Hauptmann (stöhnend): Darf — — ich — — Ihnen — — die Hand — — drücken, Kamerad? Wo Sie auch immer für Deutschland gekämpft haben — —, man müßte Sie ehren, wie den tapfersten unserer Toten. (Schweigen.)

Hauptmann: Wachtmeister, schreiben Sie das Anmeldeformular aus.

Wachtmeister: Jawohl, Herr Hauptmann!

Hauptmann: Einsiedel, Gärtner und Totengräber, geboren in Deutschland, — —

Frontkämpfer, — —

ohne Papiere, — —

aber mit allen Zeichen — — —

Wachtmeister: Frontkämpfer, ohne Papiere, aber mit allen Zeichen ...?

Hauptmann: Mit allen Zeichen der ... deutschen ... Treue ...!

Hauptmann: Unterzeichnen Sie das Formular, Kamerad!

Einsiedel: Ich habe ... vergessen ... zu schreiben.

Hauptmann (leise): Du, — — Namenloser, unterzeichne mit dem Kreuz. So. — — Es ist gut! Wachtmeister, schreiben Sie unter das Kreuz: Der unbekanntes Soldat, genannt Einsiedel.

Einsiedel: Das ist das Zeichen des Frontkämpfers — — das Kreuz — — —

Hauptmann: Erinnern Sie sich, Kamerad?

Einsiedel (schüch): Ich weiß — —. Es ist möglich, daß ich ein Kreuz an meiner Brust trug. — — —

Hauptmann: Es ist gewiß!

Einsiedel (zögernd): Nun will ich gehen. — — —
Hauptmann: Gehen Sie, Kamerad. Ich will sehen,
was ich für Sie tun kann. Leben Sie wohl!

Einsiedel: Ich danke Ihnen. Leben Sie wohl!

(Richards und Einsiedel ab.)

Hauptmann: Sehen Sie, Wachtmeister, das ist einer
von den vielen Tausenden, die unter der Rubrik
„Vermißte“ in den Verlustlisten standen. Damals
waren Sie noch ein Kind. Er aber wurde namenlos
um unseretwillen, heimatlos, — — — — —
ohne Bruder und Schwester, ohne Eltern und ohne
Frau und Kind. — — — — —

Das ist ein — — Held, Wachtmeister!

(Schweigen.)

G o n g!

Im Pastorat.

Eine Frau: Bitte, warten Sie einen Augenblick, der
Herr Pastor wird gleich kommen.

(Tür zu. Nach einigem Schweigen.)

Einsiedel (wie immer leise): Sehen Sie, Herr

Richards. — — Was für ein Mensch ist das?

Richards: Sie meinen das Bild? — — Nun, es ist
Christus im Garten Gethsemane.

Einsiedel: Im Gebet? — — Im Kampf mit der
Anfechtung?

Richards: Ich denke.

Einsiedel: Das wundert mich. Dieser Christus da
trägt gelocktes Haar. Seine Haltung ist Friede.
Nein, er ist es nicht. — — — Das ist ein wohl-
gefälliges Bild. — — —

(Tür auf. Pastor räuspert sich.)

Einsiedel (versunken): Es steht geschrieben, daß blutiger
Schweiß seine Stirn bedeckte. — — Wenn einer
mit seinem Gott und um Tod und Leben ringt — nein,
das ist etwas anderes. Ich mag dieses Bild nicht.
Es ist schlecht.

Pastor: Sie haben recht. — — Ich bin Ihnen auch
gar nicht böse! — — Also das ist unser Herr Ein-
siedel?

Richards: Jawohl, Herr Pastor — — es ist Einsiedel!

Pastor: Ich heiße Sie willkommen! Wie gefällt es
Ihnen in unserer Stadt?

Einsiedel: Ich bin zufrieden.

Pastor: Das ist viel.

Richards: Er hat sich schon recht gut eingearbeitet,
Herr Pastor. Er ist ein vorzüglicher Gärtner und
Arbeiter.

Pastor: Das freut mich. — — —

(Pause.)

Was ich sagen wollte — — — Ihr Schicksal, Ein-
siedel, ist mir bekannt. Ich habe alle, mit denen Sie
in Berührung kommen, angewiesen, Ihnen mit ge-
ziemender Achtung zu begegnen.

Einsiedel (finster): Ich bin gesund. Ich will keine
Rücksichten.

Pastor: — — Und so wollte ich Ihnen vorschlagen,
mit den Botengängen, die mit Ihrem Amt verbunden
sind, noch einige Tage zu warten. Es ist vielleicht gut,
damit Sie sich nach und nach an den Alltag gewöhnen.

Einsiedel: Das ist nicht notwendig.

Pastor: Der Alltag ist hart.

Einsiedel: Ich weiß es.

Pastor: Sie wissen nicht alles.

Einsiedel: So will ich es lernen.

Pastor (mit eindringlichem Ernst): Das ist schwer, Einsiedel. Es hat sich vieles ereignet in den elf Jahren, da Sie in der Anstalt waren. Die Welt trägt ein verändertes Gesicht, gleichsam eine Maske, die Sie nicht sogleich durchschauen werden. Es kann Ihnen manches begegnen, das Sie erschrecken wird. Zudem ist heute in der Stadt das Schützenfest, und in den ersten Nachmittagsstunden werden wir meinen alten Freund, den Oberst, zu Grabe tragen. Ich weiß nicht, ob Sie all diese Eindrücke am ersten Tag zu ertragen vermögen? Ihre Gesundheit — —

Einsiedel: Herr Pastor — ich bin ein alter Soldat.

Pastor: Unsere Zeit hat es sehr eilig. Not und Übermut wohnen in einem Hause, Einsiedel. Und wo eben noch Klagegesänge erkönten, da läßt sich die Kurzweil rasch und gern nieder. Sie werden das auf Ihren Botengängen noch erleben.

Einsiedel: Ich fürchte mich nicht. Meine Zeit ist noch nicht um.

Pastor: Ihre Zeit, mein lieber Einsiedel, bricht vielleicht in dieser Stunde an. Wir haben viel ausgestanden, und die Not bedrängt unser Volk tagaus, tagein. Wollte Gott, daß dieses Volk am Beispiel unserer stillen Helden erkenne, was es heißt, treu zu sein.

Einsiedel: Ich bin nicht ohne Hoffnung, Herr Pastor.

Pastor (flüsternd): Das ist wunderbar, daß Sie noch hoffen. Ich kenne Ihr Schicksal aus den Akten und dem Briefwechsel mit der Anstalt. Ich glaubte, einem Gebrochenen, am Leben Verzweifelnden gegenüberzustehen, und finde einen, der das Leben liebt. Ich rech-

nete damit, Sie aufrichten zu müssen, und ich sehe, daß man sich an Ihnen halten kann.

Einsiedel (leise): Das weiß ich nicht. — — Aber ich fühle, daß sich etwas vorbereitet.

Pastor: Wie meinen Sie das?

Einsiedel: Ich kann es Ihnen nicht erklären. Aber es ist mir, als habe ich alles, was sich gestern und heute ereignete, schon früher einmal erlebt. Abschied nehmen, — reisen, — — der Marsch zur Front, — — das Trommelfeuer, — — bleibt nur der Lanfangriff und der Sturm und der Flammenwerfer.

Pastor (erschrocken): Was sprechen Sie da? Wo sind Sie?

Einsiedel (vollkommen entrückt): Ja, es begann mit dem Abschiednehmen. Gestern habe ich Abschied genommen von denen, die mich elf Jahre betreut hatten. Jetzt stehe ich wieder an der Front. — — Mein Vater? — — Ich kann mich an nichts erinnern. — — Fragten Sie mich nicht soeben nach meinem Vater? — — Nein, nein — — es ist gut. — — Begraben Sie nur den alten Oberst, Herr Pastor. Ich werde um diese Stunde meine Botengänge beginnen. Mein Vater sagte mir zum Abschied, ich sollte meine Pflicht erfüllen. — — Ich habe sie erfüllt, und ich will sie aufs neue erfüllen!

Richards: Das war nicht Ihr Vater. Das war doch gestern abend, als der Wärter der Anstalt sich von Ihnen verabschiedete.

Einsiedel: Es ist möglich. — — Ich habe dem alten — — dem alten Oberst ein gutes Grab gegeben. Da wird er nun neben dem Kreuze, das er seinem Sohn setzte, ruhen. — — Vermißt nach den Kämpfen

an der Lorettohöhe. Vermißt und nicht wiedergefunden. Es ist möglich, daß er mit blinden Augen in die Ferne starrt und — —, daß sein Verstand umnachtet ist. Sein Geist aber wird die Verlustlisten überdauern. Er wird die Rubrik endgültig streichen, über der das Wort „vermißt“ steht.

Pastor: Wann wird das sein?

Einsiedel: Das wird sein, wenn das deutsche Volk sich wieder seiner Vermißten erinnert. Denn der alte Oberst hat es seinem Sohne aufs Denkmal geschrieben: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Brüder!“

Pastor: Amen!

Richards: Wollen wir nun gehen?

Pastor: Ja, gehen Sie. Hier ist die Aktentasche.

(Reise zu Richards) Und sorgen Sie, daß Einsiedel fort ist, bevor die Grablegung beginnt. Lassen Sie ihn begleiten.

Richards: Jawohl, Herr Pastor.

Pastor: Leben Sie wohl, Einsiedel! Guten Morgen.

Richards, Einsiedel: Guten Morgen.

S o n g!

Aufbruch.

(Die Uhr im Korridor des Richardsschen Hauses schlägt dreimal.)

Richards: Ich hoffe, Einsiedel wird die Zeit vergessen und nicht in die Stadt gehen. Es ist noch zu früh, und ich glaube, er ist immer noch nicht ganz bei sich.

Frau Richards: Wieviel Jahre war er in der Anstalt?

Richards: Elf Jahre. Von 1917 bis 1928.

Frau Richards: Das ist eine lange Zeit.

Richards: Gestern abend war er noch so verstört — —

so — — still. Heute ist es schon anders. Es ist so, als erwache die Erinnerung in ihm. Er hat auch heute auf dem Meldeamt und im Pastorat so seltsame Bemerkungen gemacht. — — Na, ich weiß nicht! —
Frau Richards: Ja, eine Veränderung ist in ihm vorgegangen, das ist wahr. Gestern fürchtete er sich noch, zum Essen herunterzukommen, heute greift er mit einer Energie zur Arbeit, die man bewundern muß.

Richards: Er ist wie eine Flamme, die noch einmal aufflackert, bevor sie gänzlich erlischt.

Frau Richards: Wie meinst du das?

Richards: Ja, stell dir vor; ich denke mir, daß er vor nunmehr elf Jahren irgendwo tagelang auf dem Schlachtfelde, im Graben, im Granattrichter oder im Stacheldraht gelegen hat, mit verbrannten Kleidern, durchschossener Brust und versengter Haut. Regimenter sind über ihn vor- und zurückgestlutet. Als sie ihn fanden, war er ohne Besinnung. Zu welcher Division gehörte er nun? Es waren mehrere Divisionen in drei Tagen auf dem kleinen Abschnitt eingesetzt. Sagen wir mal zwei Divisionen mit etwa zusammen acht- bis zehntausend Soldaten. Diese Divisionen waren — als man Einsiedel fand — längst aufgerieben. Einsiedel lag womöglich wochenlang im Feldlazarett. Erkennungsmarke und Regimentsnummer waren verbrannt oder verlorengegangen, ja, sozusagen mit seiner Uniform verbrannt. Es verging ein Jahr, bis er halbwegs geheilt war. Nun aber war er fertig mit der Welt. Der Flammenwerfer hatte ganze Arbeit geleistet. Blieb nur noch die Einsamkeit in den Mauern der Heilanstalt.

Frau Richards: Daß er das überstanden hat, ist ja ein Wunder.

Richards: Es ist ein Wunder. Und dieser Soldat, der doch, weiß Gott, alle Leiden des Frontkämpfers erdulden mußte, dieser Soldat lebt — —, ist im Besitz all seiner körperlichen Kraft und zeigt einen beispiellosen Willen zum Leben. Es ist eine Kraft, die von ihm ausgeht. Er ist jetzt seit sechs Uhr auf dem Friedhof, hat das Gewächshaus versorgt, ein Grab in Ordnung gebracht und schon eine Zeichnung für die Umgestaltung des neuen Teiles entworfen. Das ist allerhand. (Lür schlägt.)

Ewald: Ist Einsiedel schon da?

Richards: Nein. — — Ich hoffe, er denkt nicht dran.

Ewald: Vater! Das ist ein Mensch, wie ich nie einen sah. Herr Gott, in meinen sechzehn Jahren, die ich lebe, habe ich nicht gewußt, was es heißt — — —
F r o n t k ä m p f e r!

Richards: Das ist wahr. Wenn wir alle so — — —

Ewald: Ich weiß nicht, er kann alles. Er kennt Beethoven, er konstruiert den Pythagoras, er macht Zeichnungen —

Richards: — — und am Grabe des alten Oberst hat er seltsame Dinge gesprochen, auch im Meldeamt und zum Pastor, daß man meinen könnte — — er — — wäre — — —, aber das kann doch nicht sein!

Frau Richards: Es wäre — — was — — ?

Ewald: Sprich doch weiter, Vater!

Richards (leise): Ja, der Gedanke kam mir so. Aber das ist doch nicht möglich! — — Wenn er — — am — — Ende — — der — — vermißte Sohn — — des alten Oberst wäre?

Ewald: Man muß das untersuchen, Vater!

Frau Richards: Gibt es solche Zufälle?

Richards: Zufälle?

Ewald: Der Oberst ist tot.

Richards: Sind Bilder vom vermißten Sohn erhalten? Das ist die Frage. — —

Frau Richards: Großer Gott, großer Gott!

(Es klopft. Die Lür geht auf.)

Einsiedel (mit Bedeutung): Es ist drei Uhr. — — —
Ich — — bin — — bereit!

Richards: Wollen Sie nicht lieber — — —, aber Sie haben schon die Aktentasche!

Einsiedel: Ich habe die Briefe nach Straßen geordnet.

Schreiben kann ich nicht mehr. Aber das Lesen geht noch.

Richards: Die Luft wird Ihnen gut tun. Aber, was Sie heute nicht erledigen, das können Sie morgen —

Einsiedel (kalt): Morgen? — — Morgen habe ich keine Zeit — — —!

Ewald: Vater meint, ich könnte Ihnen die Wege zeigen. Darf ich mitkommen?

Einsiedel: Wenn Sie wollen? — — Vielleicht erzählen Sie mir etwas von Beethoven.

Ewald: O ja, das tue ich gern!

Richards (leise): Aber geh' der Beerdigung aus dem Wege, Ewald!

Ewald: Natürlich! — — Ich werde schon richtig führen.

Einsiedel: Auf Wiedersehen!

Richards: Auf Wiedersehen! Um fünf Uhr ist Feierabend!

Einsiedel (mit Bedeutung): Um — — fünf — —
Uhr — — ist — — Feierabend.

G o n g!

Die Vision des unbekanntenen Soldaten.

(Zunächst hört man nur Einsiedels und Ewalds Schritte auf dem Pflaster des Bürgersteiges. Bisweilen Geräusche und Lautzeichen vorüberfahrender Straßenbahnwagen und Autos. Nicht übertreiben, da es sich um eine kleinere Stadt handelt.)

Ewald: Wir gehen also zuerst zum Kaufmann Schlüter in der Nordstraße, wie, Herr Einsiedel?

Einsiedel: Kaufmann Schlüter? Ja, Kaufmann Schlüter.

Ewald: Der ist im Kirchenrat und Vorsitzender der Friedhofskommission. Ein wichtiger Mann!

Einsiedel: So, so! — Ein wichtiger Mann?

Ewald: Sehr einflußreich! Man muß sich gut mit ihm halten.

Einsiedel: Gut halten? — Das verstehe ich nicht.

Ewald: Ja, der hat drei Viertel des Presbyteriums hinter sich. Der hängt am Spieß.

Einsiedel: Warum reden Sie immer in Rätseln, Herr Ewald?

Ewald: Man nennt solche Leute halt Spießbürger.

Einsiedel: Das sind also die Einflußreichen?

Ewald: Tja! — Der kleine Geist dieser Erde — —
(In diesem Augenblick hört man aus der Ferne — langsam näherkommend — Militärmusik. Feierlich: „Ich hatt' einen Kameraden“.)

Einsiedel (flüsternd): Was — — ist — — das — — ?

Ewald: Das? — — Ach, das ist irgendeine Militärkapelle. Was weiß ich, was da gespielt wird. Das ist doch hier etwas Alltägliches. Übrigens müssen wir hier einbiegen, wenn wir zu Kaufmann Schlüter wollen.

Einsiedel: Eine — — Militärkapelle? — — Ich

glaube — —, ich kenne dieses Lied — —, diese Symphonie. Ich werde — —, aber hören Sie doch — —!

Ewald: Hier müssen wir gehen! Die Friedrich-Wilhelm-Straße, dann über den Ring, die zweite Straße rechts ist die Nordstraße. So kommen Sie doch, Herr Einsiedel!

Einsiedel (in Erregung): Nein, nein! — — Diese Symphonie — —, hören Sie doch; selbst wenn man sie an die elf Jahre nicht hörte — — man vergißt sie nie! — —

Ewald: So — —, die Friedrich-Wilhelm-Straße ist nicht sehr lang. Sie schneidet gleich den Ring.

Einsiedel: Wohin führen Sie mich? — — Wir gehen falsch! — — Ich will doch sehen — — —

Ewald: Halt — — bleiben Sie doch! — — Wir müssen doch — —, es ist doch gar keine Symphonie, Herr Einsiedel. Aber was ist denn nur mit Ihnen? —

Einsiedel (sich entfernend): Diese Symphonie — — ich will sie hören!

(Musik stärker.)

Ewald: Großer Gott, so warten Sie doch! Ich habe Vater versprochen, daß ich — —, Einsiedel! Einsiedel! — — —

(Man hört die schnellen Atemzüge Einsiedels. Viele leise Stimmen: Unterhaltung der Passanten über die Beerdigung des Oberst.)

(Musik stark.)

(Trommelwirbel.)

Einsiedel (summt das Lied zur Musik: Ich hatt' einen Kameraden.)

Ewald (flüsternd): Ruhig doch! Ruhig! — —

Einsiedel (flüsternd, sehr erregt): Ha — —, jetzt weiß ich es! — — Das ist die Trauerparade? Sie tragen

den Oberst zu Grabe! Ich habe ihm das Grab gegraben! Er wird nun neben dem Kreuz des unbekanntenen Soldaten ruhen! — — Sehen Sie. — — Ein Soldat trägt auf dem Kissen die Ehrenzeichen voraus! — Hut ab, junger Mann! Hier tragen sie einen alten Soldaten zur letzten Ruhe, ah!

Ewald: Nun ist es gut! — — Nun kommen Sie schon! (Musik entfernt sich. — Einsiedel und Ewald gehen. Marschschritte der beiden.)

Einsiedel (singt leise im Marschschritt):

Von den Bergen fließt ein Wasser,
Wollt', es wäre kühler Wein,
Kühler Wein, der soll es sein,
Schaß, ach, Schaß, ach könnt ich bei dir sein! — —
Jawohl, dieses Lied sangen wir! Kennen Sie es,
Ewald? — — Aber man hat auch diese Lieder ver-
gessen, natürlich! (Leise) — — Das ist — — Verrat!
(Singt leise)

Willst du mich noch einmal seh'n,
Mußt du auf den Bahnhof geh'n — — (erregt sprechend)
Verstehen Sie wohl, Ewald? — — Mußt du auf
den Bahnhof gehen! So sangen die Soldaten, als
sie ins Feld zogen.

(— — singt in Fortsetzung der begonnenen Strophe)

— — — in dem großen Wartesaal,
Schaß, da sah'n wir uns zum allerletztenmal! (sprechend)
Ja, ja! — — Junger Mann! Wissen Sie, was das
heißt? — — So zogen wir an die Front! Mit Liedern
und mit der Hoffnung im Herzen auf den Sieg und
auf das Wiedersehen! — — — Aber was ist denn
heute los in dieser Stadt? Sie feiern ein Fest! — —
Warum sollen sie nicht feiern?

Ewald: Wir müssen hier rechts gehen.

Einsiedel (abwesend): Abschied. — — Reise zur
Front. — — Lieder. — — Viele Nächte. — — Viele
Gräber. — — — Ach, was ist das für eine Unruhe
in dieser Stadt? Das singt und summt. — — Es ist
auch heute Feiertag! Man trägt einen alten Sol-
daten zu Grabe und feiert nebenbei Schützenfest! —
Ewald: Mein Gott! — — Mäßigen Sie sich doch!
Lieber Einsiedel, ruhig, ruhig!

Einsiedel (wieder leise, aber mit wachsender Erregung, die
sich bis zur Verwirrung steigert): Königlich-Preussischer
Oberleutnant! Vermißt, nach den Kämpfen an der
Lorettohöhe! — — Vermißt, aber nicht gestorben!
— — Gefallen, aber nicht zu Grabe getragen!
— — Vergessen von seinem Volke — — aber nicht
vergessen von seinen Kameraden! — — Ehre seinem
Andenken! — — — Ha, ha, ha! — — —

Ewald (eindringlich): Es ist nicht wahr! Das deutsche
Volk hat die Vermißten nicht vergessen. Es ist nur
selber in Not!

Einsiedel (mit starker Stimme): Not! Not! Volk
— — in — — Not?

Warum in Not?

Weil es die vergessen hat, die seine Kraft waren,
weil sie nicht ernten wollten, was jene säten — — —

Verrat! — — Not!

Not!

Was wißt ihr von der Not des Sämannes, und was wißt
ihr von der Not eines Kornfeldes, das seine Frucht nicht
ausschütten darf? — — Ich verachte die Not! Wer
an der Front im Granattrichter gelegen hat, der
vertraut nur auf die Kraft, die in ihm selbst ruht!

Ausrufe: Was ist denn los? — —
 Was will der Mensch?
 Stimmen: Ein Verwirrter — — ? Betrunkener — ?
 Polizei! — — —
 Hören Sie mal, was wollen Sie denn da?
 (Automobile hupen.)
 Stimme des Polizisten: Weitergehen! — — —
 Straße frei! — — —
 Der eine Tote (flüsternd): Durchspruch zum Oberleutnant: Der Hauptmann ist gefallen!
 Der andere Tote: Durchspruch zum Oberleutnant: Der Hauptmann ist gefallen!
 Der dritte Tote: Durchspruch zum Oberleutnant: Der Hauptmann ist gefallen!
 (Stimmengewirr. Dazwischen: Thema aus dem ersten Satz der fünften Symphonie von Beethoven.)
 (In weiter Ferne: Detonation aufsteigender Granaten.)
 Stimme: Was ist denn los?
 Stimme: Haltet doch den Mann fest!
 Einsiedel (gellende Stimme): Die Kompanie hört auf mein Kommando! Achtung! Der Feind steht links! Sprung auf, marsch, marsch!
 Ewald (verzweifelt): Einsiedel! Einsiedel!
 (Keuchende Atemzüge Einsiedels. Lauffschritte, schwerer Fall — Achzen!)

Stimmen: Was ist denn los?
 Er ist wahnsinnig geworden — — — !
 Polizeihauptmann: Zurücktreten!
 Polizisten: Alles zurück!
 Zurück bis zum Bürgersteig!
 Hallo, treten Sie zurück!
 Lassen Sie den Polizeihauptmann durch!

Polizeihauptmann: Was ist denn mit dem Mann?
 Wachtmeister: Ich weiß auch nicht, Herr Hauptmann. Er lief hier plötzlich über den Platz, hielt den Arm hoch und schrie: Die Kompanie hört auf mein Kommando! Dann strauchelte er und fiel zu Boden.
 Polizeihauptmann (leise): Guter Gott — — das ist ja — — Einsiedel! Sofort einen Arzt!
 Ewald: Ja, es ist Einsiedel. Ich begleitete ihn. Er lief mir aber fort. Was wird Vater sagen?
 Stimmen: Wer ist es denn? — —
 Stimmen: Man sagt ein Frontkämpfer!
 Stimmen: Er liegt da wie leblos! — —
 Stimmen: Remen Sie ihn?
 Stimmen: Er trägt Brandnarben im Gesicht?
 Arzt: Verzeihen Sie, Doktor Köster ist mein Name!
 Polizeihauptmann: Untersuchen Sie doch den Mann mal, Doktor.
 Arzt: Na, wollen mal sehen!
 Polizeihauptmann: Wachtmeister, haben Sie nach der Ambulanz telefoniert?
 Wachtmeister: Jawohl, Herr Hauptmann!
 Polizeihauptmann: Nun, Herr Doktor?
 Arzt: Ja, da ist nicht mehr zu helfen. Herzschlag. Eritus. — —
 Polizeihauptmann: Tot? — — —
 Arzt: Ja, Wachtmeister, notieren Sie. Ich will es nachher bescheinigen.
 Stimmen: Hüte ab! — — Er ist tot!
 Stimmen: Einsiedel — — —
 Stimmen: Unbekannter Soldat — — — !
 (Dieses Wort pflanzt sich fort: Unbekannter Soldat! Schweigen.)
 Polizeihauptmann: Doktor, wissen Sie, daß hier

eine Tragödie endet? Er ist zum zweiten Male gefallen. — — —

Arzt: Ja — — ja! — —

Wachtmeister: Die Ambulanz!

Polizeihauptmann: Wieviel Uhr ist es?

Wachtmeister: Es ist genau fünf Uhr!

Ewald (flüsternd, aber bedeutungsvoll): Das war sein letztes Wort:

Um fünf Uhr ist Feierabend.

G o n g!

E n d e

*

Dieses Hörspiel brachte dem Reichsfunker Köln sofort viele Zuschriften. Hier seien nur zwei wiedergegeben, zwei von jenseits der Grenzen:

Montigny, den 19. April 1936.

An die Radiostation Köln!

Eine Hörerin aus Montigny bei Metz erlaubt sich, Ihnen hiermit zu danken für die Sendung des Hörspiels: „Einsiedel“. Dieses hat uns tief gerührt, es war ein ehrenvolles Gedenken. Da mein Vater und mein Mann den Krieg mitmachten, versteht man dies noch besser. Bei Kriegsausbruch war ich zehn Jahre alt und kann mich deshalb an manches Traurige erinnern. Der Ausdruck (Trichterfeld), den ein Sprecher benutzte, war wohl das richtige Wort, das haben wir am Ostermontag, als wir das Schlachtfeld von Verdun besuchten, gesehen.

Eine Hörerin aus Montigny bei Metz.

Das zweite Schreiben kam aus Hullyuch bei La Bassée. Viele Frontkämpfer kennen es, dieses blutige Hullyuch, ein berühmtes Frontdorf in Nordfrankreich. Wir geben den Brief genau so, wie ihn der Absender schrieb, ohne Verbesserung oder Abänderung wieder. Er schrieb nach dem Hörspiel „Einsiedel“:

Geehrter Herr!

Verzeiung da ich mir erlaube ihnen zu schreiben über den Vortrag des unbekanten Soldaten.

Kann dir die Hand nicht geben, bleib du im ewigen Leben mein guter Kamerad. So ist es auch. Wie sie durch den Rundfunk in die ganze Welt, den unbekanten Soldaten hören liegen. Binn kein Deutscher, aber binn im Deutschen Reiche geboren, und zur Volksschule gegangen. Erinnerung mich noch an die Lage der Kriegserklärung. Wo alle Väter und Brüder, in den Krieg zogen, mitt der Hoffnung wiederzukehren. Aber viele liegen im schosse der fremden Erde. Denn bauet Gräber tief und Breit, viele viele werden kommen, viele haben mahß genommen. Grauenhaft waren die Worte des unbekanten Soldaten. Ging an mein Fenster und schaute hin zur Lorettenhöhe. Und es war als wenn die Toten aufstanden, und riefen: Mensch! Danke ihnen da in der Heimat, für uns. Denn in der Heimat hatt es villsicht nicht so ein eindruck ausgeübt als hier. Denn wenn man mahl nach Labasse, Lorette, und Arras, geht und die Friedhöfe, mitt den schwarzen Kreuzen sibt, so ist es einem, als wenn man hörte: Schmückett unsere Gräber!

Hochachtungsvoll

Edmund Stachowiak.

Sechstes Kapitel

Lustige Lausbübereien!

Der Frontalltag war nicht immer bitterer Ernst, Blut, Not und Tod. Es gab manche schöne, heitere und nette Stunde. Und — Hand aufs Herz — gerade diese heiteren Stunden, diese Lausbübereien, sind noch am tiefsten haften geblieben. Die besten Soldaten haben oft die tollsten Streiche vollbracht; denn ein Mensch, der noch lachen konnte, wenn es wirklich nicht mehr zum Lachen war, der zeigte eine unbezahlbare seelische Größe. Ein guter Witz zur rechten Stunde wog für die Kampfkraft der Truppe oft mehr als ein schweres Maschinengewehr mit sechstausend Schuß.

Und so sei hier die Geschichte vom Urlaubshasen erzählt:

Der Urlaubshase.

In Schlepakj vor Dünaburg war es. Der Stab des Landwehr-Infanterieregiments 74 nebst Regimentsmusik hatte sich in einem Waldlager häuslich niedergelassen. Das Steckrübenjahr 1916 hatte die Gesichter lang und schmal gemacht. Das Koppel saß längst im letzten Loch und war noch viel zu weit. Es war Sonntag! Ein dünner Schneereif bedeckte am Morgen die Erde. Zu zweien unternahmen wir eine Erkundungsreise durch den Wald. Eine frische Fußspur führte uns nach etwa zehn Minuten auf eine Anhöhe. Unter einem Wacholderstrauch fanden wir eine aus dünnem Draht

kunstgerecht angefertigte Schlinge mit Hasenleber und -lunge. Diese war scheinbar für einen Fuchs bestimmt. Einige Meter weiter stand eine dicke, alte Kiefer. Wir blickten hinauf und sahen an einer Schnur in halber Baumhöhe einen schweren Hasen hängen. Ruck, zuck hinauf, und Meister Lampe war in unserem Besitz. Er war ein prächtiger Kerl. Daß er oben im Baume nicht Selbstmord verübt hatte, war uns klar, aber wer hatte ihn dort hingehängt? Ich nahm ihn mit, besorgte Zwiebel, Gewürz und Essig, und nach kurzer Zeit zog ein lieblicher Duft durch den Unterstand. Oh, welch ein wonniges Wohlgefühl! Dieser Bratenduft bei ausgehungertem Magen! Die Göttermahlzeit war nur zu schnell beendet.

Der Fallensteller wohnte in einem anderen Unterstand, etwas tiefer im Tale. Ich schickte einen Spion zu ihm. Dieser sah ihn, mit einem Karabiner bewaffnet, soeben davonschleichen. Richtung: dicke, alte Kiefer! Nach kurzer Zeit — es dunkelte schon — kam er zurück. Er sah bleich und bekümmert aus, stellte seinen Karabiner fort und warf sich stöhnend auf die Falle. Sein Jagdgefährte flüchte zu ihm hin: „Robert, was ist dir?“ Er aber stöhnte: „Der Hase, unser Urlaubshase ist weg!“ Inzwischen hatte ich den Hasenkopf von außen über seinem Unterstand befestigt. Am anderen Morgen war ich früh hoch. Wir mußten schanzen. Die andere Gruppe schanzte ungefähr fünfzig Meter von uns entfernt. Unsere Blicke maßen sich gegenseitig. Plötzlich kommt Robert, der Fallensteller, auf mich zu. Seine Augen leuchten wie Schusterfugeln. Er faucht mich an: „Schuft, sage es, hast du ihn gefressen?“ Ich sage: „Was willst du eigentlich? Wovon redest du?“ — Es kostete mich Mühe, ernst zu bleiben. —

Lieber Kamerad Robert Rettberg, du wohntest damals in Hameln. Solltest du jetzt zuhören, so kann ich dir es ja gestehen: „Jawohl, ich habe deinem Mümmelmann das Fell abgezogen.“ Euch Kameraden von der schönen Weser hat damals nicht so sehr der Hunger gequält wie uns aus dem Industriegebiet.

Sei nicht böse und schreibe deinem alten Kriegskameraden!

Bei dieser Gelegenheit grüße ich alle Kameraden vom Landwehr-Infanterieregiment 74, insbesondere Hauptmann Reiche (Hildesheim) und Leutnant Brück (Wuppertal-Elberfeld).

Arnold Berg, Duisburg, Universitätsstraße 10.

*

Ernst und Scherz wirbelt aus dem Bericht eines heute in Holland lebenden ehemaligen Frontkämpfers:

Tünnnes im Graben.

Reserve-Infanterieregiment 201, 5. Kompanie, mal herhören!

Kameraden, lebt ihr alle noch? Ihr wolltet mir doch alle schreiben! Ihr Hamburger und Schleswiger Jungen, ihr Düsseldorfer Radschläger, ihr Kölner, ihr Westfalen und Berliner! Ist das der Dank für den Humor, den ich so oft in schweren Stunden im Felde verzapft habe? Wißt ihr noch, wie ich in Frankreich im vordersten Graben mit geschminktem Gesicht, roter Ritt-nase und rothaariger Perücke des „Rekruten Heimweh“ vortrug und plötzlich bei einem Gegenangriff der Franzosen keine Zeit mehr hatte, mein zweites Gesicht verschwinden zu lassen? Könnt ihr euch noch das Gelächter vorstellen? Denkt euch, ich wäre in dieser Aufmachung in Gefangenschaft geraten!

Hört noch einmal zu, wer weiß etwas über meine wunderbare Rettung zu sagen? In Rußland war es, 1915 am Heiligen Abend. Eine Hundekälte! Wir lagen etwa achtzig Kilometer südlich von Wilna bei Smorgon in Stellung. Abends setzte ein mächtiges Lawwetter ein, verbunden mit Regen. Bis an die Knie im Wasser und total durchnäßt, hatten wir stundenlang auf den Angriff der Russen gewartet. Viele Kameraden hatten sich eine Lungenentzündung zugezogen! Abends konnte ich mit noch einem Kameraden einige Stunden im Unterstande ruhen. Während ich mich in Decken einhüllte, fabrizierte mein Kamerad einen Ofen aus dem nassen, lehmigen Boden. Plötzlich ein Einschlag einer schweren Granate in unmittelbarer Nähe des Unterstandes! „Paß auf“, sagte ich, „das nächste Weihnachtspaket ist für uns!“ Schon war es geschehen! Unter lautem Krach stürzte der Unterstand ein. Ich war von Balken und Erdmassen verschüttet. Ich sah noch im letzten Augenblick, daß mein Kamerad vom Luftdruck einen Sprung ins Ungewisse machte. Dann hörte ich nichts mehr. Nachts vernahm ich die Stimme des Kompanieführers: „Rufen, leben Sie noch? Sie müssen gerettet werden!“ Dann verlor ich die Besinnung bei der immer schwerer werdenden Erdmasse, die mir förmlich die Brust einquetschte. Am anderen Tage spürte ich an meinem Rücken unter mir ein Hämmern. Schon brach ich durch und befand mich in einem unterirdischen Gange, den ein Kamerad ausgehauen hatte; denn der Boden war bis zu zwei Meter tief gefroren. Nachdem man mich herausgezogen hatte, verlor ich wieder die Besinnung. —

Kameraden, wer kann mir von dieser wunderbaren Rettung erzählen? Der betreffende Kamerad war aus

der Ruhrgegend und von Beruf Steiger oder Hauer im Kohlenbergwerk. Wer war der Kompanieführer? Diesem guten Leutnant und braven Kameraden der 6. Kompanie, Reserve-Infanterieregiment 201, danke ich herzlich für die echte, mir bewiesene Kameradschaft; denn nur ihr verdanke ich heute noch mein Leben.

Nachträglich bin ich noch das dritte- und viertemal verwundet worden, und zwar in Frankreich. Auch von diesen Kameraden habe ich nichts mehr erfahren.

Leutnant Karl Sörensen, Willi Westphal, Karl Ködel, lebt ihr noch?

Es sucht euch Franz Royen, jetzt in Nymwegen (Holland), Graaffschedwardsstraat 63.

*

Alle Statbrüder, hier etwas für euch! Sollte mal wieder jemand von Zeitverschwendung sprechen, wenn ihr beim Dreschen seid, dann haltet ihm diese Geschichte unter die Nase. Man sieht, wie nützlich das Kartenspielen unter Umständen sein kann. Es verhalf Kameraden zur Flucht.

Dauerskat mal sehr nützlich!

Wo seid ihr, Kameraden vom ehemaligen Reserve-Infanterieregiment 258, 10. Kompanie?

Bei einem Sturmangriff am 16. September 1915, abends 7 Uhr, Höhe 188, Illuft bei Dünaburg, geriet ich mit sechs Kameraden vom Bataillon, nachdem die Russen einen Gegenangriff machten, nachts um 2 Uhr in Gefangenschaft. Wir kamen zuerst auf eine Sammelstelle nach Dünaburg, dann nach Moskau. Hier wurde ein Transport von zwölfhundert Mann, aber nur Reichsdeutsche, zusammengestellt und nach Sibirien

verbannt. Von Moskau aus ging es weit in den Ural. Vierzehn Tage lang im Güterzug mit vierzig Mann im Waggon, ohne Heizung gefahren! Ich mußte mich krank melden, weil meine Füße angefroren waren. Ich konnte nicht mehr laufen und kam in Schilla-Pings, Grenze Europa—Asien, ins Lazarett. Hier blieb ich drei Wochen und lernte einen Hamburger Kameraden, Karl Maß, kennen. Er ist aber nachher in Sibirien gestorben. Halb gesund wurden wir beide, da wir die einzigen Reichsdeutschen im Lazarett waren, herausgeworfen mit der Begründung, es sei für die nächsten Transporte, die von der Front kämen, kein Platz. So wurden wir wieder einem neuen Transport zugeteilt und landeten nach acht- undzwanzigtägiger Fahrt mit Unterbrechung am 2. Dezember 1915 in Stredenski-Transkabalien, Ostasien, an der chinesischen Grenze. Viele meiner Kameraden starben im Schrecken Asiens. Es glich dort einem „Sodom und Gomorrha“. Typhus, Cholera und schwarze Pocken standen auf der Tagesordnung. Im Juli und August 1916 hatten wir das Glück, nachdem wir unmenschliche Strapazen mit durchgemacht hatten, wieder nach Europa zu kommen und zu arbeiten. Etwa zweihundert Reichsdeutsche und vierhundert Österreicher kamen bei der Firma Manufaktura Gludowa Jarzewo, Gouvernement Smolensk, in Arbeit. Hier lebte ich mit mehreren Kameraden wirklich brüderlich. Im März 1917 kam die erste Revolution. Gleich darnach im April und Mai die zweite und dritte. Es war nur noch ein „Drunter und Drüber“. Von Tag zu Tag wurde für uns Reichsdeutsche die Luft unerträglicher, und ich ersehnte mit meinen Kameraden den Tag der Freiheit.

Mit einem Reichsdeutschen aus Thorn, der die rus-

fische Sprache vollkommen beherrschte, Hans Stunski, war ich zu dem Entschluß gekommen, zu flüchten. Da ich durch Kartenspielen etwa dreitausend russische Rubel gewonnen hatte, wurde ich von meinen Kameraden der „Monte-Carlo-König“ genannt und konnte deshalb auch die Flucht finanzieren. Am 12. Februar 1918 kaufte ich für meinen Kameraden und für mich eine komplette russische Uniform von der 3. Armee. Wir waren die reinsten Kosaken. Und am 17. Februar waren wir schon auf der Flucht. Auf dem Bahnhof in Jarzewo schlossen wir uns einem russischen Militärzug an, welcher in Richtung nach der Front fuhr. Sechsendreißig Stunden führen wir nun schon, es hatte bis dahin ziemlich alles geklappt, und was das Wichtigste war, wir waren noch nicht erkannt. Das wenige Russisch, das ich sprach, half mir immer noch soeben aus der Affäre; aber je näher es der Front zuging, um so schwerer wurde es einerseits, auf den Bahnhöfen unsere Weiterfahrt zu erzwingen, andererseits den Zugführer zur Weiterfahrt zu bewegen. Als der Transportzug gerade auf einem kleinen Bahnhof anhielt, tauchten aus dem nahen Walde auf einmal vier 7. Dragoner von Saarbrücken, Vizewachtmeister, Unteroffizier und zwei Mann auf, drangen auf den Transport ein und hielten mit geladenem Karabiner den ganzen Zug in Schach. Wir gaben uns sofort als deutsche Kriegsgefangene zu erkennen und unterstellten uns dem Vizewachtmeister. Er gab das Kommando, sofort den ganzen Zug zu entwaffnen. Es stellte sich heraus, daß neunhundert russische Soldaten, zwei höhere Offiziere und zwei Rote-Kreuz-Schwesteren im Zuge waren. Zu unserem größten Erstaunen wurde festgestellt, daß noch neununddreißig Reichsdeutsche und über zweihundert

österreichische Gefangene sich diesem Zuge angeschlossen hatten. Der Vizewachtmeister, der Unteroffizier und die zwei Dragoner lachten mit uns über diesen Erfolg, und stolz nahmen wir den ganzen Transport mit über die deutsche Linie.

So endete meine Flucht aus der russischen Gefangenschaft, und ich bitte alle Kameraden, die mit mir in der Front beim Reserve-Infanterieregiment 258, 10. Kompanie, und in Gefangenschaft in Sibirien und in Jarzewo waren, um ein Lebenszeichen.

Peter Jenessen, Bedburg/Erft, Kölner Str. 30.

*

Wenn es ans Requirieren ging, waren sie alle dabei. Und mit vollem Recht. Welch ein Zauber umschwebte doch solch eine Konservenbüchse, besonders wenn Schmalz darin war — und wenn zufällig mal — nein, verraten wird nichts! Das hieße dem braven Kameraden Ernst Hundeker aus Tempelburg die sogenannte „Pointe“ aus den Zähnen reißen.

Lassen wir ihn selbst berichten:

Junge, Junge, Sch—m—a—l—z und Eierkuchen!

Im März 1918 griff unser Bataillon an. Als wohlbestallter Kompanieführer der 1. Maschinengewehrkompanie, Infanterieregiment 443, befand ich mich beim Bataillonsführer. Die Verpflegung war wirklich nicht prima. Mein guter Melder Jakob Dietrichs, ein Genie im Finden aller möglichen Sachen, bietet mir eine Marmeladenstulle an und bemerkt: „Herr Leutnant, ob diese Engländer nicht irgendwo Fettigkeiten oder gar Butter gehabt haben?“ ... Requirieren war verboten, ich zuckte die Achseln, und Köbes glaubte an mein Einverständnis und zog los. Sorgenvoll sah ich ihn im

Granatfeuer nach einigen Stunden zurückkommen, in der Hand ein Päckchen in einer papierähnlichen Verpackung. „Herr Leutnant, in dem Behöft hinten liegt Schmalz, lauter große Büchsen . . .“ Rasch eine Stulle geschmiert — es war Schmalz, allerdings mit einem etwas merkwürdigen Geschmack. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Petroleum war vorhanden; aber es konnte ja auch am Papier gelegen haben . . . Der Schmalzbestand wurde sofort für die Kompanie sichergestellt. Abends Empfang. Überall strahlende Gesichter — endlich mal keine Marmelade . . . sondern Schmalz!

Am nächsten Morgen betrachtete ich sorgenvoll meine Jungen, sie schienen mir so merkwürdig leichtfüßig zu sein — Hosenträger waren Luxus. Ich konnte meine Züge im Gelände genau feststellen, hinter jeder Deckung ein Mann der Maschinengewehrkompanie, in tiefer Hocke feindwärts spähend, ein kurzer Ruck an der Unausprechlichen und im Höllentempo an das Maschinengewehr — sofort begab sich ein anderer auf die Reise. Ich mache mir so meine Gedanken, werde aber abgelenkt, als mein guter Köbes mir in tadelloser, aber etwas unruhiger Haltung einen Befehl überbringt. Inhalt:

Es ist beim Vormarsch streng darauf zu achten, daß alle Bestände an technischen Fetten, Paraffin usw. für die Heeresverwaltung sichergestellt werden.

Unterschrift pp.

Ich gebe diesen Zettel, ganz von seiner Unwichtigkeit überzeugt, dem Köbes in die Hand zur Aufbewahrung. Etwas später . . . Ein merkwürdiges Stöhnen aus dem Nachbartrichter. Rascher Sprung . . ., ob dem Köbes

wohl etwas passiert ist? Doch, der sitzt in tiefer Hocke und hat diesen wichtigen Befehl vor sich liegen. Ich, erregt über seine Neugier, rufe ihn an: „Ich habe dir doch schon immer gesagt, du sollst mit den Papieren besser umgehen!“ Es kommt eine klägliche Antwort: „Aber, Herr Leutnant, wenn es nun doch Paraffin oder pp. ist. Es schlägt merkwürdig schnell durch, und außerdem standen dort auch mehrere Lastautos.“ Ich verstand erst nicht recht, aber Köbes stöhnte weiter: „Es war doch alles in so großen Blechbüchsen, wie diese hier!“ Ich nehme alle meine dürftigen englischen Kenntnisse zusammen und fange an zu stottern: „Köbes, du hast wirklich die ganze Kompanie mit Autoparaffin gefüttert.“ Und so war es auch, die noch vorhandenen Büchsen wurden eingezogen, und die Kompanie verdaute in Zukunft weniger schnell. Einige Unentwegte haben aber trotzdem ohne Schaden das Paraffin weitergefressen; denn die übliche Marmelade war ja noch schlechter.

Einige Wochen später stieg die Offensive am Winterberg. Wir kamen gut vorwärts und fanden am zweiten oder dritten Tag einen fabelhaften Heldenkeller in Chateau-Chierry. Es gab dort sogar noch Sekt. Köbes, in rührender Fürsorge für uns überall herum schnüffelnd, kommt freudestrahlend an: „Herr Leutnant, heute back' ich uns einen Eierkuchen.“ Und er hatte wirklich alles besorgt: Pfanne, frische Eier, Mehl, Fett . . . es konnte also wirklich losgehen.

Es kommt der Abend. Der ganze Kompaniestab lehnt es einmütig ab, aus der Feldküche zu empfangen, denn Köbes backt ja für uns Eierkuchen, und seine Kochkunst ist ja bewährt. Aber er kommt nicht, und er kommt

immer noch nicht. Ich gehe in die Küche und sehe dort Köbes mit hochrotem Kopf am Herd hantieren. In der Bratpfanne vor sich hat er ein ganz merkwürdiges Etwas, lauter kleine schwarze Krümel. Keine Ähnlichkeit mit dem erwarteten Eierkuchen.

Wir hatten uns aber doch so gefreut. Also wurden nun in der Absicht, etwas zu retten, Untersuchungen angestellt. Die Zutaten waren alle richtig, daher mußte es doch ein Eierkuchen werden —

Mit einem Male ein mächtiges Gelächter eines anderen Melders mit Namen Ludwig (auch Rheinländer): „Das kann ja nichts werden, er hat ja gar kein Weizenmehl genommen.“ Alles staunt: „Es ist aber doch Mehl!“ Ludwig antwortet trocken: „Ich kenne Gips besser, denn ich bin Bauarbeiter!“ Nun hatten wir ja endlich den Grund gefunden. Mit rasch beschafftem wirklichem Mehl wurde doch das große Eierkuchenfest gefeiert.

Mein guter Jakob Dietrichs, wo bist du? Weißt du noch, wie du in treuer Melderpflicht trotz deiner schweren Verwundung, als ich das Bataillon führen mußte, dich zum Regiment geschleppt hast, um die Meldung vom Durchbruch im Walde von Villers-Cotterets zu überbringen? Weißt du, daß durch diese Meldung wir alle vor der Gefangenschaft gerettet wurden? Dein Eisernes Kreuz I. Klasse liegt noch bei mir, mein Brief nach Odenkirchen kam damals zurück, schreibe deinem alten Kompanieführer. Meine Anschrift ist:

Hundeiker, Tempelburg in Pommern, Speicherstraße 1.

Antwort: Ich habe durch Ihren Aufruf meinen alten Melder Jakob Dietrichs (Köbes) gefunden. Meinen herzlichsten Dank. Hundeiker, OberInt. d. R.

So — hat die Paraffinstulle geschmeckt? Guten Hunger nachträglich noch, ihr Männer von der 1. Maschinengewehrkompanie des Infanterieregiments 443.

Na, Kerle seid ihr, Kerle — — —

Aber nicht nur Paraffinstullen gingen oft den Weg aller Stullen, nein, der Magen eines Feldgrauen war überhaupt sehr aufnahmefähig, besonders in jenen Zeiten, da es abends immer Kakao, Heringe und Marmelade gab. Da war solch ein Fox im Kochgeschirr noch besser als gar kein Fleisch.

Fabian, wo blieb der Fox?

Achtung, Kameraden, Reserve-Infanterieregiment 237, II. Bataillon!

Ich suche Fabian Janowski, Arbeiter bei Krupp, Essen, der als mein Bursche mir das Leben gerettet hat.

Wie das wohl zuging? Als Kompanieführer im II. Bataillon, Reserve-Infanterieregiment 237, lagen wir als Reserve in der Artilleriestellung in Remy an der Arrasfront 1917. Die Feldküche konnte wegen des Sperrfeuers nicht heran, und wir hatten Kohldampf. Da kamst du, Fabian Janowski, mit einem Kochgeschirr dampfender Bouillon in meinen Keller und gabst mir grinsend zu essen. Auf meine Frage: „Wie kommst du daran?“ lachtest du und sagtest „Iß man ruhig, Leutnant, is fein!“ Nachdem wir zusammen die Brühe geschluckt, gabst du mir auf meine nochmalige Frage nach dem Woher die Antwort: „Das war von dem Fox des Artilleriehauptmanns, der sucht in allen Unterständen seinen Hund und flucht und kann ihn nicht finden. Aber nichts verraten, Leutnant!“ Ich war im Augenblick entsetzt, dachte aber, besser etwas Warmes als gar nichts!

Weißt du noch, Fabian, dann nahmst du meinen Stahlhelm und legtest die Filzunterlage einer Schreibmaschine, die du irgendwo gefunden hattest, schön rund geschnitten in den Stahlhelm hinein; er saß so fester und drückte nicht so schwer auf den Schädel. Gegen Abend kam der Befehl: „Fabian Janowski, zu den Krupp-Werken nach Essen fertigmachen!“ Wie fiel dir, guter Junge, der Abschied schwer, obwohl es ja auch zur Maruschka ging und zu dem Kleinen, wovon du mir so oft erzählt hast. Mit Tränen in den Augen ging ein treuer Kamerad aus der Hölle von Arras nach Hause, so schwer fiel ihm der Abschied von der Front.

Zwei Monate weiter. An der Nfermündung bei Lombartside eingeseßt, kontrollierte ich die Vorposten. Unsere Fünfzehn-Zentimeter-Haubitzen schießen zu kurz. Ich stülpe meinen Stahlhelm mit Filzunterlage über meine Feldmütze. Da! Ein Krach, eine Fünfzehn-Zentimeter-Granate haut neben mir ein, vielleicht eine Granate, die du, Fabian, in Essen gedreht hast. Ein Schlag durch den Stahlhelm und durch die Filzunterlage, ein Splitter verlegt mir die Kopfhaut und den äußeren Schädelknochen am Gehirn. Was wäre wohl geschehen ohne deine Filzunterlage? Wenn auch beide Trommelfelle geplatzt waren, ein Arm- und Beinschuß hinzukamen, Gott sei Dank war der Schädel ganz geblieben!

So hast du, Fabian Janowski, obwohl du in der Heimat warst, mich noch als blutjungen Leutnant behütet. Melde dich bei mir wieder zur Stelle in

Düsseldorf, Clever Straße 71. Dein Kompanieführer Karl Theodor Braun, Reserve-Infanterieregiment 237, hat mit dir zu sprechen!

*

Es braucht aber nicht immer ein Foz zu sein! Wenn eine mehrgündige Büchse mit Schinkenspeck winkt, dann nimmt ein echter Feldgrauer auch mal ein paar feindliche Granaten mit in Kauf. Ein Zeichen, daß man nicht gleich in die Erde kroch, wenn geschossen wurde, sondern die gute Laune nie verlor, solange man lebte, und solange es schmeckte.

Eine kleine Erzählung aus den Kämpfen um Loretto im Jahre 1915 sei hierzu gebracht:

Granaten und Schinkenspeck.

Die Juni-Offensive 1915 begann. Die 1. Eskadron, Jägerregiment zu Pferde 5, lag in Billy-Montigny seit einigen Wochen in Ruhe. Quartier und Stallungen befanden sich in der Kohlenzeche und in den Häusern der Bechenstraße. „Schaki“ und ich („Schaki“ ist Elsässer Platt und heißt soviel wie „Jakob“, was ich damals noch nicht wußte; auf jeden Fall sagte er zu mir „Jakob“ und ich zu ihm „Schaki“), also wir beiden Köbese bewohnten ein von den Franzosen verlassenes, leeres Haus für uns allein. In Parterre hatten wir unseren Fuß-, Aufenthalt- und Speiseraum. Als Sitzgelegenheit dienten zwei alte Eimer, als Tisch unsere Satteltaschen. Auf dem Stockwerk befand sich unser Schlafraum, sauber mit Ziegelsteinen ausgelegt, von wegen der Fußbodensteuer. Einrichtung: zwei Strohsäcke und nachts viel Mäuse.

So saßen wir eines Mittags gemütlich in unserem Speiseraum und begannen eine tüchtige Bohnensuppe zu löffeln. Da plötzlich — was blasen die Trompeten? „1. Schwadron, Alarm — Alarm!“ Leb' wohl, du schöne Bohnensuppe ... vielleicht kehren wir gleich

wieder ... vielleicht ...? Schnell die ganze Villa durchrast, im Vorbeiflitzeln die Ausrüstungsstücke geschnappt, dann zur Beche, gefattelt. In zehn Minuten stand mit uns die ganze Schwadron gefechtsbereit. Im Galopp ging's durch das kleine Städtchen in Richtung Loretto, bis uns Schrapnelle zum Halten zwangen. Kommando: „Absitzen zum Fußgefecht! (Jeder vierte Mann hält die Pferde.) Pferde in Deckung bringen!“ So zogen wir unter anhaltendem Streufeufer der Artillerie zwischen zurückströmenden verwundeten Kameraden und führerlosen Gefangenen, die froh waren, aus dem Herenkessel herauszukommen, weiter nach Couches-Givenchy. Hier oberhalb der Orte mußten wir uns, dauernd unter Streufeufer liegend, eine Reservestellung ausbuddeln. Wie diese Not- oder Reservestellungen 1915 ausahen, weiß jeder Frontkamerad. So buddelte sich auch unser Anton Reichmann ein Loch seitlich in das böschungartige Gelände und hängte als Splitterschuß einen alten Sack davor. Jawohl! So was gab's noch 1915! Der Anton war schon immer etwas eigensinnig. So ritt er als Rekrut zum Beispiel nie durch den Sprunggarten, sondern ließ sich stets am Eingang vom Pferde fallen, obwohl er ein stämmiger Stukkateur und ein guter Kerl war.

So lagen wir nun hier im Streufeufer und Trommelfeuer und erwarteten die kommenden Dinge. Bei dem anhaltenden hinter uns liegenden Sperrfeuer war es keiner Verpflegungskolonne möglich durchzukommen. Wir hatten genügend Zeit, an unsere zurückgelassene Bohnensuppe zu denken, lagen wir doch schon den dritten Tag fest. Am meisten litt unser Anton Reichmann unter der mangelnden Verpflegung, und so machte er

den Vorschlag, nach dem dauernd unter Feuer liegenden Dorfe zu laufen und etwas Eßbares aufzustöbern. Wir waren natürlich dabei, meldeten dem Zugführer die Sache, der uns auf eigene Gefahr laufen ließ. So liefen wir vier Mann durch und über den fast gänzlich zerstossenen Laufgraben hinab zu den Trümmern des Dorfes. Es ging gut. Nach langem Suchen fanden wir in einem Keller von Pionieren zurückgelassene Konserven. Anton hatte allerdings die beste Nase. Er fand eine Büchse mit etwa fünf Pfund Schinkenspeck. Jeder machte sich nun einen Sandsack zurecht, und zurück ging's wieder zu den Unseren, die uns freudig begrüßten. Nun gab Anton Reichmann wohl auch sein Teil ab, aber mit seiner Schinkenbüchse legte er sich in seinen Fuchsbau und futterte, daß die Knochen krachten, natürlich ohne Brot. — Da auf einmal ein schwerer Einschlag. Dicht vor uns sehen wir nur noch Rauch und Dreck, und wer kam aus diesem Dreck herausgekrochen? Unser Anton mit seiner Schinkenbüchse. Sie war ihm zwar nicht versalzen, aber vollständig verdreckt worden, da ihm sein Dach über dem Kopf zusammengestürzt war. Mit dem Futter war's nun zu Ende. Er mußte sich wieder eine neue Höhle buddeln.

Wo bist du, Anton Reichmann? Wo seid ihr andern der 1. Eskadron, Jäger zu Pferde Nr. 5?

Heil Hitler!

Jakob Stumpf, Maghahn bei Lungstraße über Dpladen bei Köln.

*

Wie der Frontsoldat auch in schlimmster Stunde mit einem Auge nach dem Feind Ausschau hielt, mit dem

ändern aber den Empfang überwachte, zeigt das nachfolgende Erlebnis:

Der Franzmann ging an die Preiselbeeren.

Frontierlebnis und Suchmeldung von Hans Korfmacher-Strieme, Düsseldorf, Krabestrasse 39.

Die Schlacht bei Estres an der Somme war seit einigen Tagen mit unverminderter Heftigkeit im Gange. Es mag der 8. oder 9. Juli 1916 gewesen sein, als es unseren Essenträgern gelang, uns mit Verpflegung zu versorgen. Die Kompanie bestand vielleicht noch aus etwa dreißig Mann, und so fiel unsere Verpflegung reichlich aus. Unter anderem erhielten wir einen Kübel mit Preiselbeeren, den aber auf einmal zur Verteilung zu bringen gänzlich ausgeschlossen war. So kamen wir überein, nach Bedarf daraus zu schöpfen. Infolge der häufigen Angriffe der Franzosen, die stets von der Seite aus erfolgten, waren wir häufig gezwungen, den Graben zu räumen und uns seitlich über die Landstraße hinweg im Straßengraben festzusetzen; selbstverständlich mußte dabei jedesmal, wenn auch nur vorübergehend, Abschied von unseren Preiselbeeren genommen werden, die wir in einem Karnickelloch, mit einer Zeltbahn bedeckt, untergestellt hatten. Nach Pausen von zwanzig Minuten gingen wir zum Gegenangriff über, an der Spitze unser Sergeant Emil Siebert, Reserve-Infanterie-Regiment 207, 3. Kompanie. Es versteht sich, daß wir die Franzosen prompt aus unserem Graben wieder herauswarfen. Auf einmal aber stellte unser Sergeant fest, daß der Franzose an unsere Preiselbeeren gegangen war. Nun hatten sie es mit uns ganz verdorben, was er in Worten zum Ausdruck brachte. Es schien, als ob

der Franzose sich aber nicht daran hatte stören wollen; denn nach kurzer Zeit prasselte wieder ein Waggon Eierhandgranaten auf uns herab, und wir zogen uns wieder beleidigt in unseren Straßengraben zurück. Dort angekommen, vermißte ich den Sergeanten. Im Begriff zurückzuspringen, um ihn zu suchen, kommt er auch schon angekeucht, und ich denke, der Affe lauft mich, auf dem Rücken den Kübel mit den Preiselbeeren und mit den Worten: „Was es an Preiselbeeren zu fressen gibt, das besorgen wir!“

Was nun kommt an Heiterkeit, schlug dem Faß den Boden aus. Als Sergeant Siebert nun so drei- oder viermal mit dem Kübel hin und her gelaufen war und sich beim Gegenangriff auf halbem Wege zu unserem Graben befand, stolperte er über die Beine eines Kameraden, faust mit einem Schwung in ein Granatloch und mit einer Gesichtshälfte und bis zur Brust in die roten Beeren hinein.

Kinder von der Somme! Ich kann euch sagen, das zu sehen, war ein Fressen für jeden alten Knochen. Lachen wäre eine zu gelinde Bezeichnung, nein, wir haben geschrien. Malt euch das Bild noch einmal im Geiste selbst, und ihr habt alle etwas davon. Sergeant Siebert, der später gefallen ist, war ein lieber Kamerad, und ich denke gerne an ihn zurück.

Zum Schluß suche ich folgende Kameraden: Kamerad Roché vom Infanterieregiment 174, 4. Kompanie, den ich mit zerschmettertem Bein fand. Er stammt aus dem Lothringischen. Dann die Kameraden der 4. Korporalschaft vom Infanterieregiment 174 von Oktober 1915 bis 1916: Kameraden Erbe, Knie, Steins, Schneider, Otto Timm und die der 4. Korporalschaft, deren

Namen mir entfallen sind. Wer kann mir ein paar Bilder zum Abziehen zur Verfügung stellen? Wo ist Unteroffizier Schnock?

Weiterhin grüße ich alle Kameraden aus der amerikanischen Prisoner of War Comp. 69 aus La Palice; Kamerad Sommer, Unteroffizier Böckel aus Frankfurt am Main, Offizierstellvertreter Schramm.

Schreibt mal an euren ehemaligen Kameraden Hans Korfmacher-Striewe, Düsseldorf, Krabestrasse 39. — Und noch ein stilles Gedenken an unseren gefallenen Kameraden Hermann Stader.

*

Eine lustige Geschichte mit einem Paar Hosenträger ist diesem Feldgrauen haften geblieben, und darüber hat er sogar den Ernst der Stunde vergessen. Ja, so war manchmal das Erlebnis da draußen!

Die Hosenträger hatten es Franz angetan!

Achtung Kameraden der 11. Kompanie, Reserve-Infanterieregiment 61 und Infanterieregiment 61, die unsere Frühjahrsoffensive 1918 mitmachten, besonders Leutnant Hahn, Feldwebel und Kompaniemutter Blanke und Kamerad Franz Meischak aus der Bochumer Gegend!

Mein lieber Franz, lebst du und weißt du noch, wie wir unser schönes Quartier in Lille bei Madame Richard verließen, alle sogar noch ein wenig abergläubig; Madame hatte uns die Karten gelegt mit dem Ergebnis, du sollst in den nächsten Tagen verwundet werden, aber „nicks kaputt“ und auch „nicks Allemang“. Nur ich sollte diesmal noch mit heiler Haut davonkommen.

Weißt du noch, Franz Meischak, wir zogen morgens

durch Estaires oder Laventie, kamen an einem verlassenem Laden vorbei, der noch ein heiles Schaufenster hatte, und erblickten darin viel schöne Sachen und an einer Stange Hosenträger. Wir schauten uns in die Augen und rein in den Laden. Schwere Brocken schickte uns inzwischen der Gegner herüber. Gerade als wir auf die Straße traten, schlug ein schwerer Einundzwanziger in den Siebel des Ladens, und wir beide arbeiteten uns auf allen Vieren aus dem Dreck heraus. Dafür aber stach in deinem Allerwertesten ein ganz anständiger Splitter. Nachdem ich dir diesen herausgezogen hatte, brachte ich dich noch bis zur Kompanie und mußte nun allein weiter. Im stillen hatte ich dich um den schönen Heimatschuß beneidet und dachte auch gleich an unsere Madame Richard in Lille.

Nun kamen für mich Tage schrecklichen Erlebens. Der Sturm auf die Mühle, ich glaube von Bellicourt, wurde unserer Kompanie zum Verhängnis. Weißt du noch, Leutnant Hahn, als wir uns unter dem Schutze der Minenwerfer sprungweise vorarbeiteten, ungeachtet der vielen Toten und Verwundeten, die auf dem schmalen Weg oder in dem Wassergraben lagen? Unsere 11. Kompanie war dahin. Die Mühle haben wir bekommen, nur war sie am anderen Morgen ein großer Aschenhaufen. Am ersten Pfingsttage im Mai 1918 abends bei der Ablösung zwischen Bailleul und Nieppe schlug mitten in den dritten Zug ein Volltreffer. Fast alles tot oder verwundet. Ich wurde auf eine Karre unseres leichten Maschinengewehrs geladen und bei unserer Küche in Steenwerk von unserem Feldwebel Blanke und auch wieder von Franz Meischak, der inzwischen wieder gesund war, empfangen. Unser Leutnant Hahn sagte zu

meinem Franz: „Nun geh, Franz, und tue deine Pflicht, bring deinen Hans ins Lazarett.“ Das hast du mir treu besorgt und warst stolz darauf. Mit Autokolonnen, Munitionswagen, Straßenbahn usw. hast du mich dann bis nach Lille gebracht.

Dann haben wir noch mal unser Quartier bei Madame Richard aufgesucht, und einige Stunden später hast du mich nach herzlichem Abschied für immer verlassen. Ich kam von dort aus nach Deutschland, und für mich war der Krieg zu Ende.

Nun, Kameraden vom Reserve-Infanterieregiment Nr. 61, 11. Kompanie, wo seid ihr alle geblieben? Schreibt eurem Kameraden

Hans Gardeise, Düsseldorf, Karlstraße 16.

*

Kamerad Ernst Janosch aus Gummersbach erlebte folgendes lustige Stückchen:

Putt . . . putt . . . putt mein Hühnchen,
putt . . . putt . . . putt mein Hahn!

Es war in einem Lager unweit von Fouziennes. Eine Kompanie stand angetreten in der Dorfstraße. Vor ihr der Hauptmann und der „Spieß“. Ich erfuhr nun, daß einem Bauer sechs Hühner und ein Hahn abhanden gekommen waren. Der Bauer hatte sich deswegen an den Kompanieführer gewandt. Der Hauptmann fragte die Kompanie und forderte denjenigen auf, vorzutreten, der die Hühner gestohlen habe. Er fragte zum zweitenmal, aber kein Mann trat vor. Er ließ das alte Männchen rufen und sagte ihm, er solle sich zum Teufel scheren; denn in seiner Kompanie gebe es keine Spitzbuben. Der Bauer aber bestand darauf, daß es ein Mann von dieser

Truppe gewesen sei, und er könne den Dieb auch zeigen. Der Hauptmann war erstaunt und ging nun mit ihm die Front ab. „Das ist der Mann“, sagte der Bauer und zeigte auf einen Gefreiten mit Vollbart.

„Vortreten, haben Sie die Hühner gestohlen?“

„Nein, Herr Hauptmann!“

„Ich frage Sie nochmals.“ Und abermals klang es:

„Nein, Herr Hauptmann!“

Hierauf wandte sich der Hauptmann zu dem Bauer und sagte ihm voll Stolz:

„Sehen Sie, ich habe es Ihnen gleich gesagt, meine Leute stehlen nicht.“

Aber der Bauer blieb auf seinem Standpunkt bestehen. Das wurde unserem Hauptmann zuviel. Er fragte den Gefreiten nun: „Haben Sie Hühner gegessen?“ „Ja wohl, Herr Hauptmann!“ erscholl es klar und deutlich. Die ganze Kompanie grinste.

„Wie sind Sie zu diesen Hühnern gekommen?“

„Ich hatte gestern“, erzählte der Gefreite, „vom Herrn Hauptmann den Befehl erhalten, einen Wagen zu requirieren.“ Bei diesem Bauern hätte er diesen Wagen gefunden, den Bauer aber selbst nicht gesehen. Auf diesem Wagen hätten nun die sechs Hühner und der Hahn gesessen. Er habe sie dreimal aufgefordert, den Wagen zu verlassen, und da sie seinem Befehl nicht nachgekommen seien, so hätte er von der Waffe Gebrauch gemacht. Man hörte ein deutliches Aufatmen des Hauptmanns, der sich umdrehte und den Bauern anlachte: „Sehen Sie, ich habe es Ihnen gleich gesagt, meine Leute stehlen nicht! Kompanie, wegtreten!“

*

Der ehemalige Maschinengewehrschütze Fritz Michels

aus Altenrath erzählt folgende heitere Jagdgeschichte, die er 1917 bei der Genesendenkompanie der 33. Infanteriedivision erlebte:

Der Krähengreis.

Gemeinsam mit meinem Kameraden Runge, einem München-Gladbacher, machte ich mich an einem Wintermorgen auf die Pirsch. Die besten Wünsche unserer zurückbleibenden Kameraden begleiteten uns. Wir hatten reichlich Munition. Über Mangel an jagdbaren Hasen hatten wir uns wirklich nicht zu beklagen, und binnen kurzem hub eine mordsmäßige Knallerei an. Wir schossen uns die Läufe heiß, aber das Ergebnis blieb gleich null. Die Hasen kannten jedenfalls unseren Hunger nicht, sonst hätte sich sicherlich einer aus Barmherzigkeit erschießen lassen. Unser Patronenvorrat ging zu Ende, und mit gesenkten Kriegerhäuptern wollten wir uns schon auf den Heimweg machen, als Kamerad Runge plötzlich auf einer nahen Ackerfurche einen schwarzen Vogel entdeckte. Ich mußte mich bücken, und Kamerad Runge ging, sich auf meinen Rücken stützend, in Anschlag. Ein Schuß krachte. Ein zu Tode getroffener Krähengreis stürzte, verzweifelt mit den Flügeln schlagend, in den Schnee. Wir machten gleichzeitig einen Freudensprung und liefen, die Beute zu holen. Triumphierend hielt mir Kamerad Runge, der schneller war als ich, einen richtigen schwarzen Raben entgegen. Er untersuchte ihn eingehend und meinte: „Der jüngste scheint er ja nicht zu sein; aber gestressen wird er doch!“ Man kann sich vorstellen, mit welchen Bemerkungen wir wieder empfangen wurden, als wir mit der Beute bei unserer Schwadron eintrafen. Für

mich stand schon fest, daß ich von diesem Wasgeier nichts über meine, wenn auch noch so hungrigen Lippen bringen würde. Kamerad Runge machte sich indes unbeirrt an die Zubereitung seiner Beute. Er rupfte unter dem Gespött der Kameraden seine Krähe, was ihm schon einigen Kraftaufwand kostete, nahm sie aus und flammte die allzu hartnäckigen Federstoppeln, so gut es ging, ab. Braten konnte er das Tier nicht, da ihm das Fett fehlte, das wir nur noch dem Namen nach kannten. Was blieb ihm schließlich anderes übrig, als das Vieh zu kochen. Da das Wasser in der Gegend knapp war, packte Kamerad Runge kurzentschlossen sein Kochgeschirr voll Schnee und hielt es über das Feuer. Da ein Kochgeschirr mit Schnee nicht viel Wasser ergibt, mußte Runge fleißig Schnee nachfüllen, um die Krähe feucht zu halten; denn jedesmal, wenn er wieder mit einem Schneeball eintraf, war die Krähe wieder festgebacken. Das hinderte aber Freund Runge nicht, und nach einer halben Stunde brodelte Runges Krähe in einer alles andere als appetitlich aussehenden Brühe. „Ich muß sie ziemlich lange kochen“, meinte er, „sonst ist sie ungenießbar.“ Die Bemerkungen, wie: „Feine Geflügelsuppe oder Krähen-Ragout“, brachten Kamerad Runge nicht aus der Ruhe. Er schürte eifrig das Feuer und holte nach einer angemessenen Kochdauer die dampfende Krähe aus dem Eßgeschirr. Neugierig umstanden ihn die Kameraden; aber Runge war nicht bereit, irgend-einem, außer mir, seinem Jagdgenossen, etwas mitzugeben. Mir war aber der Appetit schon bei der Zubereitung vergangen. Runge klappte nun genießerisch seine Gabel auseinander und spießte seinen Braten auf. Herzhaft biß er in den Krähenrücken und wollte sich ein

Stück herausbeißen. Aber beim Beißen blieb es vorab. So sehr er auch biß und zerrte, die Krähe war zäh wie Gummi. „Zeug, wie 'n Fahrradmantel“, meinte er und griff zum Messer. Die ganze Bande bog sich vor Lachen. Das war aber dem Runge zuviel. Unter dem Gejohle der tränenlachenden übrigen Kameraden verschlang Runge augenrollend ein Stück seiner mühsam zerschnittenen Krähe nach dem anderen. Zum Schluß setzte er auch das Eßgeschirr noch an und trank behaglich seine schwarze Geflügelsuppe aus. Sein Eßgeschirr absetzend, meinte er: „Das war bestimmt noch eine vom Napoleon.“

*

Der Kürbis.

Es war im August 1917 — so erzählt Kamerad W. Wilke aus Köln, Kumpchenshof —. Heiße Kampftage an der Westfront hatten uns Sandhasen seelisch und körperlich mürbe gemacht. Endlich wurden wir abgelöst. In dem idyllisch gelegenen Dörfchen Esquerchin, fern von allem Kriegsgetümmel, wo blühende Gärten, eine friedliche Bevölkerung und die ersehnte Ruhe uns erwarteten, fanden wir Quartier. Der Ortskommandant, ein älterer Major, hatte, um uns mit der Bevölkerung nicht allzusehr zusammenzubringen, jedes zweite Haus des Dorfes von Zivilisten räumen lassen, und in diesen Häusern richteten wir uns häuslich ein.

Der erste Befehl des Ortskommandanten lautete:

„Das Plündern in den Gärten der Zivilbevölkerung und eigenmächtiges Requirieren ist strengstens verboten und wird bestraft.“

Aber beim Kommiß hieß es: Man darf alles, man

darf sich nur nicht kriegen lassen. Dies galt besonders für uns Leute, die nach Wochen der schwersten Entbehrung auf die frischen Erbsen und Kartoffeln sehr scharf waren. Wir drückten deshalb ein Auge zu, wenn zu nächstlicher Stunde Patrouillen, mit leeren Sandsäcken bewaffnet, im geheimen ausgingen, um sich die Verpflegungszulage für den nächsten Tag in den Gärten der Zivilbevölkerung zu holen, und überließen es dem Ortskommandanten, seine Gärten so bewaffnen zu lassen, daß Diebstähle nicht vorkommen konnten.

In einer Nacht brachte mein Bursche zwei dicke Kürbisse ins Quartier, worüber er sich besonders freute, da ihm ein Feldgendarm auf den Fersen war, ihn aber nicht erwischen konnte. Es war nun ein Ding der Unmöglichkeit, diese beiden Kürbisse zu behalten, ohne entdeckt zu werden.

Ich befahl meinem Burschen, den einen Kürbis in der nächsten Nacht dahin zurückzubringen, wo er ihn hergeholt hatte.

Während der eine Kürbis verkocht wurde, verschwand der andere im Keller. In der nächsten Nacht zog mein Bursche ab, den Kürbis unterm Arm mit einem Sandsack verdeckt. Nach seiner Rückkehr fragte ich ihn:

„Na, alles erledigt?“ „Jawohl, Herr Leutnant, ich habe aber den Bauern, bei dem ich den Kürbis geklaut hatte, nicht mehr finden können, und da habe ich ihn dem Bauern in den Garten gelegt, bei dem ich heute nacht die Bohnen geholt habe.“

*

Es gab Kameraden und „Kameraden“. — Die Geschichte von drei seltsamen Kameraden erzählt hier Paul Schleimer aus Hagen-Haspe:

Seltsame Kameraden.

Ich suche die Kameraden der 2. Maschinengewehrkompanie, Reserve-Infanterieregiment 237, den Schützen Josef Clären aus Bernkastel-Eues, Heinrich Stock und Schulte, beide aus Iserlohn, Hill und Lauterbach aus Trier, ferner Unteroffizier Schmitz aus Bonn am Rhein.

Kameraden, könnt ihr euch noch an den Monat Oktober 1914 besinnen, an dem wir vier Tage und Nächte auf dem Marsch durch Flandern waren mit nur kleinen Verpflegungen an Essen und Trinken? Strenger Befehl, kein Wasser zu trinken, da Gefahr bestand, daß die Brunnen vergiftet waren. So hatten wir nach dem langen Marsch einen Mordskohldampf und Durst. Unser Maschinengewehrzug mit Unteroffizier Schmitz als Gewehrführer machte auf einer Ferme in Beytem bei Moorslede halt. Guter Rat: woher Essen nehmen und nicht stehlen. Aber Unteroffizier Schmitz schickte mich, da ich französisch sprechen konnte, abends auf die Suche nach etwas Ess- und Trinkbarem. Nach langem Bemühen fand ich einen Bauernhof und weckte den Bauern aus dem Schlaf; aber ich konnte dort trotz aller Bitten nichts bekommen. Ich gab mich nicht zufrieden und holte mir den Kameraden Lippmann aus Trier noch dazu. Nach langem Suchen fanden wir im Heu, im Stroh und in den Betten Wurst, Speck und Brot. Bepackt wie Mülleresel machten wir uns auf zu unseren Kameraden. Aber beim Essen gab es auch Durst. Aus alter Erfahrung wußte ich (ich war vor dem Kriege in Frankreich als Küfer tätig), daß auch der kleinste Bauer seinen Haustrunk hatte, und wenn es nur Apfelwein (cidre) war. Also Kamerad Lippmann und ich im Marsch-Marsch zurück zu unserm Bauern.

Natürlich beschwor er die Sterne vom Himmel herab, er hätte nichts an Wein im Hause. Lippmann sagte: „Paul, strenge mal deine Küfernase an. Komm mit, mein Freund, und auch du, mein Bäuerlein.“ Wir gingen in den Garten. Dort war ein frisches Grab aufgeworfen. Das war doch sonderbar. Auf diesem Grab stand ein Kreuz mit der Inschrift auf französisch geschrieben: „Hier ruhen drei gute Kameraden!“ Da hier überhaupt keine Gefechte stattgefunden hatten, machte mich diese Inschrift stußig. Wir holten uns nun Spaten und Hacken, und als der Bauer das sah, fing er an zu lamentieren; da wußte ich Bescheid. Wir beiden, nicht faul, schaufelten das angebliche Grab auf. Aber, o Schreck, o Freude, wir fanden nicht drei tote Kameraden, sondern — drei Fäßchen Wein.

Nach diesem lustigen Ergebnis hat damals der Schütze Lippmann, der später den Heldentod erlitt, den Bleistift zur Hand genommen und ein nettes Gedicht „verbrochen“. (Man beachte das allen Frontknochen so vertraute Soldatenfranzösisch.)

Drei gute Kameraden!

Von Schütze Lippmann, 2. Maschinengewehrkompanie, Reserve-Infanterieregiment 237, gefallen bei Ypern.

Vier Tage im Marsch von früh bis spät,
 Vier Nächte, bis wieder der Hahn gekräht,
 Ins Quartier ums fünfte Morgenrot.
 Wir schlugen Feuer, wir heischten uns Brot.
 Der Bauer zog die Achseln in Ruh:
 „Nix Pain, nix Vin, nix point du tout.“
 Kein Huhn im Stalle, kein Käse im Schrank,
 Kein Fäßlein Wein auf der Kellerbank.

Wer wacker suchte, der fand von je,
 Krieg ist Krieg, denn Hunger tut weh.
 Im Bett lag der Speck, der Schinken im Heu,
 Die Wurst unterm Holz und das Brot in der Spreu.
 Zwei wandten im Garten Schollen und Stein,
 Die fanden ein frisches Grab am Rain
 Und lasen, geschrieben am herbstlichen Pfad:
 „Ici reposent trois bons camarades!“
 Da hat den einen die Klugheit geweckt:
 Mich deucht, Kamerad, daß der Bauer uns neckt!
 Sie laufen nach Spaten und Hacken ins Haus,
 Drei volle Fäßlein graben sie aus.
 Kameraden, wir haben ein Wunder entdeckt,
 Wir haben drei Kameraden vom Tode erweckt.
 Bald dampfte der Braten, der Becher ging um,
 So tafelte einst Kaiser Napolium.
 Das Bäuerlein schrie: „Messieurs, Messieurs,
 Laissez moi du pain pour l'amour de Dieu!
 Bogen die Landser die Achsel in Ruh:
 „Nix Pain, nix Vin, nix point du tout!“

*

Das tollste Stückchen im bunten Reigen dieser Lausbübereien leistete sich ein Kamerad vom Fußartillerieregiment 7, einer von der 2. Batterie.

Lassen wir seinen ehemaligen Wachtmeister und Fahnen schmied Rudolf Kamm aus Herne-Holthausen erzählen:

Der dicke Hans in der Ackerfurche.

Die 2. Batterie des Fußartillerieregiments 7, Köln, stand im Westen nach der Erstarrung der Front in der Gegend von Lille in Feuerstellung. Unterkunftsort war Marquillies. Im Frühling des Jahres 1916 sollten die

Getreideäcker der Feldmark bestellt werden. Der Ortskommandant, Rittmeister von Belsen, ordnete an, daß jede berittene Formation in der Ortsunterkunft eine Anzahl von Gespannen zu stellen hätte, damit die Felder gepflügt würden. Die 2. Batterie beauftragte auch unter anderen den Fahrer Otto Keller aus der Bochumer Gegend, sich dem Ortskommandanten zur Verfügung zu stellen. Da die Fußartillerie über besonders starke Pferde verfügte, nahm Otto nur seinen „dicken Hans“ mit.

Der Ortskommandant teilte Keller ein Stück Land zu, das am Rande des Dorfes lag und von einem kleinen Gehöft begrenzt wurde. Otto zog nun mit seinem Pflug Furche um Furche und hatte hierbei Zeit gefunden, aususpionieren, daß im benachbarten Gehöft ein Infanteriefeldwebel seine Zelte aufgeschlagen hatte. An sich war das eine alltägliche Sache. Von Bedeutung für Otto war, daß im Hofe ein großes Faß mit Schnaps lag, versehen mit einem Zapfhahn. Otto hielt nun mit sich Kriegsrat, wie er es fertigbringen würde, dem Feldwebel das seltene Naß wegzuklauen. Das ganze Faß verschwinden zu lassen, ging wohl nicht gut. Nach tieffinnigem Überlegen war sein Kriegsplan fertig. Otto eilte in sein nahes Quartier und holte einen Eimer. Mit diesem bewaffnet, stieg er durch die Hecke in den Hof. War die Luft nicht rein, dann holte er Wasser für sein Pferd, sonst aber würde er den Eimer voll Schabau laufen lassen. Die Kriegslist war geglückt, es ließ sich niemand sehen, und Otto hatte seinen Schnaps.

Vorsorglicher Weise hatte sich Keller gleich einen Becher mitgebracht, der, wie jeder Kamerad weiß, ein Viertelliter Inhalt hat. Beim Weiterpflügen stärkte

sich Otto ab und zu. Die Furchen, die er bisher gezogen hatte, waren schön gerade, nunmehr wurden sie bedenklich schief und krumm. Die Märzsonne hatte auch dem „dicken Hans“ vor seinem Pflug das Fell recht warm gemacht. Hans hatte wohl bemerkt, daß sein Herr verschiedentlich aus dem Stalleimer seinen Durst löschte. Ehe es Otto verhindern konnte, steckte der „dicke Hans“ seine Schnauze in den Eimer und soff, bis kein Tropfen mehr vorhanden war. Otto erstarrte vor Schreck zur Bildsäule. Nein, so was! Nein, das hatte er noch nicht erlebt. Bei den Gewaltmärschen in Frankreich hatte er sozusagen jeden Bissen mit seinem treuen Hans geteilt, aber Schnaps . . . !

Als Keller die Sprache wiederfand, hielt er dem Pferd eine gepfefferte Predigt. Der „dicke Hans“ sah hierbei den aufgeregten Otto mit seinen treuen braunen Augen an, als wenn er sagen wollte: „Was meinst du eigentlich, du sorgst doch sonst so gut für mich!“ Keller konnte seinem vierbeinigen Kriegskameraden nicht gram sein und beeilte sich, das Stück Land fertig zu pflügen . . . Zwei Furchen wurden noch gezogen, dann wankte der „dicke Hans“. Eine Folge des ungewohnten Alkoholenusses. Er legte sich auf die vom Pflug frisch aufgeworfenen Erdschollen. Otto versuchte zuerst, sein Pferd auf die Beine zu bringen. Es war vergebene Mühe. Er setzte sich also resigniert auf den Pflug, kippte nach einiger Zeit hintenüber und lag ebenfalls auf dem frischgepflügten Land.

So fand sie abends, als Keller nicht heimkam, der Wizewachtmeister. „Manu, was ist denn hier passiert“, dachte er, „die Flieger haben doch keine Bomben geworfen, auch ist kein Giftgas abgeblasen worden? Eine

rätselhafte Sache!“ Er eilte zum Batteriechef, um den sonderbaren Fall zu melden. Dieser bat den Stabsveterinär, den Fall zu untersuchen. Stabsveterinär und Wizewachtmeister standen zunächst ratlos vor den beiden „Toten“, bis Otto einen tiefen Seufzer tat und anschließend ansang, einen dicken Ast zu sägen. Aha, der da lebt noch! Nun wurde das Pferd untersucht. Der Stabsveterinär hob den Trinkbecher aus der Furche und beschnupperte ihn. Nun auch noch den Eimer. Des Rätsels Lösung war damit gefunden, und die Diagnose lag klar. „Wachtmeister“, meinte der Stabsveterinär, „die beiden sind total besoffen. Wenn die ihren Rausch ausgeschlafen haben, werden sie schon nach Haus kommen. Mann und Pferd völlig unter Schnaps!“

Ihr übrigen Kameraden der 2. Batterie des Fußartillerieregiments 7, wo seid ihr? Wenn ihr noch lebt, dann schreibt bitte einmal. Ich würde mich außerordentlich freuen.

Es grüßt euch der Fahnschmied der 2. Batterie des Fußartillerieregiments 7.
Rudolf Kamm, Herne-Holthausen, Schadeburgstr. 26.

*

Der Feldgraue war immer lustig, wenn Spanferkel in greifbarer Nähe quiekten. Kamerad August Utrecht aus Herne schreibt:

Schweinebraten? Her damit!

Wo steckt die Berliner Pflanze, Unteroffizier Otto Hergt, ebenfalls bei der Minenwerferkompanie des Reserve-Infanterieregiments 37?

Kannst du dich noch an den 1. April, also Ostern 1918 erinnern, als unsere Kompanie an der Landstraße von

Fecamp nach Pieunes neben einer Futterrübenmiese eingebuddelt lag und es uns an Proviant mangelte? Der Offizierstellvertreter August Droste fragte, wer sich wohl bereit erklären würde, aus Pieunes der Kompanie etwas zu futtern zu besorgen. Wir beiden trabten dann los. Als wir ein paar hundert Meter fort waren, schlug eine fette „Sau“ neben uns ein und sprengte dir ein Stück an den linken Arm. Wir sahen uns um und konnten bemerken, daß uns die ganze Kompanie im Auge hatte. Auf meine Frage: „Otto, was machst du jetzt, haust du ab nach hinten?“, gabst du mir zur Antwort: „Nein, ich komme mit dir.“

Vor dem Dorf angekommen, stand ein Posten der 155. Infanterie im Graben und ließ uns nicht durch. Wir umgingen den Posten von hinten und haben dann zwei Spanferkel fertiggemacht. Die Kartoffeln kochten wir in einem großen Topf, und weil kein passender Deckel vorhanden war, nahmen wir die Marmorplatte eines Schreibtischs, woran noch Kopierstift haftete, wodurch sich unsere Kartoffeln ganz blau färbten. Aber der Kompanie und uns hat es ganz gut geschmeckt. Auch der Bataillonsstab hat eine kleine Kostprobe bekommen.

*

Zum Schluß eine letzte Lausbüberei, eine der zahlreichen, die unaufgefordert dem Reichsfender Köln zuzugingen, und die so recht den guten Geist unserer Fronttruppe zeigen:

Ehrenbezeugung für den Filmkerl.

Achtung, Kamerad, wo bist du? Infanterieregiment Nr. 154, 3. Kompanie.

Ich suche meinen Kameraden August Gepanneck, Infanterieregiment 154, 3. Kompanie. Wir waren von 1914 bis 1916 zusammen an der Westfront. Haben manche bittere und auch manche süße Pille miteinander geteilt. kamen am 24. Oktober 1916 in Gefangenschaft. Ich denke noch daran, wie wir schmutzig, nicht rasiert, hungrig und die meisten mit Sandsäcken auf dem Kopf von Franzosen gefilmt wurden, und mein Kamerad August die Zunge herausstreckte, gerade in Richtung auf den Filmkerl. Das war unser Gruß an das französische Kinopublikum.

Lieber Kamerad August melde dich und schreibe an Max Peuker, Grevenbrück (Westf.) 198.

*

Der schneidige Hund.

Er pfiß uns an nach Noten, doch er verstand auch Spaß.
 Riß Wiße im Trommelfeuer und aß von unserm Fraß.
 Er hockte sich auf zwei Affen, er gab vom Drittel Brot.
 Er war gerecht bis dahinaus und half in jeder Not.
 Der Erste bei dem Stürmen, sei's noch so kunterbunt,
 Der Letzte bei dem Rückzug: der schneidige Hund.

Da vorne lag eine Höhe, die der Tommy gestern geräumt.
 Die Dicken, die wuchsten drauf runter, daß die Erde sich
 schäumend gebäumt.

Wir wurden am frühen Morgen plötzlich eingeseßt.
 Wir wurden zermalmt und zerrissen, zersprengt, zer-
 trommelt, zerfetzt.

Nur einer erklimm die Höhe und sah in das donnernde
 Rund,

Es wuchs die Gestalt in den Himmel: der schneidige
 Hund.

Er ragte über die Fronten, ein Sinnbild der Tapferkeit,
Der unbekannte Leutnant, zuvorderst in jedem Streif.

Da tauschten zwei Einundzwanziger schwer aus dem
Süden daher.

Als das Bersten und Qualmen verflogen, da war er
nicht mehr.

Und die Feuer, sie grollten und rollten und tollten von
Stunde zu Stund',

Hat keiner ihn wiedergesehen: den schneidigen Hund.

Doch wenn wir in dunklen Nächten endlose Wachen gehn,
Wenn wir in tiefen Bunkern in schwelende Feuer sehn,
Dann ziehen die toten Kam'raden vorbei in der stillen
Stund',

Und allen voran da schreiet: der schneidige Hund.

E. F. Döll, Kiel, Weibelallee 2.

*

Siebentes Kapitel

Die Hand über den Grenzpfahl hinweg

Im Juni 1936 zogen fünfhundert deutsche Frontkämpfer hinaus auf das ehemalige Schlachtfeld bei Verdun, um dort den französischen Frontkämpfern die Hand zu reichen. Hier ein Bericht des Reichsfeldmarschalls von Köln über die Reise seines Mitarbeiters P. C. Ertigehoffer an die längst stillgewordene Front.

Wallfahrt der Verständigung.

Am 12. Juni 1936, um die Mittagszeit, verließen wir das Reichsgebiet bei Saarbrücken. Voller Erwartungen unternahmen wir fünfhundert deutsche Frontkämpfer diese Fahrt, die nicht nur zu unseren toten Brüdern führen sollte, sondern uns auch mit den Männern von der Gegenseite bekannt machen mußte. Wir haben sie gekannt die Männer von der Gegenseite, den Stahlhelm auf dem Kopf, das Gewehr in der Faust, die Mündung eiskalt auf uns gerichtet. Und nun sollten wir sie sehen im schlichten Kleid des Bürgers und des friedliebenden Menschen, die Hände ausgestreckt zum Willkommengruß.

Zwei Stunden später rollte unser langer Sonderzug durch das ehemalige Kriegsgebiet. Wir erkannten unsere Stappendörfer, wir sahen die Straßen unserer Anmarsche zur Front, wir erblickten die Batteriestellungen, die Annäherungsgräben, die vordersten Linien, das Niemandsland und dann die französischen Stellungen. Die Zone

der restlosen Zerstörung zog draußen an unseren Augen vorbei mit Häusertrümmern und Streichholzwäldern, in denen es wieder jung und stark grünte. Die Hitze des frühen Nachmittags lag zitternd über der Gegend. Dann kamen Trichterfelder, stellenweise von manushohem Gebüsch überwuchert. Dahinter vermutete man noch stärkere Spuren des Krieges, eingestürzte Unterstände, Ausrüstungsgegenstände aller Art, ja vielleicht noch manche sonstige Überraschung. Deshalb sahen wir auch überall große Schilder, die vor dem Betreten des ehemaligen Kampfgebietes außerhalb der sicheren Straßen warnten. Dieses Land des Todes ist ebenso lebensgefährlich wie grauenvoll. Dicht am Lavannesrücken vorbei glitt unser Zug in den berühmtesten Lavannestunnel. Hier ereignete sich vor nunmehr zwanzig Jahren in der Nacht vom 4. zum 5. September 1916 ein entsetzliches Unglück. Daran mußten wir denken bei der Durchfahrt dieser langen, völlig dunklen Tunnelstrecke. Gleich hinter dem Ausgang blickten wir geradeaus in die Maasniederung und sahen Verdun vor uns liegen.

Das also war Verdun, jenes Verdun, das wir vor genau zwanzig Jahren so verbissen und so blutig besaßen! Nur wenige unserer Kameraden durften damals aus der Ferne diese Türme und Dächer und die grünen Wälle der Zitadelle erblicken. Wir standen still an den Abteilfenstern. Einige nahmen die Kopfbedeckungen ab. Es war ein feierlicher Augenblick. Und dann rollte der Transport langsam in den Bahnhof von Verdun. Hier auf dieser Stelle, auf der unser Transportzug nun hielt, fuhr damals, am 21. Februar 1916, eine Zweiunddierzig-Zentimeter-Granate in das Erdreich, riß Schienen und Schwellen und Steine empor und

bildete den Anfang des ehernen Gebrülls, das schier ein Jahr lang bei Tag und bei Nacht in diesem Abschnitt nie mehr verstummen sollte. Dann standen wir in unserer Unterkunft, in einer großen, noch leeren Spinnerei. Stroh war ausgebreitet. Zehn solcher Räume lagen nebeneinander. Wir, die Deutschen, im Raum 3, daneben rechts und links lauter Franzosen, Engländer, Belgier, unsere ehemaligen Gegner. Zuerst war's ein scheues Betasten. Man schaute zu uns herüber. Man betrachtete uns neugierig. Das also waren die Deutschen, die oben den Douaumont und die Panzerfeste Vaux besaßen? So sahen also diese Männer aus! Und plötzlich bahnte sich einer mit Ellenbogen seinen Weg, drängte sich vor bis in unseren Raum, stellte sich kerzengerade vor einen unserer Kameraden, maß ihn mit den Augen. Eine Herausforderung? Würde es gleich zu einem Skandal kommen? Vielleicht sogar zu einer widerlichen Prügelei? Der Mann, der mitten zwischen uns stand, ein Kerl mit Stiernacken, mit Schultern wie ein Schrank, ein Hafenarbeiter aus Marseille, mit dem Sowjetstern am Rockausschlag, war zweifellos gekommen, um zu stören. Unsere Muskeln strafften sich, wir würden uns nichts bieten lassen, nichts. Wir waren gekommen, um den andern die brüderliche Hand zu reichen, aber Beleidigungen, das würde es nie und nimmer geben. Und da sprang der Kommunist vor und faßte einen unserer Kameraden am Arm, einen Schwerekriegsbeschädigten. Seine schwere, schwielige Hand streichelte mit behutsamer Gebärde den leeren Rockärmel des amputierten Deutschen. Und über die zerfurchten Wangen des Franzosen rannen dicke Tränen. Mit lauter Stimme sagte der ehemalige Poilu aus Marseille: „Kameraden, ich bin hergekommen, um

euch zu sehen. Meine Frau hat mir gesagt, geh hin, sieh sie dir an, und wenn es anständige Kerle sind, dann vertrage dich mit ihnen, damit es keinen Krieg mehr zwischen Frankreich und Deutschland gibt. Ich hatte eine Wut auf euch, allein schon als Parteimann; aber das soll vergessen werden. Du, Kamerad, hast genau so geblutet wie wir, und ihr alle habt gelitten, und wir alle sind jetzt Kameraden.“ Die schwere Hand ließ den leeren Ärmel des Deutschen los und tastete sich hinauf zum Rockauffschlag, nestelte den Sowjetstern frei. Das blutrote fünfzackige Abzeichen fiel achtlos in das Stroh unserer Lagerstatt . . .

Und dann kamen sie von allen Seiten, die Franzosen und die Belgier, die Engländer, die Amerikaner, kurzum alle, die früher gegen uns Krieg geführt hatten. Sie kamen heran, und es bildeten sich überall Gruppen, die sich freundschaftlich begrüßten.

Inzwischen war der Abend angebrochen. Es war just die Zeit der Ablösungen zwischen Tag und Dunkel. Eine endlose Reihe von Omnibussen verließ die Stadt Verdun. In rascher Fahrt ging es aufwärts über die Maashöhen zur ehemaligen Front. Wir fuhren die Straßen, die vor zwanzig Jahren Hunderttausenden als Anmarschwege dienten, wir rückten näher in die Zerstörungszone, kamen an Geschützdeckungen vorbei. Die Front schloß. Nur das Rattern der Motore durchbrüllte die sinkende Nacht, und als wir Fleury hinter uns hatten, stiegen wir aus; denn von hier ab begann der Pilgerzug zu den Toten des größten Schlachtfeldes aller Zeiten.

Durcheinander, nebeneinander marschierten wir nun, Deutsche und Franzosen, Italiener und Amerikaner, Briten und Belgier. Vor uns, jenseits der Mulde des

ehemaligen Caillette-Waldes, strahlte hell und weithin sichtbar das Scheinwerferlicht über dem riesigen Gebeinhaus des Douaumont. Etwas weiter im Hintergrund sahen wir das Fort selbst, diese von Scheinwerfern beleuchtete Masse des Sargdeckels. Ganz rechts war's das angestrahlte Fort Vaux. Links von uns leuchtete es auf Fort Souville. Und wir, die Schweigsamen, marschierten zwischen diesen Brennpunkten der Schlacht. Wir schritten dahin auf der Straße des Todes zum Douaumont. Unsere Schuhe schlürften. Tausende Schritte malten den vom Regen geweichten Boden. Hin und wieder war's ein Feßen Trauermusik, mit dem Nachtwind hergeweht, durch irgendeinen Lautsprecher über das Schlachtfeld verbreitet. Nur diese beiden Geräusche: das nimmer abbrechende Schlürfen und Stampfen der Füße und die vom Wind verwehte Totenklage. Hier, an der Stätte unseres Nachtmarsches, wurde damals jeder Quadratmeter Boden mit Blut getränkt. Hier verbluteten die besten Soldatenvölker der Erde, hier ist heilige Erde.

Stumm und barhäuptig schritten wir durch die Nacht und den leise rinnenden Regen. So waren ehemals unsere nächtlichen Ablösungen. So schritten wir dahin im Klirren von Schanzzeug, im müden Scharren der Füße, und so, wie es just drüben am Douaumont blitzte und wetterleuchtete, so umflamten damals viele Abschüsse die zerrissene Horizontlinie. Wir schritten dahin, stumm und still. Neben mir schritten zwei Franzosen in der ungezwungenen Reihe. Ein Handwerker aus Sedan und ein südfranzösischer Winzer, wie sie mir auf mein geflüstertes Befragen im Flüsterton mitteilten. Und vor mir schritten zwei Kanadier einträchtig in der Achter-

reihe mit drei Deutschen, zwei Belgiern und einem Franzosen. Einige Schritte weiter waren's Amerikaner mit Deutschen, und dann kamen wieder Franzosen und Deutsche, alle durcheinander. Hier marschierte der Frontsoldat.

Und dann waren wir vor dem Gebeinhaus, schwenkten eine breite Treppe hinan und betraten den gewaltigen Friedhof. Wir stellten uns ganz vorn auf, wo die Flamme der Erinnerung flackerte, das heilige Feuer, am Grabmal des unbekanntes Soldaten entzündet und durch Frontkämpferstaffetten bis hierher gebracht. Langsam schlug die Glocke vom Turm des Gebeinhauses, und dann schütterte ein Kanonenschuß über das Schlachtfeld. In den Sprachen der hier anwesenden Frontkämpfer legten die Tausende vor den Gebeinen der Toten den Schwur ab, den Weltfrieden zu halten und zu schützen. Und in allen Sprachen Europas hallte es nacheinander weithin durch die Nacht: „Wir schwören es!“ Und nun erlosch das Licht. Nur noch die kleine zuckende Flamme der Erinnerung brannte. Eine Minute galt dem Erinnern an die Toten. Weit und breit kein Laut. Einsam lag das gewaltige Schlachtfeld. Nur drüben vom Gräberfeld her war's für wenige Sekunden ein helles Frauenschluchzen, das rasch wieder abbrach. Der Nachtwind erhob sich mächtig und faßte in die Fahnentücher, straffte sie und ließ sie ausklatschen, und es war uns, als schritten und flüsterten über unseren Häuptern die Manen der toten Kameraden. Und im Gedenken sprachen wir ihre Namen und sahen sie im Geiste vor uns, jene, die damals so jung waren wie wir und nicht wiederkehrten.

Und nun sang ganz weit und hell und hoffnungsbringend hinter uns ein Signal. Es war das französische

Armeesignal „Feuer einstellen! Stopfen! Stopfen!“ Es wurde aufgenommen, das Signal, es wurde weitergegeben. Zwei, vier und mehr Hornisten schmetterten es hell in die grausigstille Nacht. Es jauchzte und sang über den Gräbern und war wie ein inbrünstiger Schrei nach Verständigung und Frieden. Nochmals durchbrüllte ein Kanonenschuß die Gegend um Verdun. Jäh flammte wieder das Licht auf. Und dann schritten wir stumm an den Gebeinen der vierhunderttausend unbekanntes, toten Verdunkämpfer vorbei, legten unsere Blumen und Kränze nieder und begaben uns langsam zurück in die Dunkelheit des weiten Schlachtfeldes. Der Regen rann, und wir gedachten der gefallenen Brüder. Und es war eine Nacht, nicht anders als die vielen, vielen Todesnächte um Verdun, die wir stumm und ergeben durchlitten und durchstritten hatten.

*

Briefe aus England.

Drüben, jenseits der Grenzpfähle sitzen sie am Lautsprecher, die ehemaligen Frontsoldaten von der anderen Seite. Sitzen und lauschen, wenn die Stimme der deutschen Kameraden durch den Rundfunk zu ihnen dringt. Viele Mappen bergen die Briefe aus England, aus Frankreich, aus Belgien, aus Italien, ja sogar von Übersee. Die Kölner Rundfunksendung „Wo bist du — Kamerad?“ hat gerade in England in den Kreisen ehemaliger Kriegsteilnehmer größtes Aufsehen erregt und ist volkstümlich geworden wie kaum eine andere Rundfunkdarbietung.

Schreibt neulich ein ehemaliger Tommy an den Reichsfender Köln und bittet um Durchgabe seines Briefes, der hier übersetzt folgt:

Wo bist du — Kamerad Feldwebel Prinz vom Kriegsgefangenenlager Sprottau in Schlesien?

Ich war einst einer Ihrer ‚ungebetenen Gäste‘, ein Kriegsgefangener vom 27. Mai 1918 bis Anfang 1919. Bei Reims wurden wir gefangengenommen, hatten eine schöne Fahrt durch Luxemburg moselabwärts bis Koblenz, wo wir den Rhein überfuhren, und durch ganz Deutschland bis Posen, von da nach Sprottau in Schlesien. Feldwebel Prinz hatte uns Engländer zu betreuen. Nun möchte ich durch den Rundfunk seine Anschrift erfahren, da ich ihm zu schreiben beabsichtige. Er war ein guter, alter Junge.

Ich muß hinzufügen, daß ich seitdem schon viermal in Deutschland gewesen bin, aber immer zum Vergnügen. Noch letztes Jahr besuchte ich die Leute in Probsthain, Kreis Goldberg, bei denen ich als Kriegsgefangener gearbeitet habe. Ich verlebte eine sehr glückliche Zeit mit ihnen und lernte viele neue Freunde kennen, so daß ich hoffe, sie alle im Jahre 1937 wiedersehen zu können.

Nun danke ich im voraus und schliesse mit dem deutschen Gruß und besten herzlichsten Grüßen

Heil Hitler!

Hochachtungsvoll

J. A. Grassy.

Dieser Brief allein genügt schon zur Vernichtung jenes Märchens von der grausamen, unmenschlichen Behandlung französischer und englischer Gefangener während des Krieges.

Als am 11. November 1918 der letzte Schuß fiel, und der Waffenstillstand nach allgemeinem Brauch und

Völkerrecht einen Schlussstrich unter Kampf und Zwietracht ziehen sollte, erfanden die greisen Hasser, jene Männer, die ohne Verständnis für die Not der kämpfenden Jugend einige Monate später das Schanddokument von Versailles aufsetzen sollten, einen Grund, um die gefangenen deutschen Soldaten in Frankreich zurückhalten zu können. Seit Jahrhunderten war es Brauch, die Kriegsgefangenen nach Abschluß des Waffenstillstandes wieder in die Heimat zu entlassen. Hasserfüllte Männer aber wollten die Deutschen noch nicht ihrer Heimat wiedergeben. Als Grund wurde angeführt: „Deutschland hat unsere gefangenen Söhne schlecht behandelt. Man hat ihre Arbeitskraft ausgenutzt, ihre Gesundheit ruiniert, ihre Herzen mit untilgbarem Leid erfüllt. Deshalb werden die deutschen Gefangenen vorerst noch in der Hand der Alliierten bleiben.“

Wie gesagt, nur hasserfüllte Greise konnten so denken.

Diese Suchmeldung eines ehemaligen Tommys beweist genug und zeigt, wie gut es dieser Mann in Deutschland hatte, daß er sogar zwei Jahrzehnte später seinen ehemaligen Feldwebel wiedersehen will und ihn durch den Reichsfender Köln suchen läßt.

Er hat auch eine Antwort bekommen, der brave Tommy, und hat diese dem Reichsfender erneut mitgeteilt. Wir geben seinen Brief wieder, ohne Beschönigung und Verbesserung:

„Sehr geehrte Herren!

In antwort zu mein Suchmeldung, am Freitag, 19. Februar 1937, für Feldwebel Prinz, durch Reichsfender Köln, ich haben erhalten ein antwort, von seine

Tochter, Frau Julia Rosenberg, Mönchstr. Haynau, Schlef., Deutschland, und sie gesagt mich, daß ihr Vater ist gestorben neun Jahre. Ich war sehr traurig zu hören. So, das, ist das, aber ich habe geschrieben eine lange Brief zu ihr, und will sein sehr gefallen, zu hören von ihr wieder, sie also geschickt ein Photo, von ihr Vater, ich erhalten ihr Brief am 11/3/37. Geehrte Herren, ich wissen Haynau, ich haben Freunden, nicht weit von dort, namelich, Waldau über Liegnitz, und ich war dort in 1935, in die Pferd Markt. und so wünschen Sie

Alle die Best Herzlichen Grüße
zeichne ich Hochachtungsvoll

J. U. Grassy

und, sofort jetzt umschalten, zu Kamerad, wo bist du.

Diesem Schreiben waren drei Lichtbilder beigelegt. Sie zeigen die Gräber von sieben Zepplinern, die 1917 über der Grasschaft Esser abgeschossen worden sind.

Mit der Zusendung dieser Lichtbilder wollte der ehemalige Frontsoldat Grassy dem Reichsfender Köln für die Durchgabe seiner Suchmeldung danken. Jedenfalls, hat er bewiesen, wie groß das Fronterlebnis hüben und drüben ist und wie stark es die stählerne Jugend der Jahre 1914 bis 1918 einigte, über alle Schranken und über allen Haß hinweg.

*

Nun kommt ein deutscher Jäger zu Wort. Er sucht seinen Lebensretter, einen französischen Offizier:

Jägerbataillon 11, 2. Radfahrerkompanie, aufgepaßt!

Fritz Stroband in Hamm (Westfalen) möchte mit seinem Lebensretter, einem französischen Offizier, in

Verbindung kommen. Es war am 16. Juli 1918 in der Gegend von Dormans bei Reims, als ich als Angehöriger der 2. Radfahrerkompanie, Jägerbataillon 11, den Auftrag erhielt, sieben französische Offiziere als Gefangene zurückzubringen. Einer dieser Offiziere hatte, wie er mir sagte, in Freiburg studiert und sprach ein gutes Deutsch, so daß wir uns auf dem Marsch ganz gut unterhalten konnten. Als wir die Marne überschritten hatten, gerieten wir auf freiem Feld in ein heftiges Artilleriefeuer. Nachdem einige Male „Hinlegen“ und „Sprung auf, marsch, marsch“ gemacht worden war, erhielt ich einen Oberschenkelschuß. Der deutschsprechende Offizier kam sofort zu mir, sah meine Verwundung, lud mich mit der Aufforderung, mich festzuhalten, auf seinen Rücken, um so mit mir in einen nahen Straßengraben zu laufen. Hier lud er mich behutsam ab, schnitt mit dem Taschenmesser mein linkes Hosenbein auf und verband mich dann mit seinem eigenen Verbandspäckchen. Nachdem er mir noch eine Zigarette gegeben hatte, sagte er mir, daß er nun sehen wolle, deutsche Sanitäter zu finden. Er gab mir sein Wort, daß er sofort wiederkommen wolle. Nach etwa einer Stunde kam er dann auch mit vier bayrischen Sanitätern vom Verbandplatz in Corcelles zurück. Mein Lebensretter blieb dann noch einige Zeit bei mir an der Bahre sitzen, um dann mit den anderen Gefangenen abtransportiert zu werden.

Ich würde mich freuen, wenn er jetzt diese Meldung hören würde, und bitte ihn um ein Lebenszeichen.

Fritz Stroband, Hamm (Westfalen), Grünstr. 98 b.

Er hat ihn nicht gefunden, aber dafür einige seiner ehemaligen Kameraden, wie er berichtete:

Für den Durchspruch meiner Suchmeldung sage ich herzlichen Dank. Das Ergebnis ist wie folgt:

1. Mein Lebensretter (französischer Offizier) hat sich nicht gemeldet.
2. Zwei Kameraden meiner Kompanie haben mir geschrieben.
3. Von zwei Bataillonskameraden, welche sich suchten, erhielt ich Nachricht, und so konnte ich diese wieder in Verbindung bringen.
4. Bin ich in den unschönen Verdacht gekommen, nur meinen Lebensretter, nicht aber meine deutschen Kameraden zu suchen. Es ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß irrtümlicherweise der letzte Absatz meines Briefes nicht mit verlesen wurde. In diesem Absatz hat ich meine ehemaligen Frontkameraden der 2. Radfahrerkompanie, Jägerbataillon 11, mir zu schreiben. Könnte dieses vielleicht nachgeholt werden? Sicher würden sich dann noch mehr Kompaniekameraden melden.

Haben Sie nochmals vielen Dank für den Durchspruch.
Fritz Stroband.

*

Ein deutscher Frontsoldat, eifriger Hörer der Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ schickte folgende Zeilen:

Ich fand in einem Schützengraben an der Westfront das Gebetbuch eines englischen Soldaten namens Winters. Der gefallene Engländer hielt das Buch mit der Hand fest umklammert. Ich möchte das Gebetbuch den Angehörigen gern zur Verfügung stellen und bitte Sie, über Ihren Sender den Ruf hinauszugeben.

Die Antwort aus Winchester lautet:

Ich habe das größte Vergnügen, Ihnen mitzuteilen,

daß ich die Mutter und die Schwester des im Kriege gefallenen Schützen Winters gefunden habe, und daß ich das von Herrn Kupp auf dem Schlachtfelde gefundene Gebetbuch weiterbefördert habe. Ich habe einen schönen Dankbrief von den beiden bekommen. Die Damen danken Ihnen von Herzen für Ihre Güte; denn für sie ist die Rückgabe des Gebetbuches eine Liebenswürdigeit, die sie nie vergessen werden. Ich erlaube mir die Freiheit, mit den Damen übereinzustimmen und meinen eigenen Dank für Ihre Teilnahme abzustatten.

Da ich als Soldat jenen unglücklichen Krieg durchgemacht habe, weiß ich auch, wie hoch die Verwandten der Gefallenen solche Andenken ihrer Lieben schätzen.

Major Baird v. Commanding-Depot
The Rifle-Brigade.

*

Worte des damaligen Fliegeroberst und jetzigen Generals Ernst Udet, durch den Rundfunk verbreitet, verdienen, an dieser Stelle besonders hervorgehoben zu werden: Ernst Udet schrieb dem Reichsfender:

Am 28. März bin ich mit Gußmann unterwegs. Patrouillenflug. Plötzlich stößt ein Engländer auf Gußmann zu. Ich drehe eine kurze Kurve. Wie zwei wütende Eber rennen wir gegeneinander an. Wenn der Engländer jetzt die Nerven behält, sind wir beide verloren. Er biegt ab, weicht mir aus. In diesem Augenblick trifft ihn meine Geschossgarbe. Sein Apparat bäumt sich auf, wirft sich herum auf den Rücken und verschwindet in einem riesigen Granatrichter. Am Abend übergibt mir der Arzt im Feldlazarett die Brieftasche des Gefallenen, Leutnant E. R. Maasdorp,

Ontario N. S. C. 47, Bild von einer alten Frau und einen Brief: „Du mußt nicht soviel Feindflüge machen, denk doch an Vater und mich.“

Ich fahre zur Staffel zurück. Man darf nicht daran denken, daß eine Mutter um jeden weint, den man abschießt.“

Die dreiundachtzigjährige Mutter Maasdorp hat von diesem Bericht Kenntnis bekommen und schreibt am 30. September 1936 an Udet aus Südafrika:

Lieber Oberst Udet!

Meine Tochter sandte mir eine Abschrift einer Mitteilung, die vom Tode meines Sohnes Charly handelt. Die freundliche Art, in der Sie von ihm sprechen, hat mich sehr gerührt, daß Sie seinen Mut schätzen, und daß Sie seinen Namen unsterblich machten.

Eines bin ich sicher, nämlich dessen, daß, wenn er Sie überlebt hätte, er von Ihnen und Ihrem Mut in der gleichen Hochschätzung gesprochen hätte. All diese Jahre hindurch haben sein Vater und ich die Erinnerung an ihn bewahrt. Immer in der Sehnsucht, zu wissen, wie ihn der Tod getroffen hat und wo er begraben liegt.

Ich habe Charlys Bild neben das Ihre gehalten. Beide so jung! Und meine Seele bäumt sich auf gegen die Unbarmherzigkeit des Krieges, der soviel Leid in glückliche Familien bringt.

Ich würde es sehr hochschätzen, einige Zeilen von Ihnen zu erhalten.

Aufrichtig Ihre M. Maasdorp.

Es steckt ein herrliches Stück Ritterlichkeit in diesen beiden Berichten. Im Bericht des deutschen Pour-le-Mérite-Fliegers und im Antwortschreiben der tapferen Mutter, die in Südafrika um ihren Einzigen trauert.

*

Die ehemaligen Frontkämpfer aus Elfaß-Lothringen, jene, die treu in der feldgrauen Uniform dienten, haben meistens keine Verbindung mit ihren ehemaligen Waffengefährten. Die Waffenbrüderschaft jedoch ist etwas, das über Grenzen und über Sprachgebiete hinweggeht, das größer und mächtiger ist und unvergänglicher als jede territoriale Trennung. Kein recht denkender Mensch wird es den ehemaligen elsässischen Feldgrauen verargen, wenn sie mit Stolz an ihr Fronterlebnis zurückdenken und gern wieder mit den Kameraden der vier blutigen und heldenhaften Jahre in Verbindung treten möchten.

So schreibt ein Kamerad aus dem Münstertal:

Achtung, Achtung, Vogesenkämpfer, aufgepaßt!

Betrifft das Landwehr-Infanterieregiment 80, besonders die 3. Maschinengewehrkompanie unter dem Kompanieführer Leutnant Kohler.

Das Landwehr-Infanterieregiment 80 mit der 3. Maschinengewehrkompanie lag während der ganzen Kriegsjahre in den Vogesen bei Markkirch im Elfaß.

Liebe Kameraden, Schützen und Vorgesetzte, wo seid ihr? Schreibt mir alle, die ihr diesen Funkappell hört. Es wäre für mich eine große Freude, euch wiederzufinden.

Euren Kameraden den jungen Elfässer, werdet ihr doch nicht vergessen haben, der euch alle herzlichst grüßt.

Ich grüße auch euch ihr alten Kameraden vom Landwehr-Infanterieregiment 80. Wenn ihr auch meinen Namen nicht mehr wißt, so werdet ihr euch alle meiner erinnern können; denn ihr habt mich im Regiment den „Jambo“ getauft.

Also Grüße von „Jambo“, dem jüngsten Soldaten im Regiment.

Es haben sich zahlreiche Kameraden gemeldet, und

der ehemalige Feldgraue aus dem Elsaß hat endlich Gelegenheit bekommen, alte Erinnerungen auszutauschen!

*

Zwei deutsche Soldaten retteten im Herbst 1918 einem englischen Hauptmann das Leben unter Umständen, die er selbst in einem Schreiben an den Reichsfelder Köln erzählt:

Capitain Harold Atherton, 37 Cavendish Road, London N. W. 6, der als Tankoffizier im großen Krieg in Frankreich gedient hat, wünscht folgendes zu wissen:

Am 23. August 1918, nahe bei der Eisenbahn in der Nachbarschaft von Courcelles, südlich von Arras, wurde ich durch eine Granate schwer verwundet. Ich lag hilflos bei dem Tank. Zwei deutsche Soldaten fanden mich und trugen mich in die englischen Linien. Zuerst versuchten sie, mich auf einem Fahrrad zu transportieren, aber weil dieses nicht ging, trugen sie mich. Ich legte meine Arme um ihre Schultern. Da die beiden Soldaten sehr hungrig waren, gab ich ihnen meinen Zwieback und Wasser. Ich konnte ein wenig deutsch sprechen; während wir uns ausruhten, besprachen wir den Krieg.

Einer der Soldaten war Sanitäter und hatte viele Sicherheitsnadeln innen an seinem Rock. Als wir die englische Linie erreichten, war ich so schwach, daß ich nichts mehr verfolgen konnte, und so habe ich diese zwei Soldaten niemals mehr wiedergesehen.

Wo seid ihr? Ich würde mich freuen, von euch zu hören.

Die beiden Lebensretter sind nicht gefunden worden.

Auch sie liegen draußen als Gefallene irgendwo neben der Rückzugsstraße von 1918.

*

Die Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener, Gau Rheinland, schreibt an den Reichsfelder Köln:

Unsere Organisation hat seit zwei Jahren engere Beziehung zur „British Legion“, der Vereinigung der englischen Frontkämpfer, die wir weiter zu pflegen uns zur besonderen Pflicht machen. —

Der Vice-Chairman des Suffolk County-Committee der British-Legion, Lt.-Col. Granville Baker, wendet sich in einem Schreiben vom 20. Januar 1937 an uns mit der Bitte, ihm in der nachstehenden Angelegenheit behilflich zu sein.

Ein Freund des vorgenannten Offiziers, Major Gordon Bill, besitzt das Eiserne Kreuz und eine Fotografie des gefallenen deutschen Soldaten Balthasar Meir oder Meier vom 27. Feldartillerieregiment (Haubizenbatterie). Meir ist nach Angabe des Offiziers im Jahre 1918 bei Maubeuge nahe Mons gefallen. Der Offizier schreibt weiter, daß der Genannte starb, wie alle seine anderen Kameraden, sein Geschütz bedienend bis zum Tode.

Major Bill hat nun den Wunsch, den Hinterbliebenen oder Angehörigen des gefallenen deutschen Soldaten die Erinnerungsgüter auszuhändigen, und bittet uns, ihm bei der Suche nach den Hinterbliebenen behilflich zu sein. Der gefallene Kamerad soll nach den Angaben des Offiziers in der Nähe von Köln beheimatet sein.

Wir bitten hierdurch, die Suchmeldung in der Sendung „Funkappell alter Soldaten“ durchzugeben. Falls dies in der nächsten Zeit möglich wäre, würden wir

besonders dankbar sein, damit wir die British Legion von dem etwaigen Erfolg verständigen können. Die Durchgabe der Meldung dürfte auch im Interesse der Angehörigen liegen, da sie hierdurch die näheren Umstände des Todes des gefallen Kameraden Meier erfahren könnten.

Heil Hitler! R.E.A.-Gauführung. M. Richter.

Die Angehörigen dieses Helden, dessen Name nicht einmal feststeht, sind nicht gefunden worden. Aber welcher Gewinn für die deutsche Sache! Mit welchem Stolz muß es uns erfüllen, daß ein namenloser Feldgrauer solches Lob aus dem Munde eines ehemaligen Gegners erhält. Wir alle sind stolz auf diesen Kanonier, der seine Pflicht tat bis zur letzten Granate, bis zum letzten Atemzug.

*

Wie stark auch in Frankreich die Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ beachtet wird, beweist folgendes Schreiben eines französischen Landarztes:

Beim Abhören Ihrer gestrigen Sendung dachte ich, daß Ihnen vielleicht auch ein bescheidener Arzt einmal einige Auskünfte geben könnte. Hier sind sie:

Am Montag, dem 8. Mai 1916, habe ich auf Schloß d'Esnes gegen 5.30 Uhr auf meiner Bataillonshilfsstelle folgende Soldaten betreut: Timm, Winterer, Buhl, Bruno, Steinkraus und den Leutnant Reuter. Sie wurden durch mich nach Julécourt (bei Verdun) geschickt, wo sich die Divisionsambulanz befand. Leutnant Reuter mußte einen komplizierten Bruch des rechten Armes davongetragen haben. Er verließ die Ambulanz, neben dem Chauffeur des Autowagens sitzend.

Am 20. Mai 1916 bei Monzéville (bei Verdun) habe ich ebenfalls zwei Verwundete des 90. Infanterieregiments aus Mecklenburg abgeschoben.

Ob diese geringen Auskünfte Ihnen nun nach zwanzig Jahren noch von Nutzen sein können?

Genehmigen Sie, Herr Direktor, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung.

Dr. Jean Porcheron.

Der Einsender rechnet nicht mit Dank oder Anerkennung, nein, er will nur eine selbstverständliche Kameradschaftspflicht erfüllen und etwas über den Verbleib seiner deutschen Verwundeten mitteilen; eine schöne Geste über die Grenzpfähle hinweg.

*

Ein Deutscher fand auf der Brust eines toten Engländer einen Orden, den er an sich nahm, und den er nun durch Vermittlung des Reichsfeldmarschalls Köln zurückgeben möchte als wertvolles Andenken für die Hinterbliebenen:

Die Kameraden des englischen Regiments, die im Jahre 1918 im Kampfabschnitt bei Pont à Mousson — Nancy lagen, herhören!

Wer kennt den Kameraden Louis F. Hart, Comp. 1915? So steht sein Name in dem Orden eingraviert, der in meinem Besitz ist. Die Rückseite des Ordens weist folgende Namen auf: Goldfront Hanking Seattle. Sonstige Kennzeichen waren an dem toten Kameraden nicht mehr vorhanden.

Die Angehörigen werden gebeten, ein Lebenszeichen zu geben.

August Stenzel, Rüdighausen-Annen (Westfalen),
Erbstollenstraße 7.

Hierauf haben sich verschiedene Hörer aus England gemeldet, aber die Familie des gefallenen Soldaten konnte nicht aufgefunden werden.

*

Ein Flame, der während des Krieges viel Einquartierung hatte, wollte noch einmal mit seinen feldgrauen Freunden in Berührung treten.

Er wandte sich an den Reichsfender Köln mit folgendem rührenden, anhänglichen Schreiben, das unverändert wiedergegeben werden soll:

Herrn Direktor vom Rundfunk-Sender
Langenberg, in Deutschland.

Herr Direktor!

In ersten Platz muß ich Ihnen gratulieren mit Ihrem Rundfunksender. Er ist für uns der beste Sender und diese wie immer das schönste Programm gibt. Müßte man für jeder Sender ein andere Röhre haben, dann wäre diese von Sender Langenbergs bei uns bis jetzt lange verschliffen.

Ich habe jetzt verschiedene Malen die Sendung „Alte Kameraden wo bist Du“ zugehört und dieses habe ich sehr interessant gefunden. Bitte, Herr Direktor können Sie auch nicht etwas für mich ausfenden wie dieses hier:

Hier Ingelmunster in West-Flandern, diese Gemeinde zwischen Courtrai (Kortrijk) und Roulers (Rooselare). Hier diese Gärtnerei mit rote Villa in Mitten, neben die Flugzeugplatz bei Bahnhof. Wo seid ihr?:

1. Werkmeister Fichter von Abteilung 7; er wohnte irgendwo in Wurttemberg und seinen Ordonnanz Josef, haben Sie noch Ihren Fahrt? Wenn Sie noch leben, schreiben Sie uns einmal, was von die Abteilung 7

geworden ist. Haben Sie noch von die Familie Herbert Werner gehört (der Flieger wo abgeschossen wurde).

2. Fliegerleutnant Niesen aus Posen, wie erstens in ein Infanterie-Regiment war, verletzt wurde an der Fuß und dann Flieger geworden sind, mit Ihrem Freund Leutnant Schmidt, leben Sie noch und warum schreiben Sie nicht?

3. Und Sie Leutnant Schumann von Charlottenburg, die Abteilung habe ich vergessen. Wissen Sie es noch Leutnant Schumann, ich schlafte denn ich die Küche, ich war mein Bein kaput von ein Auto Überfahrt. Wenn Sie bei uns abgereist sind, dann sagte Ihr „Schumann von Charlottenburg ist überall bekannt!“ Warum schreiben Sie nicht einmal Leutnant Schumann?

4. Und Sie Gerdes von Hannover mit Ihrem Kamerad Hellinger wo beide im Funkdienst war. Gerdes wir haben noch immer diese Lehnstuhl, das Sie uns gegeben haben.

5. Und Sie Fritz Pfennig von ein Artillerie-Regiment. Sie waren ein Landwirtschaftler, aber ich habe vergessen von wo. Leben Sie noch Fritz? Wir haben noch das Bild von Du, mit Ihre Kameraden bei ein Feldgeschütz fotografiert.

Ja da sind noch so viele andere wo bei uns inkwartiert wurden und daß wir nun die Namen vergessen sind, schrieben Sie uns bitte und wir sollen für jeder ein Antwort zurück schicken. Mit neues aus Ingelmunster und Umgebung.

Herr Direktor, Ich danke Ihnen im voraus und Ich grüße Ihr sehr herzlich. Ich wills hoffen, daß dieses soll beitragen für mehr Zusammenbringen zwischen Deutschen und Flamen.

*

Und wieder einmal kam ein Schreiben von jenseits der Grenze. Ein holländischer Major suchte zwei deutsche Soldaten. Er suchte sie und fand sie auch.

Wehrmänner Karl Backhaus und Oskar Thun gesucht!

Der holländische Major Dr. Imhof in Utrecht sucht die beiden Kameraden Karl Backhaus und Oskar Thun, beide aus Westfalen, die in der Nacht des 9. November 1914 auf Wachtposten in Flandern an der holländischen Grenze standen. Ihre Truppe lag damals vielleicht in Honderhout oder Meerle. Ihr habt damals beim Wachtfeuer in der Nacht mit einem holländischen Leutnant gesprochen, ihm unter anderem die Bilder von Frau und Kindern gezeigt. Dieser holländische Leutnant sucht euch jetzt, und ihr würdet ihm eine große Freude machen, wenn ihr ihm ein Lebenszeichen übermitteln würdet. Also Karl Backhaus und Oskar Thun, meldet euch und schreibt an Major d. R. Dr. Imhof, Utrecht in Holland, Dode Gracht 407.

Und dann ein Dankschreiben:

Zu meiner großen Freude kann ich Ihnen mitteilen, daß die beiden von mir gewünschten Kameraden Backhaus und Thun sich schon am 19. und 15. Februar bei mir gemeldet haben.

Für Ihre freundliche Hilfe danke ich Ihnen recht herzlich.
Dr. J. G. Imhof.

Die englische Unterhaltung im Reichsfender Köln wurde im Ausland, besonders natürlich in England

immer schon stark beachtet. Seitdem aber im Rahmen dieser Unterhaltung auch Suchmeldungen durchgegeben werden, ist die englische Stunde aus Köln im britischen Hörerkreis geradezu volkstümlich. Ehemalige britische Frontsoldaten und Angehörige Gefallener oder Vermisster wenden sich immer wieder an den Reichsfender, und die Zeitungen drüben beschäftigen sich gern und ausführlich mit den einzelnen Suchmeldungen. So berichtet die Zeitung „The People“:

Der Rundfunk verbindet eine Mutter mit dem Geschick ihres Soldatensohnes vor zwanzig Jahren.

Zwanzig Jahre nachdem ihr Sohn, Privatrechtsanwalt Dr. Fox, in Frankreich getötet wurde, hat eine zufällige Rundfunkbotschaft seine verwitwete Mutter, Frau J. Fox von Compton Abbas bei Shaftesbury, mit der einzigen Person in Verbindung gebracht, die in den letzten Momenten bei ihrem Sohn war, und der er seine Brieftasche und sein weniges Eigentum und seinen Schmuck aushändigte.

Bis dahin war die dürftige amtliche Feststellung, daß ihr Sohn im Kampf im April 1917 getötet worden sei, die einzige Nachricht, die Frau Fox von ihres Sohnes Tod hatte.

In dieser Woche erzählten Freunde ihr und ihrer Tochter von einer Rundfunkbotschaft in Englisch, die von Köln gesendet worden war, und die Hörer ihres Landes aufgenommen hatten.

Die Botschaft gab kund, daß ein Deutscher, der in Köln lebt, die Verwandten eines englischen Soldaten auffinden möchte, der ihm sterbend auf dem Schlachtfeld seine Brieftasche übergab.

Die Botschaft beschrieb den Inhalt der Tasche: einen Brief eines Freundes F. A. Loogood vom East York Regiment; eine Postkarte von der Mutter des Soldaten, die von Compton Abbas abgesandt war, und drei Fotografien, eine von einem Mädchen und einem Hund mit der Unterschrift: „Schwester Bessie und Bob“.

Der Deutsche wollte diese Dinge gerne den Anverwandten zurückgeben, wenn sie sich auffinden ließen.

Frau Fox und ihre Tochter, „Schwester Bessie“, jetzt Frau Berram, erkannten die Briefftasche als die von „Charlie“ Fox und schrieben nach Köln, um mit dem Deutschen in Verbindung gebracht zu werden. Nun warten sie auf Antwort.

Charlie Fox war ein glücklicher junger Wildhüter, als er dem Heer beitrug, kurz nachdem der Krieg ausgebrochen war.

*

Die Kölner Rundfunksprecherin Ingeborg Hesse gab im Reichsfender die erste Suchmeldung in englischer Sprache durch. Aus nachfolgenden Berichten ist Werdegang und Erfolg dieser Sendung zu lesen:

Achtung für den neunzehnjährigen, vermißten Korporal Dowie!

Im Jahre 1915 brach irgendwo an der Front im Artois ein britischer Vorstoß gegen deutsche Linien im Maschinengewehrfeuer zusammen. Beim Gegenstoß, der bald darauf unternommen wurde, fand der deutsche Maschinengewehrschütze Peter Bewelinghofen einen jungen schottischen Soldaten, der schwer verletzt im Trichterfeld lag. Als sich der Deutsche um den Ster-

benden bemühte, reichte ihm dieser einen Zeitungsausschnitt und eine Postkarte mit der Bitte, beides seiner Mutter zu schicken und sie von ihrem sterbenden Jungen zu grüßen. Der deutsche Maschinengewehrschütze versprach es, und der junge Schotte starb im festen Bewußtsein, daß sein letzter Gruß die geliebte Mutter erreichen würde. Es dauerte aber einundzwanzig Jahre, bis dies möglich war. Und nur durch den Reichsfender konnte der letzte Wunsch eines sterbenden Soldaten seine Erfüllung erlangen. Die vom Reichsfender Köln regelmäßig veranstaltete Sendefolge der englischen Unterhaltungsstunden übernahm die Angaben des ehemaligen Feldgrauen Bewelinghofen und forschte nach. Es entwickelte sich bald ein erfreulicher Briefwechsel zwischen hien und drüben, und eine alte Mutter bekam nach einundzwanzig Jahren endlich die letzten Grüße ihres sterbenden Sohnes. Der „Daily Telegraph“ schrieb darüber am 3. April 1936.

Nach neunzehn Jahren.

Deutsche Rundfunkmeldung über den Tod
eines Schotten.

Eine betagte Schottin empfing heute die ersten Nachrichten vom Tode ihres Sohnes im Krieg. Es ist Mrs. Dowie aus Methilhill, einem Minendorf in Fife.

Ihr Sohn William, der als Lance-Corporal im 4/5 Black Watch Regiment stand, wurde 1917 als vermißt gemeldet, und das War Office blieb erfolglos in seinen Nachforschungen über den Verbleib des Vermißten.

Am Dienstagabend wurde eines deutschen Soldaten

Geschichte aus Köln übertragen, die beschrieb, wie jener versucht hatte, einen Soldaten der Black Watch nach einem der deutschen Überfälle in Flandern zu retten.

Der Schotte versuchte eine Botschaft zu schicken, die aber der Deutsche nicht übersehen konnte, doch er bewahrte eine Postkarte, auf welcher die Adresse des Lance-Corporal Dowie von Cupar, Fife, geschrieben war. Der Deutsche bat den Rundfunk um Vermittlung, die Verwandten des Toten aufzuspüren. Und das geschah heute.

Frau Dowie erzählt, daß sie nie erfahren hatte, was ihrem Sohn geschehen war, aber daß sie oft gedacht hatte, ob sie wohl eines Tages erfahren würde, wie ihr Sohn gestorben war.

Brief der Mutter an den Reichsfender Köln.

5, Brick Row, Methilhill,
Leven, Fife, Schottland.

6. April 1936.

Ich schreibe in Beantwortung Ihrer Nachforschung aus Deutschland nach den Verwandten des Lance-Corporal William Dowie Nr. 201 251, B. Coy. 8th Platoon, 4/5 Royal Highlanders. Ich bin seine Mutter und würde sehr dankbar sein, jeglichen Gegenstand, der ihm gehörte, zu bekommen und zu hören, wie er starb. Er wurde am 27. September 1917 als vermißt gemeldet. Meine Adresse, als mein Sohn im Krieg war, hieß 4. Castle Street Cupar, Fife. But ich wohne jetzt anderswo. Die Postkarte, von der ich hörte, daß sie der deutsche Soldat besitzt, stammte von der Schwester meines Sohnes, Tomasine, die mit „Lommie“ unterschreibt. Ich will Ihnen jede Auskunft geben, die Sie

zu haben wünschen, wenn Sie mir an meine jetzige Adresse schreiben wollen.

Mrs. A. Dowie.

Briefe aus dem britischen Hörerkreis.

Zufällig hörte ich heute die ausgezeichnete und erschütternde Sendung „Wo bist du — Kamerad?“

Würde ich Ihnen zuviel zumuten, wenn ich Sie bitte, mich wissen zu lassen, ob Sie die Verwandten des Lance-Corporal Dowie finden. Ich bin daran besonders interessiert, weil ich in Cupar, Fife, Schottland, stationiert war um ungefähr jene Zeit, im August 1917. Ich habe Ursache zu glauben, daß Corporal Dowie zu meinem Bataillon gehört hat. Falls Ihre Sendung nicht an der richtigen Stelle gehört worden ist, schreibe ich auf jeden Fall an die lokale Zeitung, um zu sehen, ob man dort helfen kann, die Verwandten aufzuspüren. Darf ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen zu dem ausgezeichneten Gedanken dieser Sendung und zu der Klarheit der Stimmen und der Übersetzung.

Dies ist sicherlich eine wirklich praktische Methode, die guten Beziehungen zwischen den Völkern zu fördern.

Ihr ergebener

A. Landvale Clark.

2. April 1936.

Bow-of-Fife, Cupar, Fife,
Schottland.

Liebe Freunde,

ich schreibe, um Ihnen zu sagen, daß Ihr Aufruf an die Verwandten des Lance-Corporal Dowie erfolgreich gewesen ist. Ich schreibe im Namen von dessen Schwester,

die meine Frau ist. Dies ist die erste zuverlässige Benachrichtigung, die wir jemals erhalten haben, daß er wirklich im Felde gefallen ist. Seine Schwester und seine alte Mutter werden sehr dankbar sein für jegliches Erinnerungstück, das ihm gehört hat.

Wollen Sie so freundlich sein und unsere Adresse dem deutschen Soldaten geben. Auch wir möchten ihm gerne schreiben. Inzwischen danke ich Ihnen vielmals und bin ergebenst
W. G. Kimmersley.

Hier ein Dankschreiben der Mutter, das hierauf Köln erreichte:

5. Brick Row, Methilhill,
Leven/Tife, Schottland

Ich schreibe Ihnen, um Ihnen für den sehr freundlichen Brief zu danken, den Sie mir schickten. Es ist mir großer Trost, zu wissen, daß es in der Welt noch so gütige Menschen gibt.

Ja, ich habe die Reliquien meines Sohnes erhalten, die Sie mir schickten durch meine Enkelin, die Ihnen auch ihren Dank ausdrückt. Ich war sehr glücklich, sie zu bekommen.

Niemand kann jemals begreifen, was es für mich bedeutet hat, sie zu bekommen, und ich kann keine Worte finden, das auszudrücken. Wir haben auch einen sehr freundlichen Brief von dem deutschen Frontsoldaten bekommen, der versucht hatte, das Leben meines Sohnes zu retten.

Es war so freundlich von Ihnen, sich zu erbieten, den Brief zu übersetzen, aber unser Pfarrer schrieb für mich auf Deutsch an den deutschen Soldaten, und darum übersetzte er auch den Brief, den wir bekamen. Er war

die Freundlichkeit selbst und so bereit, mir zu helfen. In seinem Brief sagt der deutsche Soldat, daß es ihm eine große Freude war, durch den Kölner Sender solch schnellen Erfolg zu haben. Und auch ich denke, es war zu herrlich.

Es war mir ein solcher Trost, daß meines Sohnes letzte Gedanken zu mir gingen. Und ich war so dankbar über die Art und Weise, diese Reliquien all diese Jahre hindurch ohne die geringsten Spuren von Zerstörung aufzubewahren.

Nehmen Sie für alles meinen aufrichtigsten Dank.
Mrs. Agnes Dowie.

Ein Stück menschlicher Tragödie fand hier einen würdigen Abschluß.

*

Als letztes Thema dieses Kapitels von der Hand, die über die Grenzpfähle reicht durch Vermittlung des Rundfunks, sei hier eine erschütternde Darstellung gebracht. Ihr noch ein Wort hinzuzufügen, wäre unmöglich. Ein französischer Frontsoldat suchte seinen Lebensretter. Aber er fand ihn nicht. Über das Grab des Feldgrauen führt vielleicht ein französischer Bauer seinen Pflug, so wie es in diesem packenden Bericht angedeutet ist:

An die französischen und deutschen Frauen, deren Männer und Söhne im Kampf um die Höhe 304 gefallen sind.

Höhe 304 (im Mai 1916).

Seit zwei Tagen liegt unser französisches Bataillon in der vordersten Front. Die Schützengräben sind zum größten Teil dem Boden gleichgemacht. Keine oder nur

noch wenig Unterstände. Das ganze Gebiet stellt ein ungeheures Trichterfeld dar. Überall Löcher. Kein Fußbreit Erde, der nicht durchwühlt ist. Der Boden ist mit Toten besät.

Rechts von uns, gegen den „Toten Mann“ wüten die Handgranatenkämpfe. Links am Saume des Avocourt-Waldes knattert das Gewehrfeuer. Auf unsere Linien prasselt ein unaufhörlicher Regen von Eisen und Feuer. Hinter uns liegt das Dorf Esnes unter schwerem Feuer.

Der Verbindungsposten unseres Bataillons ist in einem Unterstand am Nordabhang eingerichtet.

Seit unserer Ankunft in diesem Abschnitt hatten wir kaum Ruhe. Das unaufhörliche Trommelfeuer, welches die Leitungen zerstört, macht jede Verbindung auf telephonischem Wege unmöglich. Wir sind daher fortwährend unterwegs, um bei den Kompanien Auskünfte zu holen oder ihnen Befehle zu bringen.

Nun bin ich an der Reihe und muß zum Gefechtsstand von Esnes. Neben dem Kirchhof des Dorfes, links von der Straße nach Avocourt, empfängt mich ein Hagel von Granaten.

Das Artilleriefeuer erstreckt sich jetzt mit zunehmender Stärke auf den ganzen Abschnitt. Die Zugangsgräben zum Dorf liegen unter Beschuß.

Da der Gipfel der Höhe unablässig mit Granaten bepflanzt wird, vermeide ich ihn auf dem Rückweg durch Umgehung nach Osten. In einem ganz engen Laufgraben begegne ich zwei Telefonisten, die damit beschäftigt sind, Leitungen auszubessern.

„Paß auf“, sagt der eine, „am Ende dieses Grabens, fünfzig Meter von hier, ist der Weg, der zu deiner Stellung führt, durch Erdsturz abgeschnitten. Rechts führt

der Weg zum ‚Toten Mann‘, und der geradeaus nach . . . Berlin.“

Da es noch zu hell ist, um ohne Deckung weiterzugehen, warte ich bei ihnen, bis es dunkel wird.

Als die Zeit endlich gekommen ist, verlasse ich die beiden Kameraden. Beim Abschied sagt der eine, der ein Schelm zu sein scheint:

„Du, Alter, falls du es noch nicht wissen solltest, wir haben jetzt Krieg.“

Ich bin wieder in Stellung, dort herrscht starker Betrieb. Befehl auf Befehl. Wir müssen uns auf alles gefaßt machen. Die Nacht vom 2. zum 3. vergeht mit Hinundherlaufen zwischen Gefechtsstand und Kompanien. Wir sind auf einen Vorstoß gefaßt. Die Luft hängt voll schwarzer und grünschillernder Wolken und ist stickig.

Am Nachmittag des 3. Mai erfolgt nach starkem Sperrfeuer ein deutscher Angriff. Er kommt auf unserer Grabenbrüstung zum Stehen. Einige Gefangene bleiben in unseren Händen. Sie werden in unseren Gräben geführt. Wir geben ihnen Brot und etwas Fleisch zu essen, das sie gierig verzehren. Für sie ist jetzt der Schrecken vorüber. Nach kurzem Verhör werden sie von unseren Leuten abtransportiert.

Am Abend melden die Kompanien ihre Verluste. Der Bestand nimmt merklich ab, das Material ist zum größten Teil zerstört.

Nach diesem Vorstoß lebt das Artilleriefeuer wieder auf. Unsere Gräben werden regelrecht eingetrommelt. Den Lärm des Gewehrfeuers übertönt das Krachen der Granaten, die überall den Tod säen. Das Feuer rast . . . Die Erde zittert wie Espenlaub.

11 Uhr abends. Der Melder der 4. Kompanie kommt ganz erschöpft zurück, der der 3. eilt nach Esnes. Der Eingang unseres Grabens wird fortwährend von Granatfeuer bestrichen. Eine kurze Atempause in der Beschießung benutzt der Melder der 1. Kompanie, um aus dem Graben zu kommen.

In unserem Unterstand erwarten wir jeden Augenblick den sicheren Tod. Stürzender Dreck, Trümmer aller Art, Äste, Balken, Steine versperrten nach und nach den Eingang zu unseren Stollen.

Die Granaten fegen unaufhörlich über den Abhang hinweg. Hilft nichts, ich muß die roten Raketen zu meiner Kompanie hinbringen. Ein Satz, und ich bin wieder im höllischen Wirbelsturm, unterm Arm meinen Sack voll Raketen.

Ich gleite in ein ungeheures Granatloch. Das Geschützfeuer ist wahnsinnig. Lebhaftes Gewehrfeuer geht links von uns los und erstreckt sich bald auf die ganze Breite des Bataillons.

Die deutschen Stellungen sind auch zermürbt. Von allen Seiten steigen weiße Raketen zum Himmel. Bei jedem Aussetzen des Trommelfeuers höre ich die herzzerreißenden Rufe der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden.

Hölle auf Erden! Großer Gott, was haben wir getan, um solche Strafe zu verdienen . . .

In dieser schrecklichen schwarzen Nacht kann ich mich nur durch das Licht der weißen Raketen zurechtfinden. Granatsplitter prasseln um mich her. Sobald eine Leuchtkugel erlischt, mache ich einige Sprünge vorwärts; dann drücke ich mich gegen den Boden, wenn eine neue in der Luft schwebt.

Nachdem ich ein Stück gekrochen bin, befinde ich mich vor einem Drahtverhau. Wo bin ich? Dieser Stacheldraht war gestern abend nicht da . . . Habe ich mich vielleicht verirrt? Kam ich zu weit nach rechts? . . . Dann muß dies ja die deutsche Stellung sein. Ich kriechte auf gut Glück nach links . . .

Plötzlich beginnt mitten in dem ohrenbetäubenden Lärm das unheimliche Tack-Tack der Maschinengewehre. Rote und grüne Raketen steigen neben den weißen auf . . . Sicher kein gutes Zeichen . . .

Die Vernichtung der Gräben geht systematisch weiter. Zwischen den beiden feindlichen Artillerien tobt ein Vernichtungskampf.

Leichen liegen reihenweise vor mir. Franzosen oder Deutsche? Gewiß beides.

Warum müssen wir, Deutsche und Franzosen, uns immer wieder von Zeit zu Zeit nur im Tode vereinen? Welche verborgenen bösen Mächte hindern die beiden großen Völker daran, sich zu verständigen, wo doch so viele Werte auf beiden Seiten sie einander näherbringen könnten?

Plötzlich höre ich Stimmen. Ist's ein Traum? Nein, es sind wirklich Stimmen. Gestalten scheinen sich mir zu nähern . . . Dann ducken sie sich schnell zur Erde . . . Wer ist es? Wer sind diese Gespenster?

In dieser Nacht, da alles täuscht, ist der Zerstörungsggeist Herr und Meister . . . Mein Leib ist eins mit der Erde, hoffnungslos klammere ich mich an die Schollen.

Obgleich ich sie nicht sehen kann, fühle ich, daß die Gestalten, die ich soeben erblickte, nicht weit von mir sein müssen . . . Jetzt sehe ich, wie sie sich bewegen . . . Eine Granate krepitiert im Drahtverhau, und gleich-

zeitig fallen zwei Körper gegen mich . . . Ich wage keine Bewegung zu machen . . . ein Mann stöhnt.

Ein paar weiße Raketen beleuchten wieder das Feld des Grauens . . . Dann wird alles wieder dunkel . . . Ich höre eine Stimme auf französisch die Worte sprechen: „Nun schnell auf und davon . . .“

Nach dieser aufregenden Minute wechsle ich schnell einige Worte mit den Kameraden; es waren Sanitäter, die einen Schwerverwundeten auf einer Bahre wegtrugen.

Wie hat man sie verspottet hinter der Front, die Männer vom Roten Kreuz, die „Pflasterkästen“, wie man sie nannte. Besteht es nur, ihr Leute von der Front! In jener Nacht habe ich sie, glaubt es mir, kennen und schätzen gelernt.

Endlich erreiche ich die Stellung der 2. Kompanie. Die Grabenbrüstung ist vollständig zusammengestürzt. In einer Ecke liegen die toten Körper meiner beiden getreuen Kameraden mit einer Zeltbahn bedeckt. Wir hatten nebeneinander gekämpft in Neuville, St. Vaast, Lihons, Wailly, Voos, auf Höhe 140 bei Givenchy, bei Souchez . . . Die Höhe 304 sollte die letzte Station ihres Kalvarienberges werden.

Der wenige Minuten vor meiner Ankunft gefallene Meldegänger liegt vor dem Grabenrand . . . Ein Kamerad zeigt mir einen Unterstand mit einigen Gefallenen.

Ich grüße mit Ehrfurcht euer Andenken, Kameraden der 2. Kompanie des 68. französischen Infanterieregiments und auch euch Unbekannte, die ihr auf Höhe 304 gefallen seid. Möge euer Opfer nicht vergeblich gewesen sein . . . Möge die Jugend aller Länder eueren Märtyrertod

verstehen, um die Wiederkehr solcher Schrecken des Krieges auf immer zu vermeiden.

Es ist 1 Uhr morgens, als ich mich wieder auf den Weg begeben. Für die kurze Strecke brauche ich nicht weniger als zwei Stunden Zeit.

In diesem wütenden Vulkan sind wir alle machtlos . . . Wir müssen uns auf der Stelle zerstückeln lassen . . .

Seit drei Tagen haben wir weder gegessen noch getrunken. Wir fiebern und haben keinen Tropfen Wasser, um die Zunge anzufeuchten . . .

Am 4. Mai, nachmittags, setzt ein kurzes heftiges Gewehrfeuer in der Richtung „Toter Mann“ ein. Die Artillerietätigkeit wird lebhafter. Einige Gewehrschüsse knallen dicht neben uns. Dann hört man nichts mehr. Plötzlich vernehmen wir über uns schrille Pfeifensignale. Am Eingang unseres versperrten Grabens ertönt ein deutsches Kommando. Ein deutscher Verwundeter stöhnt: „Mein Gott, mein Gott, mein Gott!“ Kein Zweifel, die Sturmwellen haben die wenigen Überlebenden unserer ersten Linie überrannt und sind ohne Schwertschlag über die Reservestellung hinausgekommen.

Die deutsche Infanterie hält jetzt die Spitze der Anhöhe besetzt; wir merken, in welcher gefährlicher Lage wir sind.

Fliehen? Es ist nicht daran zu denken . . .

Uns wehren? Aber wie?

Wir sind unter der Erde begraben, mitten unter Gegnern, die über uns hinwegschreiten und von nichts ahnen.

Nur ein Gegenstoß könnte uns befreien . . .

Das Granatfeuer verlangsamt sich, und eine gewisse Ruhe tritt ein . . . Über uns wird die neu eroberte

Stellung befestigt ... Der Tag senkt sich, und allmählich umhüllt die Nacht das Feld der Zerstörung.

Das Licht einer Taschenlampe dringt durch die Spalten unseres Grabens. Jemand untersucht die Stellung. Das Licht kommt näher, und plötzlich fällt ein voller Schein in unseren Unterstand ... Wir drücken uns gegen die Wand und halten den Atem an.

Das Licht entfernt sich langsam wieder. Trotzdem sind wir nicht beruhigt ... Die ganze Nacht soll in dieser bedrückenden Stille vergehen.

Wir flüstern unsere Eindrücke einander ins Ohr.

Wie lange noch werden wir begraben bleiben?

Seit zwölf Stunden sind wir hier gefangen ...

Bei Tagesanbruch wächst unsere Angst ... Plötzlich erscheinen in der Lücke, durch welche in der Nacht der neugierige Feldgraue hereinleuchtete, zwei Stiefel. Ein kurzes Kommando; Spaten und Hacken durchwühlen den Graben ... Bald gestattete die Öffnung einem Manne, durchzukriechen.

Über unser Schicksal, das uns jetzt erwartet, machen wir uns keine Hoffnungen: Gefangenschaft!

Zwei Beine tauchen in das Innere des Unterstandes und plumps, ein langer Kerl von einem Sergeanten fällt mitten unter uns. Ich finde kein Wort, um sein Erstaunen auszudrücken. Ist es möglich, daß sich noch lebende Wesen in diesem Unterschlupf befinden ... Das war, vermute ich, sein erster Gedanke ... Waren wir seine Gefangenen? Oder war er der unrige? Sein Zögern war von kurzer Dauer. Er meldete seine Entdeckung nach draußen, und einer nach dem anderen stiegen wir aus unserem Grab ...

Einige Feldgraue gaben uns aus ihren Feldflaschen

zu trinken, dann führte man uns zurück in eine Stellung, welche die deutsche Infanterie vor dem Angriff besetzt hielt.

Ein junger Offizier kündigte uns an, unser Abtransport könne nicht durch die Gräben erfolgen, wegen der starken Belegung durch Truppen. Wir mußten also die Brustwehr ersteigen und schnell einen fünfzig bis sechzig Meter entfernten freien Parallelgraben erreichen. Unsere Dual war also noch nicht zu Ende.

Es ist 7 bis 8 Uhr morgens. Die französische Artillerie beschießt die deutschen Linien ... Einschlag folgt auf Einschlag und durchwühlt den Boden ...

Und nun, deutscher Kamerad von Höhe 304, wo bist du? Ja, wo bist du? Entsinntst du dich noch des französischen Gefangenen, den du von fast sicherem Tode gerettet hast?

Meine Kameraden waren rechts von mir zerstreut, jeder von ihnen schückte sich, so gut er konnte, vor Splintern und Kugeln. Du standest links von mir ... Wir versuchten, so gut es ging, einige Worte miteinander zu wechseln.

Im Graben hält man es nicht aus ... Das Plagen der Granaten um uns wird immer heftiger ... Ich verkriech mich in ein Erdloch, tief unten in der Gasse. Eine dumpfe Detonation, und die ganze Böschung bricht über mir zusammen. Unmöglich, eine Bewegung zu machen. Das Atmen wird mir immer schwieriger ... meine Ohren sausen ... Ich höre nichts mehr und kann nicht zu Hilfe rufen. Meine Kehle zieht sich krampfhaft zusammen. Ich ersticke ...

Plötzlich fühle ich, wie ich ans Tageslicht gezogen werde ... Wer war mein Retter? Du warst es, deutscher Soldat.

Raum habe ich mich von dem Schrecken erholt, müssen wir unseren Graben verlassen, um in den Gegengraben zu flüchten, der uns bei unserer Gefangennahme bezeichnet wurde.

Gefangene und Feldgraue steigen auf die Brustwehr. Entsinnt du dich, Kamerad, jenes tollen Rennens durch Granatregen, wobei wie durch ein Wunder kein einziger getroffen wurde?

Du verschwandest nachher unter deinen Kameraden, während meine tapferen Mitkämpfer und ich den Weg in die Gefangenschaft gingen . . .

*

Wenn mir die Erinnerung an jene schrecklichen Tage in den Sinn kommt, sehe ich noch die Stelle — jene für mich unvergessliche Stelle des Schützengrabens — die mir, ohne dich, zum Grab geworden wäre.

*

Wo bist du, deutscher Kamerad, dem ich auf Höhe 304 begegnete? Möge dir die Vorsehung die Freude geschenkt haben, dein Vaterland wiederzusehen, wie ich das meinige wieder sah . . .

Solltest du aber auf Frankreichs Boden gefallen sein, mein Kamerad, so sei gesegnet der Pflug des Bauern, der die Erde durchfurcht, unter welcher du ruhst! Gesegnet sei die Ernte, die die Sonne an diesem heiligen Orte zur Reife bringt.

Und während die vom Winde leicht bewegten goldgelben Ähren sich zu dir neigen, eilen meine Gedanken zu jenen, die dich liebten — — — !

Achtes Kapitel

Männer auf dem Weltmeer

Die Heldentaten unserer Kriegsmarine von 1914 bis 1918 sind noch viel zu wenig bekannt. Zahlreiche Anfragen des Reichsenders Köln im Rahmen der Stunde „Wo bist du — Kamerad?“ an Millionen Zuhörer haben manchem Volksgenossen die Augen geöffnet und ihm gezeigt, daß auch die Männer zur See ihre erbitterte Front hatten. Welch eine Freude und Genugtuung, daß fast alle diese Anfragen und Suchmeldungen, oft schwierigster Art, durch den Rundfunk mit Erfolg gekrönt werden konnten.

Zuerst eine Heldentat, von der bisher viele Rundfunkhörer nichts wußten:

Angehörige des Panzerkreuzers Sendlitz aufgepaßt!

Vor zweiundzwanzig Jahren rettete in der Kreuzerschlacht an der Doggerbank, am 24. Januar 1915, der Obermaschinist Heidkamp das Schiff und die Besatzung vor dem Untergang. Durch den Einschlag einer Vierunddreißig-Zentimeter-Granate wurden die Kartuschen in den Türmen Cäsar und Dora zur Entzündung gebracht, hundertfünfundsiebzig Kameraden fielen hierbei. Sechstausend Kilogramm Pulver verbrannten und erzeugten eine starke Stichflamme. Das Achterschiff war in ein vierzig bis fünfzig Meter hohes Flammenmeer gehüllt. Die Eisenteile im Schiff fingen an zu glühen, so daß eine Explosion der Granatkammern unvermeidlich

schien, wenn nicht rechtzeitig gestlutet wurde. Maat Heidkamp drang als erster in die mit Gas und Rauch gefüllte Abteilung zu den Stützeventilen vor, die schon glühendrot waren. Todesmutig griff er in die Räder. Das Wasser drang in das Achterschiff, und die „Seydlitz“ und elfhundert Kameraden waren gerettet. Den mutigen Retter brachten die nachfolgenden Kameraden bewusstlos und schwer verbrannt zum Verbandplatz. Mehrere Jahre nach dem Krieg verstarb in Untereschbach an den Folgen der Gasvergiftung der Retter der „Seydlitz“. Eine Abordnung der Kameradschaft legt am 24. Januar einen Kranz am Grabe dieses Kameraden nieder. Am 23. Januar abends treffen sich die Seydlitzer aus dem Saargebiet in Saarbrücken auf dem Wohnschiff der dortigen Marinekameradschaft. Am 30. Januar, 8 Uhr abends, kommen die Seydlitzer von Rheinland und Westfalen zu einer Doggerbank-Gedenkfeier in Wuppertal-Barmen, Fischertal 27 (am Hauptbahnhof) zusammen. Alle Seydlitzer, die diesen Aufruf hören, bitten wir, zu dieser denkwürdigen Veranstaltung zu kommen und ihre Anschrift mitzuteilen an den Kameradschaftsführer Fritz Muth, Wuppertal-Barmen, Rudolfstraße 164.

Einen geradezu glänzenden Erfolg brachte diese Durchgabe: Aus Polen, Ostpreußen und Mitteldeutschland schrieben lang gesuchte Kameraden. — Auch aus dem Kölner Sendebereich meldeten sich vier alte Bordkameraden.

Weiterhin schrieb Muth an den Sender: Über die in der Suchmeldung bekanntgemachte Kranzniederlegung für den Retter der „Seydlitz“ in Untereschbach-Zimmekeppel möchte ich noch kurz berichten. Etwas Offizielles

war nicht vorgesehen. Von uns eine kleine Abordnung, ebenfalls von der SA. und vom Kyffhäuserbund. Man hatte es sich jedoch nicht nehmen lassen, dabeizusein, und die Abordnungen von Eschbach-Zimmekeppel allein schon waren bei unserem Eintreffen auf dem Bahnhof hundert Mann stark. Dazu kamen noch dreißig Mann von der Marinekameradschaft Bergisch-Gladbach; alle ohne Einladung, nur durch Ihre Suchmeldung. Als wir kurz vor dem Friedhof ankamen, läuteten die Kirchenglocken, und der Friedhof war schwarz von teilnehmenden Volksgenossen. Sogar der Pfarrer im Zylinder war da. Bemerken möchte ich nochmals: Offizielles war nicht vorgesehen, und nur durch Ihren Durchspruch hat manche Stelle gefühlsmäßig so gehandelt.

*

U-Boot-Leute, ein hartes Geschlecht, können keine großen Worte machen. In der nachfolgenden Schilderung und Suchmeldung liegt genug Tragik, um ein ganzes Buch zu füllen mit spannenden Kapiteln. Wirklich, wir Deutsche sind das Volk der Helden und wissen es nicht!

2. Unterseebootsflottille U 54!

Wo seid ihr alten Kameraden: Obermaat Behnke aus Hamburg, Obermaat Schneider, Obermaat Knauer, Obermaat Meyer aus Saarbrücken, Maschinist Wiese, Pius Eckert aus München, Lenno Dreßmann aus Emden oder Leer, Franz Sommer aus Hannover und der Funkentelegrafist „Schorsch“ (Nachname entfallen) aus München? Ferner grüße ich den Kommandanten Oberleutnant zur See Helmuth von Rückteschell, den Ersten Wachoffizier Oberleutnant Stollens und den Ober-

ingenieur Rosenfeld. Denkt ihr noch an den 28. Juli 1918, der wohl zu den schwersten Tagen unserer Fahrten gehörte, als wir die „Justicia“, früher „Stadendam“, von der White-Star-Linie, vierundfünfzigtausend Tonnen groß, und noch zwei andere Schiffe aus dem stark gesicherten Geleitzug herauschossen? Die Dampfer kamen von Amerika mit Truppen und sind am Eingang des Nordkanals (Westküste Englands) von uns versenkt worden. Gegen Morgen, als wir auftauchten, saßen wir mitten im Geleitzug, doch wir tauchten schnell auf achtzig Meter. Unser Kommandant meinte, die „Vaterland“, unseren ehemaligen Schnelldampfer, oben gesehen zu haben. Gegen 6 Uhr setzte er nun zum Angriff an, der trotz mancher Fehlschläge immer wieder erneuert wurde, bis gegen 14 Uhr der erste Torpedo das Boot verließ und einen Dampfer traf. Vier Torpedos verließen die Rohre, und alle trafen! Durchs Schrohr sah der Kommandant noch das Kentern der „Justicia“. Oben war dann die Hölle los. Wir mußten auf große Tiefe gehen und bekamen fortgesetzt schwere Wasserbomben. Erst als wir den Motor des Kreiselkompasses abschalteten, wurde es ruhiger. Unsere Batterie war gleich Null. Nur mit Hängen und Bängen konnten wir abends auftauchen und gegen Westen ablaufen, um unsere Batterie wieder aufzuladen. — Denkt ihr noch an die Eismeerreise 1915 unter Kommandant Kap.-Leutnant Graf von Bothmer, bei der wir durch ganz schwere See die Brückenwache verloren (ein Offizier, ein Bootsmaat und ein Matrose)?

Lebt ihr noch, ihr alten Kameraden? Dann laßt von euch hören. Es sucht euch Albert Feldkamp, Duisburg-Hamborn, Pollerbruchstraße 63.

Der Erfolgsbericht an den Reichsfender:

Für Ihren Durchspruch sage ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank. Es meldeten sich fünf ehemalige U-Boots-Kameraden aus allen Teilen des Reiches, die zum Teil selbst den Durchspruch gehört oder von anderen darauf aufmerksam gemacht worden waren. Von den Zuschriften der Kameraden wird die Einrichtung „Wo bist du — Kamerad?“ lobend anerkannt, da es wohl sonst nicht möglich wäre, mit seinen alten Frontkameraden die verlorengegangene Verbindung wieder aufzunehmen. Nochmals dankt Albert Feldkamp.

Und wieder eine Schilderung aus furchtbarer Seeschlacht. Beim Lesen dieser Schilderung bleibt einem fast das Herz stehen, genau so wie es den Hörern erging, die am Lautsprecher den spannenden Bericht vernahmen. Es war zu erwarten, daß auch hier ein großer Erfolg kommen mußte.

Wo seid ihr, Kameraden? Wo seid ihr, Überlebende des Graf-von-Spee-Geschwaders Ostasien 1914—1915?

Ich suche vor allem meine Kameraden Obermatrose Karl Otto, die Matrosen Josef Dolzer, Gustav Hirn, Gustav Graas, Thomas Holm, die Oberheizer Anton Spitz aus der Moselgegend, Karl Stoll, Karl Krautscheid, Hermann Kretschmann, Heizer Nikolaus Gerharders aus der Trierer Gegend. Ich habe wichtige Nachrichten für euch. Wißt ihr noch, Kameraden, den letzten Abschnitt der Seeschlacht bei den Falklandsinseln? Durch Sprachrohr kam die Meldung: „Scharnhorst ist untergegangen.“ Wir sprachen darüber nicht viel in unserem engen Maschinenraum. Jeder von uns schloß nur noch kräftiger mit dem Leben ab. Inzwischen

hatten wir zwei Schlachtkreuzer gegen uns, und ein dritter schoß mit Neunzehn-Zentimeter-Geschützen von hinten in uns hinein. Nach und nach fielen unsere Steuerbordgeschütze aus. Der Panzer der hinteren Fünfzehn-Zentimeter-Kasematte wurde durchschlagen, und als der Rauch sich verzogen hatte, fand man die Leute tot und das Geschütz nicht mehr verwendungsfähig. Ein Geschöß kreperte auf dem Oberbaudeck, segte die Bedienungsmannschaft des vorderen Geschüßes hinweg, öffnete sich den Weg in die Backbordkasematte und tötete auch dort fast die ganze Mannschaft. Langsam nahm die Widerstandskraft des Schiffes ab. Trümmer häuften sich und Tote. Wo noch die Möglichkeit bestand, ein Geschütz wieder schußfertig zu machen, wurde es versucht. Dichter Rauch klebte am Schiff und verdeckte den Ausblick auf das feindliche Flaggsschiff. Aber die anderen waren zu sehen und wurden, so gut es ging, unter Feuer genommen. Bis nach und nach alle unsere Geschütze schweigen mußten. So wurde es stiller im Schiff. Da blickte es auf der Back noch einmal schaurig auf — ein letzter Schuß. Neues Feuer des Feindes war die Antwort. Jeder Schuß ein Treffer. Dann verstummte der Donner allmählich. Die blutige Arbeit war getan. Auf Befehl: „Alle Mann von Bord“ legte ich befehlsgemäß die Sprenggaspatrone an und stieg den engen, dunklen Panzerschacht empor ans Tageslicht. Ich kam gerade an Deck, als der Kommandant mit der ihm eigenen Ruhe seinen letzten Befehl gab: „Zwei Hurras auf Seine Majestät den Kaiser und unsere gute, tapfere Gneisenau!“ Alles fiel begeistert ein, und das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ klang mit alter Kraft über das Schiff, und danach das Lied von der schwarz-

weiß-roten Flagge. Sie wehte zerschossen an Großmast und Gaffel, unsere stolze Flagge. Immer schräger legte sich das Schiff. Ich versuchte nun, auf die Brücke zu gelangen, um von dort aus mit einem Hechtsprung von der schnell kenternenden Gneisenau wegzukommen. Ich sprang. Das Wasser strudelte und gurgelte um mich herum und dröhnte mir in den Ohren. Aber noch ehe ich Atemnot litt, fühlte ich mich aufwärts getragen. Dann tauchte ich auf. Die See war bewegt. Die Gneisenau sah ich noch etwa hundertfünfzig Meter von mir entfernt Kiel oben treiben. Der helle Bordanstrich leuchtete in der Abendsonne. Einige Matrosen liefen auf dem Kiel umher. Etwa dreihundert Menschen befanden sich im Wasser. Die tote Gneisenau stellte sich nun senkrecht, dann sackte sie ab. Vor mir schwamm Heizer Heumann aus Halle. Als er sah, daß unsere Gneisenau sank, stieß er einen Schrei aus, der mir heute noch in den Ohren klingt. Nach längerer Zeit kam der englische Schlachtkreuzer Inflexible angebraust. Seine Mannschaft stand, schweigend die Reling säumend, von vorne bis achtern und warf Holzwerk über Bord, woran wir uns festhalten sollten. Ich hatte mich bemüht, bis dahin mein Blut durch Schwimmbewegungen in Umlauf zu halten. Jetzt fehlte es mir an Kraft. Ich wurde mit vier Mann an die Bordwand geschleudert und verlor das Bewußtsein. Als ich zu mir kam, lag ich in der Offiziersmesse, und zwei Tommys massierten mir die steifen Glieder mit Whisky. Soweit mein Bericht. Zum Schluß grüße ich alle überlebenden Kameraden vom Ostasiengeschwader des Grafen Spee. Es würde mich freuen, von euch zu hören.

Emil Körner, Elektromeister, Wiesgen b. Schleiden (Eifel)

Nach der Durchgabe kamen folgende Zeilen:

Ich teile Ihnen mit, daß die Suchmeldung einen gewaltigen Erfolg hatte. Über fünfzig Briefe und Karten sind eingetroffen, zwölf von Kameraden, die anderen von Angehörigen gefallener Kameraden. Ich spreche Ihnen meinen innigen Dank aus. Konnte ich doch noch nach einundzwanzig Jahren alten Eltern sowie Müttern, Brüdern und Schwestern gefallener Kameraden Auskunft geben oder übermitteln lassen durch überlebende Kameraden. Also nochmals innigen Dank für den freundlichen Durchspruch.

Körner.

*

Und hier ein Beispiel von Kameradschaft der U-Boot-Leute untereinander:

Kameraden vom U-Boot 87, III. Unterseebootsflottille — herhören!

Ich brauche die Anschrift des Kameraden Zentraloberheizer Jupp Schmitz, Köln, des Gefechtsrudergängers Franz Schilling, Dortmund, und des leitenden Ingenieurs Reizenstein in Vegesack oder Bremen, für unseren todkranken Funkentelegrafisten Georg Roth in Leipzig. Kameraden! Wißt ihr noch, wie unser Funkentelegrafengast nach dem Angriff im Bristolkanal im September 1918 die im Sturm zerrissene Antenne neu ausbringen mußte? Wißt ihr noch, wie er nachher naß und blau gefroren, unter Deck am Lichtregler Wärme suchte? An den Folgen liegt unser Funkentelegrafengast noch heute sterbenskrank im St.-Georgs-Krankenhaus in Leipzig. Wie er früher für uns von weiter See die Verbindung mit der Heimat schuf, so suche ich auf dem gleichen Wege Verbindung mit den Kameraden, um

ihm helfen zu können. SOS! Alle Mann auf Gefechtsstation! Wir müssen ihm helfen! Er braucht unsere Auslagen. Die Zeit drängt! Eilanschrift an Fritz Hageböck, Lüdenscheid, Börsenstraße 3, ehemaliger Zentralheizer auf U-Boot 87.

Bericht nach der Suchmeldung:

... Ich teile Ihnen mit, daß sich auf meine Suchmeldung alle drei Kameraden gemeldet haben. Ich sage Ihnen nochmals meinen herzlichen Dank auch im Namen meines kranken Kameraden und wünsche Ihnen, daß Sie mit Ihren anderen Suchmeldungen denselben Erfolg haben.

Fritz Hageböck.

*

Auch hier wieder eine Suchmeldung, die große Tragik in sich birgt. Sie hatte Erfolg. Einige der aufgerufenen Kameraden meldeten sich. Der ehemalige Obermaschinistenmaat Julius Köhler, Herne in Westfalen, schreibt:

Achtung für die II. Unterseebootsflottille, Torpedoboot S 17.

Am 16. Mai 1937 in den Abendstunden sind zwanzig Jahre vergangen, seit die II. Geleitflottille, bestehend aus den Torpedobooten „T 138“, „T 147“ und „S 17“ als Führerboot, westlich steuernd, ein auf Fernfahrt gehendes U-Boot durch die von Minen verseuchte Fahrstraße geleitete.

Schon oft hatten wir diese Fahrt unternommen und immer wieder den Ausgangshafen glücklich erreicht. Doch sollte es anders kommen.

Es war gegen 21 Uhr. Plötzlich gab es ein gewaltiges Krachen und Bersten. Glühende Kohlen und verbogene Eisenteile fegten über das Deck. „S 17“ war in zwei

Leile gerissen. Alles stürzte aus den Räumen. Als ich an Deck kam, ragte der Achtersteven mit den sich noch drehenden Schrauben hoch aus dem Wasser. Das Vorschiff trieb mehrere hundert Meter, senkrecht stehend, voraus. Mit einem Kameraden rittlings darauf verschwand es in den Fluten. Dann sackte auch das Achterschiff ab. Der noch einige Augenblicke aus dem Wasser ragende Mast mit schwimmunkundigen Kameraden verschwand. Die beiden weit vorausfahrenden Torpedoboote nahmen uns nach ungefähr einer Stunde auf. Leider wurden bei den Rettungsversuchen noch einige Kameraden wegen der unruhigen See zu Tode gedrückt.

Bei der Musterung fehlten viele meiner Kameraden. Alle Heizraumwachen bis auf den Heizer Böhmfeld fehlten. Kameraden, denkt ihr noch an die lange Nacht auf der Germania? Wißt ihr noch, wie wir den Krach mit dem Verwalter wegen der Seife hatten? Auch werdet ihr es wohl nicht vergessen haben, wie uns am andern Tage die Sonne unsere teerölgetränkte Haut langsam abschälte. Wo seid ihr nun alle? Schreibt doch einmal, damit wir uns wiederfinden!

Bei der Denkmaleinweihung in Laboe 1936 traf ich nur den Maschinistenmaat Gold.

Wo seid ihr, Obermaschinenmaat Schürmann, Obermaschinenmaat Krenner, Obermaschinenmaat Wippig, Maschinistenmaat Ritter, Maschinistenmaat Kunz, Maschinistenmaat Wieners, Maschinistenmaat Walter, Maschinistenmaat Stenzel, Bootsmaat Lunkenbein, Oberheizer Zimmermann, Obermatrose Stütz und alle ihr andern? Schreibt bitte einmal an Julius Köhler, Herne in Westfalen, Krangerstraße 28.

*

Und nun einer von SMS Frauenlob.

Seine Suchmeldung hatte sechsfachen Erfolg:

Bis auf einen kleinen Teil sind alle meine Kameraden vom August 1914 in der Seeschlacht am Skagerrak im Jahre 1916 gefallen. Alle diese lieben toten Kameraden kann ich nicht mehr rufen. Sollte aber dieser Ruf zu noch überlebenden deutschen und englischen Kameraden dringen, so bitte ich um Meldung. Es war am 28. August 1914. Ich diente als OberSignalgast auf dem kleinen deutschen Kreuzer SMS Frauenlob. Wir lagen in Bereitschaft vor dem Hohe-Weg-Leuchtturm in der Wesermündung und sollten am 28. August SMS Ariadne ablösen, die auf Vorposten kreuzte. In den frühen Morgenstunden wurde Ariadne von englischen Streitkräften versenkt, und Frauenlob übernahm den Torpedodienst. Kaum hatten wir unsere neue Position befahren, da hörten wir in Höhe von Helgoland Kanonendonner. Unser Kommandant, Kapitän zur See Mommsen, änderte den Kurs und steuerte die Richtung an, aus der dieses Geschützfeuer vernommen wurde. Trotz des strahlenden Sonnenscheins war die Sicht schlecht. Ab und zu schob sich eine kleine Nebelbank vor uns, die aber so schnell wieder zerriß, wie sie kam. Da, an Steuerbord voraus, Fahrzeuge in Sicht! Erst eins, dann zwei, drei, vier Schiffe! Vier kleine englische Kreuzer machten wir aus, und schon begann die Beschießung. Die Salven der Engländer lagen voraus, die nächsten achtern. So wechselten die Salven. Trotz der vierfachen Übermacht, bedingt durch die schnellen englischen Kreuzer mit ihrer Fünfzehn-Zentimeter-Bestückung — wir dagegen hatten eine Bestückung von zehneinhalb Zentimeter —, versuchte unser Komman-

dant, näher an die feindlichen Streitkräfte heranzukommen. Bald gab es Treffer bei uns, aber auch Einschläge auf den englischen Kreuzern. Wir waren so nahe beieinander, daß die Torpedowaffe vom Engländer angewandt wurde. Ein Torpedo, von einem der vier Kreuzer abgeschossen, verfehlte sein Ziel, da die Laufbahn vom Signaloffizier Oberleutnant Flinker, der im vordersten Mastkorb stand, gesichtet wurde. Kurz darauf schob sich eine neue Nebelbank zwischen SMS Frauenlob und die vier englischen Kreuzer. Der Kampf war damit für uns aus. Die vier Kreuzer habe ich nie mehr zu Gesicht bekommen.

Ihr englischen Kameraden, die ihr auf diesen vier englischen kleinen Kreuzern wart, denkt ihr noch an jenen 28. August 1914, an dem ihr auf Signaldeck standet und den kleinen deutschen Kreuzer SMS Frauenlob mit seinen zwei Schornsteinen sahet? Meldet euch! Und auch ihr deutschen Überlebenden von der Frauenlob, schreibt mal an

Otto Schädlich, Erfurt, Wallstraße 2.

Dankschreiben an den Reichsfender:

Meine Suchmeldung vom 25. April 1937 hatte Erfolg. Sechs Kameraden meldeten sich bis heute. Eine Mutter fragt nach den letzten Stunden ihres gefallenen Sohnes, ein Gefreiter unserer Wehrmacht nach seinem gefallenen Onkel. Ein Rundfunkhörer mit gleichem Namen aus Wattenscheid-Eppendorf benutzte diese Suchmeldung zur Sippenforschung. Alle Postsendungen haben mich erreicht, trotz der verschiedensten Adressen. Mein guter Postbote hat mich gefunden, und ich habe mit großer Freude alle Briefe beantwortet. Ein Kamerad aus

Osnabrückschrieb mir wörtlich: „Soeben kommt Kamerad Neumann, den ich von der Eisenbahn her sehr gut kenne. Erst dein Ruf: „Wo bist du — Kamerad?“ brachte mich ihm als alten Kampfgenossen von SMS Frauenlob näher. Achtzehn Jahre sind wir beide auf einem Bahnhof beschäftigt, haben beide auf einem Schiff gedient, und du, Kamerad Schädlich aus Erfurt, mußt erst kommen, um uns näherzubringen.“

Otto Schädlich.

*

Wie schnell der Erfolg bei solchen Suchmeldungen oft eintritt, beweist untenstehende Durchgabe und Antwort:

7. Torpedo-Halbflottille!

Am 17. Oktober 1936 sind volle zweiundzwanzig Jahre vergangen seit dem Tage, da vier deutsche Torpedoboote der 7. Torpedo-Halbflottille unter dem Kommando des Korvettenkapitäns Thiele vom Flottenchef der Kaiserlichen Marine den Befehl erhielten, Minen an Bord zu nehmen, um Feindesland mit Minen zu blockieren. In der Nacht vom 16. Oktober 1914 verließen die Boote S 115, S 117, S 118 und S 119 den Hafen von Emden und warfen nahe Borkum Anker, woselbst der Kreuzer Arcona Minen an Bord nahm. Korvettenkapitän Thiele hieß Offiziere und Mannschaften auf dem Führerboot S 119 antreten. Zweihundertsechzig Mann harrten gespannt der Ansprache ihres Führers, umtobt von der brüllenden Nordsee. Bei dieser Rede hieß es: „Das Unternehmen wird nur von Freiwilligen durchgeführt!“ Keiner trat zurück! —

Beim Morgengrauen am 17. Oktober lichteten vier Torpedoboote die Anker. Gegen 4 Uhr nachmittags,

nabe der feindlichen Küste, zeigten sich Rauchwolken. Zwei feindliche Kreuzer und vier neue Torpedobootszerstörer ließen schon ihre Masten erkennen. Darauf kurze Kommandos des Korvettenkapitäns Thiele: „Klar zum Gefecht! An die Geschütze! Klar zum Torpedoangriff!“ Zum Erstaunen des Gegners wurde bei hellem Tag ein Torpedoangriff durchgeführt! Überrascht stoppte der Feind die Fahrt ab und ging zurück, wobei sich seinen überlegenen starken Geschützen ein sicheres Ziel bot. Drei deutsche Boote wurden zuerst das Opfer. S 119 (das Führerboot) kämpfte noch allein. Alles war zerschossen an Bord. Noch stand der Kapitän allein auf der Brücke inmitten verwundeter und toter Kameraden, kalt, ruhig, aufmunternd, den Blick nach dem Feinde. Für ihn gab es nur den Tod auf seinem Führerboot S 119. Noch einige Umdrehungen der Maschinen, und die letzte Salve der gegnerischen Kreuzer gab Schiff, Kapitän und sterbenden Matrosen das letzte Geleit in die Ewigkeit. Zweihundertfünfunddreißig junge Seeleute, darunter viele Rheinländer, fanden den Tod in der See, während siebenundzwanzig Mann nach dem Gefecht vom Feind der tobenden See entrisen wurden.

Auf dem Führerboot S 119 befand sich auch der Oberheizer Josef Schiederich aus Köln, von dem seit dieser Zeit jede Nachricht fehlt. Es steht fest, daß Schiederich während des Gefechts von seinem Kameraden Jakob Reiners, Köln, im Kesselraum abgelöst wurde und sich während des Angriffes des Feindes auf Deck, sehr wahrscheinlich an einem der Geschütze, befand.

Welcher der ehemaligen Kriegskameraden auf S 119 war am 17. Oktober 1914 ebenfalls auf Deck abkom-

mandiert und kann Näheres über das Schicksal des Oberheizers Josef Schiederich den Angehörigen übermitteln?

Willi Schiederich, Köln-Merheim, Rennbahnstraße 93.

Nach der Durchgabe schrieb Schiederich einen Brief, daß sich noch während der Sendung ein in seiner unmittelbaren Nachbarschaft wohnender, bisher ihm unbekannt gebliebener Kamerad bei ihm meldete und ihm restlosen Aufschluß über das Schicksal seines Bruders gab.

Neuntes Kapitel

Heldentum ohne viel Worte!

Mit welch packenden und ungesuchten Worten oft das deutsche Fronterlebnis durch ehemalige Feldgraue verkündet wird, soll dieses Kapitel zeigen.

Kameradschaft in guten und schlechten Stunden.

Lehr-Infanterieregiment, 6. Kompanie.

Adolf Keller in Düsseldorf sucht einen Kameraden, der in Elberfeld oder Umgebung beheimatet ist und im Juli 1916 bei der 6. Kompanie des Lehr-Infanterieregiments stand. In diesen Tagen hatte das Trommelfeuer der Sommeschlacht eine Hefigkeit erreicht, die nicht zu überbieten war. Mancher wackere Kamerad wurde dort verschüttet und mag noch heute als vermisst gelten. Jeder Fußbreit des Bodens war hart umkämpft. Die 4. Batterie des 5. Garde-Feldartillerie-Regiments hatte in einem Grabenstück vor dem Nameßer Wald zwischen Ginchy und Longueval eine Beobachtungsstelle besetzt, der ich als Artilleriefersprecher zugeteilt war. Die Grabenbesatzung gehörte, wenn ich mich recht erinnere, der 6. Kompanie des Lehr-Infanterieregiments an. Die Kameraden waren vermutlich meist schlesische Landsleute. Ich hatte mit ihnen schnell nähere Fühlung bekommen, besonders aber mit den Elberfelder Kameraden. Die Kompanie hatte am Abend des 6. Juli etwa sechzehn bis achtzehn Mann zum Essenholen zur Zucker-

fabrik bei Longueval geschickt. Die Essenholer kamen nicht wieder. Wer weiß, wie es ihnen erging? Am nächsten Tag gab der Feldwebel den Kameraden aus Elberfeld eine Büchse, in der sich noch ein schäbiger Rest Schmalzerfatz befand. Diese wärmten den Inhalt mit Hilfe eines Kerzenstummels auf, und so hielten wir alle drei ein Festmahl mit winzigen Portionen.

Auf unserem Grabenstück lag schweres feindliches Feuer. Als die Infanteristen vorübergehend um einige fünfzig Meter im Graben vorrückten, blieb ich an der Strippe zurück und wurde kurz darauf verschüttet. Gleich hinterher folgte noch ein zweiter Treffer, der mich noch tiefer und fester in die Erde drückte und mir jede Hoffnung auf Rettung nahm. Inzwischen hatten die Infanteristen ihre früheren Plätze in meiner Umgebung wieder besetzt und erwarteten den feindlichen Sturmangriff. Meine Kameraden aus Elberfeld vermissten mich sogleich. An der Stelle, an der ich mich am Vortage eingegraben hatte, sahen sie die aufgeworfenen Erdmassen und vermuteten mich richtig darunter. Mit unermüdlichem Fleiß begannen sie mich auszugraben. Besonders einer der Elberfelder tat sich hervor, ungeachtet des schweren feindlichen Artilleriefeuers und der Flieger, die immer wieder mit Maschinengewehren den Graben unter Feuer hielten. Seine Mühe und sein aufopferungsvoller Mut waren in letzter Minute von Erfolg gekrönt. Als ich das Tageslicht wieder sah, gab ich ihm als Dankeszeichen meine Photographie. Wie hieß er? Danach fragte man damals nicht.

Ich habe dich aber nie vergessen, unbekannter Kamerad aus Elberfeld. Lebst du noch? Dann schreibe an
Adolf Keller, Düsseldorf, Kantener Straße 11.

... Ich kann Ihnen mitteilen, daß die Suchmeldung mir Nachricht brachte. Der von mir gesuchte Kamerad ist leider damals an der Somme gefallen.

Udolf Keller.

*

Drei Briefe um eine Suchmeldung.

Flugzeugführer Scheidt gesucht!

Hugo Drabant rückte mit sechzehn Jahren als Kriegsfreiwilliger ins Feld und büßte dort seine beiden Beine sowie den rechten Arm ein. Am 19. März kam er in das Kriegs lazarett Löwen und hatte dort als rechten Bettnachbarn einen Flugzeugführer Scheidt, der mit seinem Flugzeug brennend abgestürzt und am ganzen Körper verbrannt war. Später kamen die beiden Schwerverwundeten mit dem Lazarettzug nach Berlin, wurden aber dort getrennt. Nun möchte Drabant gerne ein Lebenszeichen von Scheidt oder dessen Angehörigen haben, da seine bisherigen Bemühungen, die Adresse zu erfahren, leider ohne Erfolg waren.

Ihr lieben Rundfunkhörer, helft diesem armen Schwerekriegsbeschädigten bei der Suche nach seinem Leidensgefährten und merkt euch die Anschrift:

Hugo Drabant, Pulsniß in Sachsen, Alte Dhornerstraße 176.

Bericht des Suchenden.

... Ich teile Ihnen mit, daß Ihre freundliche Mitarbeit bei der Suche meines Kameraden, des Flugzeugführers Scheidt, von Erfolg war, wofür ich hiermit dem Reichsfender meinen besten Dank ausspreche. Die Durchgabe habe ich und noch viele andere Rundfunkhörer aus

Pulsniß und Umgebung sehr gut und deutlich am 2. Oktober 1936 um 21.15 Uhr gehört und empfangen.

Leider ist mein Kamerad nicht mehr am Leben, was ich sehr bedauere. Nun möchte ich sehr gerne mal das Grab meines Leidensgefährten besuchen, leider wird es schwerlich auszuführen sein, da die Fahrt mit der Bahn allein achtundsechzig Reichsmark beträgt. Ich bin leider nicht mit solchen irdischen Reichstümern gesegnet. — Na, kommt Zeit, kommt Rat!

Also ich erhielt sechs Zuschriften (aus Oberhausen-Osterfeld, Iserlohn, Heesen bei Hamm i. W., Saarbrücken, Köln und Mannheim), davon waren fünf falsch, und die sechste war richtig. Also haben Sie noch vielen, vielen Dank für Ihre freundlichen Bemühungen. Anbei ein Brief.

Hugo Drabant.

Schreiben einer deutschen Mutter an den Suchenden.

Mein lieber Junge aus Pulsniß!

Ich habe erfahren, daß Sie, liebes Kind, nach unserem Sohne Emil Scheidt fragen ließen im Reichsfender. Leider ist er schon seit dem 18. Juni 1918 in Berlin gestorben. Es sind wohl schon zwanzig Jahre, aber die schmerzvolle Wunde ist noch nicht geheilt. Als ich damals meinen lieben Emil in Berlin besuchte, war es für mich als Mutter der schwerste Schritt meines Lebens. Ich erhielt einen Brief vom Flugzeugführer Schiefer, dieser machte mir so Mut. Ich machte so lange Besuche, bis sie ihn auf deutschen Boden brachten. Ich wollte ihn mit nach Heidelberg haben, aber leider wurde er in Berlin ausgeladen. Ich hatte eine Verzweiflung in mir, bis ich die Nachricht bekam. Ich war dreimal in Berlin,

und als ich ihn das erstmal besuchte, erzählte er mir unter Tränen von Ihnen, obwohl mein armes Kind ja mit sich selbst genug zu tun hatte. Er sagte: „Wenn ich doch nur wüßte, wo sie den armen Hugo ausgeladen haben!“ Ferner erwähnte er, Sie hätten beide Beine verloren. Bei diesen Worten liefen ihm die Tränen in die Ohrmuschel. Ich trocknete sie ab, und er sagte: „Geh, laß mich doch ausweinen, Mutterle, dann wird es mir leichter!“ Oh, mein armer Junge, den Schmerz konnte man fast nicht mehr tragen. Meine Nerven sind seither ganz hin. Ich kann fast nicht mehr gehen. Ich habe keine Freude mehr auf der Welt, und doch fühlt man sich im Leben heute wieder glücklicher in dieser Zeit, da uns der liebe Gott den Führer Adolf Hitler gegeben hat. Wie geht es Ihnen, lieber Junge? Sind Sie bei Ihren Eltern oder sonst? Wie geht es Ihnen so im Leben? Sie tun mir von Herzen leid, ich wollte, Sie könnten uns einmal besuchen, wenn es Ihnen möglich ist, aber das wird schwerfallen. Oder wäre es gestattet, daß meine Tochter und ihr Mann mit Ihnen einmal sprechen könnten? Bei einer Durchfahrt? Wir haben unser eigenes Heim, sind Leute vom Mittelstand, Platz zum Schlafen haben wir auch und Essen auch. Ganz, wie Sie denken, mein Kind, gell! Ich bin die Mutter, bin zweiundsiebzig Jahre alt, Vater wird sechsundsiebzig, die eine Tochter wohnt in Sulzbach, dreiundvierzig Jahre alt, die zweite Tochter ist sechsundvierzig Jahre alt, wohnt bei mir, und mein Emil liegt hier auf dem Friedhof. Den haben wir heimgenommen. Nun seien Sie herzlich begrüßt und mit Ihnen alle Kriegskameraden. Heil Hitler! Auf Wiedersehen!

*

Das Mädchen von Zonnebecke!

Im November 1914 erhielt ich den Befehl, vom Generalkommando Paschendaale eine Meldung zur Feuerleitung der Artilleriebeobachtung zu bringen. Auf der Straße Paschendaale—Ypern mußte ich mich in einen Unterstand begeben, da die Straße unter einem Artillerieüberfall lag. Auch mein Kamerad Schadtke, der sich mit seiner Kolonne auf dem Marsch nach der Front befand, suchte mit noch ungefähr sechzig Mann den Unterstand auf. Durch einen Volltreffer wurde nun der Unterstand zerstört. Kamerad Ernst Schmitz war im Begriff, den Unterstand zu betreten, als der Volltreffer einschlug. Er hat mich im Verein mit anderen Kameraden noch ausgraben können. Hierbei wurde ich am linken Auge mit der Hacke verletzt. Die anderen Kameraden konnten nicht mehr gerettet werden. Sie sind erstickt oder ertrunken, da der etwa fünfzehn Meter tiefe Unterstand voll Wasser lief.

Ich frage nun: „Wo bist du, Kamerad Ernst Schmitz aus M.-Gladbach?“

In dem erwähnten Kampfabschnitt hatte ich noch folgendes erschütternde Erlebnis: Auf meinen Fahrten mit dem Kraftwagen mußte ich das Dorf Zonnebecke oft durchfahren, das zeitweilig unter schwerem Artilleriefeuer lag. Rings um die Kirche und den Friedhof standen noch etliche Häuser in dieser Hölle von Blut und Eisen, scheinbar nicht mehr bewohnt. Sooft ich aber an diesen Häusern vorbeifahren mußte, war es mir, als ob immer ein Lebewesen darin verschwand. Eines Tages hatte ich mir vorgenommen, mich zu überzeugen, ob meine Wahrnehmungen richtig waren. Vorsichtig und jedes Geräusch vermeidend, fuhr ich also um die Ecke

der Friedhofsmauer. Aus dem Hause am Friedhof lief plötzlich ein Mädchen von acht bis neun Jahren, gefolgt von einem Hund, hinter seinem Ball her auf die Straße, als vor dem Hause plötzlich eine Granate einschlug. Ein Splitter riß dem armen Kinde den Nacken auf und führte seinen augenblicklichen Tod herbei. Der Hund als treuer Wächter wollte noch, sich duckend, mit seinem kleinen Kameraden weiterspielen. Ich hielt an und fand bei näherer Untersuchung des Hauses die Mutter des Kindes, ebenfalls von einem Granatsplitter getroffen, tot in ihrem Bett liegend. Das Kind hatte, da die Mutter schon etliche Tage tot war, bei der Toten geschlafen und sich von Pflaumenmus ernährt. Ein irdener Topf voll Mus stand noch auf dem Tisch. Mutter und Kind habe ich dann beerdigt, nachdem ich beiden einen Strauß Herbstblumen in die erkalteten Hände gelegt und sie zugedeckt hatte. Sie waren ja auch Opfer des Krieges und damit unsere Kameraden. Mit einem Gedanken an die Heimat und einer Fürbitte an den Allmächtigen verließ ich dann den Friedhof, um weiter meine Pflicht zu erfüllen.

Franz Seiler, Walthrop in Westf., Dstring 18.

*

Erinnerungen aus der Tankeschlacht bei Cambrai!

Infanterieregiment 143, 5. und 7. Kompanie.

Mein Kamerad, Vizefeldwebel Starkemeyer aus Straelen, war mit mir zusammen in den Jahren 1916 und 1917 bei der 7. Kompanie und kam dann als Leutnant zur 5. Kompanie. Dann hatte ich längere Zeit keine Verbindung mit ihm.

Die Tankeschlacht bei Cambrai war im vollen Gange.

Unser Regiment war bis Masnières vorgerückt und lag am 1. Dezember frühmorgens vor dieser Ortschaft, um sie im Sturm zu nehmen. Der Sturm war auf 9 Uhr angesetzt. Die Reihenfolge lautete: 1. Welle — 5. Kompanie, 2. Welle — 5. Kompanie, dann folgte die 7. Kompanie und so fort. Leider sollten die Kameraden nicht weit kommen. Der Engländer saß noch mit einigen Maschinengewehren vor dem Orte. Das Gelände war flach, und es setzte ein Maschinengewehrfeuer ein, wie es rasender kaum sein konnte. Im Augenblick war die erste Welle hingemäht. Zweiter Zug: „Fertigmachen!“ hörte ich neben mir eine bekannte Stimme. Richtig — Leutnant Starkemeyer, der die zweite Welle zum Angriff führen mußte. Ein kurzes „Marsch, marsch“ — und er stand schon auf der Deckung. Immer noch das rasende Feuer. Der erste Sprung gelang. Beim zweiten Sprung sank Starkemeyer nieder, wie so viele seiner Getreuen. Regungslos sahen wir ihn liegen. Tot? Noch versuchten einige, weiterzukommen, doch sie bezahlten es mit ihrem Blute. Der Angriff wurde auf den Abend verschoben. Er gelang. Zehn Minuten nach dieser Verschiebung bemerkte jemand, daß Starkemeyer sich bewegte. Ein Hereinholen war bei dem Feuer nicht möglich. Jede Bewegung im Gelände löste bei den Engländern wütendes Feuer aus. Da sprang der Sanitätsgefreite Heckhoff von der 7. Kompanie mit der Sanitätsflagge heran, um Starkemeyer auf diese Weise hereinzuholen. Mit hochehobener Flagge stieg er auf die Deckung, gefolgt von einem zweiten Krankenträger. Der Engländer stellte sofort das Feuer ein. Starkemeyer wurde geborgen. Leichenblaß, mit einem Maschinengewehrscuß mitten in der Stirne, lag er da. Er versuchte zu sprechen, doch es gelang ihm

nicht. Und dann wurde er fortgeschafft. Lange Zeit später hörte ich, daß er am Leben geblieben ist. Stimmt es Kamerad Starkemeyer? Ich habe oft versucht, deine Anschrift zu erfahren — immer umsonst. Wird es jetzt gelingen?

Ernst Koch, Recklinghausen i. W., Halterner Straße 53.

*

Ich kann nur mitteilen, daß die Suchmeldung schon am Montag, dem 17. Juni, erfolgreich war. Leider ist der Gesuchte an den erlittenen Verletzungen gestorben. Ein Wiedersehen war mir daher nicht vergönnt. Für die geschaffene herrliche Einrichtung der Suchmeldungen und für die Mühen bestens dankend, zeichnet E. Koch.

*

Seltames Fliegererlebnis!

Wo bist du, Kriegsflieger Josef Zahn von der Bayerischen Schußstaffel 29?

Mein Bruder, Fliegerunteroffizier Otto Jung, kämpfte als Kampfflieger und Maschinengewehrschütze an der Westfront. Er gehörte der Bayerischen Schußstaffel 29 an. Die gesamten feindlichen Frontflüge, die er mit seinem treuen Führer und Kameraden Josef Zahn vollbrachte, verschafften ihm weit mehr als hundert Luftkämpfe. Oft haben beide dem Tod ins Auge geschaut. Zweimal wurden sie abgeschossen. Mein besonderer Wunsch ist es nun, mit dem Kameraden Unteroffizier Josef Zahn in nähere Verbindung zu treten. Ich als Bruder bin stolz auf die Leistungen, die mein Bruder als junger Kampfflieger an der Front vollbracht hat. Vier volle Jahre

kämpfte er mit, mehrfach wurde er verwundet — immer aber zog es ihn wieder an die Front und zu seinen Kameraden. Sämtliche Auszeichnungen, darunter einen silbernen Ehrenbecher, erwarb er sich durch seine Tapferkeit. Bis zum Waffenstillstand kämpfte er mit seinem Frontkameraden Josef Zahn. Leider wurde er nach einem halben Jahr durch eine heimtückische Krankheit hinweggerafft. Da ich nun im Besitze aller seiner Auszeichnungen und seines Tagebuches bin, drängt es mich, auch seinen treuen Kameraden kennenzulernen. Hier noch eine Aufzeichnung aus seinem Tagebuch:

„Wir hatten alles versucht, aus dem feindlichen Schrapnellfeuer herauszukommen. Plötzlich — wir hatten eine Höhe von viertausend Meter — bekamen wir einen Volltreffer in den Motor. Das halbe Motorgehäuse flog auseinander. Nach der Explosion sah ich Josef Zahn nicht mehr, da das ganze Flugzeug in Rauchwolken gehüllt war. Die Maschine wurde durch die Explosion zunächst in die Höhe geworfen, so daß ich beinahe herausgefallen wäre. Dann stellte sie sich senkrecht auf den Kopf — dann ging's hinab in die Tiefe. In diesem Augenblick sah ich auf den Höhenmesser — dreitausendfünfhundert Meter! — Jetzt fing die Maschine an zu brennen. Aus — ! dachte ich, und mein Erinnern galt rasch noch den Lieben in der Heimat.

Ich hatte mich nun nicht angeschnallt, sondern stand hinten in der Maschine und strebte mit den Füßen zum Benzinbehälter und mit dem Rücken unter den Drehturm des Maschinengewehrs. Plötzlich stand ich wieder gerade und rief meinem Flugzeugführer zu: „Der Motor fällt heraus!“

„Sitzenbleiben!“ rief er zurück. Dabei sausten uns die

Eisenstücke um den Kopf. Mit einem Male fing das Flugzeug an zu zittern — der Motor war weg. In fünfhundert Meter Höhe machte ich mich bereit zum Sprung, aber da überschlug sich die Maschine dreimal, fing sich jedoch in etwa fünfzig Meter Höhe wieder und ging glatt, wenn auch unsanft auf den Boden.

Wir kletterten heraus. Zahn reichte mir die Hand. „Otto — wir haben Glück gehabt!“ Mehr konnten wir nicht sprechen und standen stumm und fast weinend an der Maschine.“

Soweit die Aufzeichnungen meines Bruders. — Wo bist du nun, Kamerad Josef Zahn? Schreibe mir! Ferdinand Jung, Leverkusen-Wiesdorf, Havensteinstraße 21.

*

... Ich möchte es nicht unversäumt lassen, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Sehr erfreulich ist es für mich, Ihnen heute schon einen vollen Erfolg mitteilen zu können. Inzwischen erreichte mich zu meiner großen Überraschung und Freude eine Nachricht, nicht von dem Kameraden, den ich suchte, sondern von dessen Bruder, der in Bedburg (Erft) wohnhaft ist. Dieser hörte persönlich am Apparat die Durchsage. Natürlich schrieb mir dieser Kamerad auch die Adresse des Kameraden, den ich suchte. Er wohnt in Würzburg. Deshalb nochmals meinen allerbesten Dank ...

Ferdinand Jung.

*

Kamerad Leutnant!

Mehr als drei Jahre warst du unser, warst du ein lebenswichtiger Teil unserer kameradschaftlichen Ge-

meinschaft. In Galiziens offenen Schlachterebenen, auf schier unendlichen Verfolgungsmärschen, in Rußlands Sumpfstellungen, in Frankreichs verschiedensten Schützengräben und Offensiven bis hinauf zum Kessel — überall warst du der treueste der Treuen, der lachende Philosoph, der dem Begriffe Kameradschaft den letzten Sinn ausdeutete. Dein Morgengruß, dein Handschlag, dein immervährendes Bemühen, die großen und kleinen Sorgen deiner Freunde zu verstehen, ja, sie womöglich selbst zu tragen — wir vergessen dies alles nicht! Du kanntest keinen Befehlston, aber wenn du deine Kompanie mit „Männer!“ ansprachst, dann glühten die Augen der Alten und Jungen Zuneigung, und kletten gleich hingen sie aneinander und an dir. Das blieb bis zum Kessel so — bis der schwarze Tag kam ...

Wierundzwanzig zersplitterte und zerfurchte Tage und Nächte hindurch hatten unsere Kompanien das vorderste Trichtergelände angesichts des Gegners besetzt. Nebel und Pulverschwaden überzogen und umwallten Sieg und Hoffnung, Not und Tod, Getöse und Knallen. Das Bersten zerriß die Sternennächte, deren eine aber endlich doch uns, den mit Leben Begnadeten, den Ablösungsbefehl brachte. Rückmarsch der Keuchenden über Brachfelder, und im Morgengrauen endlich die feste Straße. „Männer, geht rechts und links zwanzig Meter neben der Straße, es ist zu gefährlich!“ sagtest du, Kompanieführer und Leutnant Fritz Schnur, und fünf Minuten später warst du und noch einer, die ihr lachend die Straße weiterginget, zerfetzt von einer Granate. Kamerad Fritz Schnur, es traf dich tödlich — und es traf damit die ganze Kompanie. Diese Granate zerbrach alle deine müden und wackeren Männer, daß sie für

Lage und Wochen das Lachen und Singen verlernten und vergaßen.

Deine Kiste liegen auf dem Friedhof in Steenwerck. Deine unverletzte Seele aber ist bei uns. Wir halten sie! Wir? — Wo seid ihr, die ihr seine Kameraden wart? Ich rufe euch:

Fritz Bast, Paul Wedler, Alfred Wemmer, Hermann Meyer, Hans Porath, Adolf Becker, Hans Dieckmann, Artur Kriesel, Bohne, Richters und die anderen!

Bruno Nolte, Dortmund, Hausmannstr. 1, damals Bizafeldwebel beim II. Bataillon, Reserve-Infanterie-Regiment 267.

*

Der Gefechtsläufer!

In den überaus schweren Kämpfen an der Somme, besonders Ende September 1916 hatte ich als Kompanieführer der 4./149 Stellung vor dem Pierre-Baast-Walde, zwischen Rancourt und Bouchavesnes. Die Kompanien waren zusammengeschmolzen. Unmöglich zudem, uns mit Verpflegung zu versorgen. Ohne Wasser, in heißer Herbsthitze, mit den fröstelnden Nächten — drohte uns die Munition auszugehen. Wir rechneten stündlich mit dem Hervorbrechen der feindlichen Sturmwellen, da wir schon tagelang vorher unter vernichtendem Eisenhagel lagen. Unsere Sorge war groß. Was nützen uns Maschinengewehre, wenn keine Munition zur Stelle war? Wir waren uns bewußt, daß es nur davon abhing, möglichst lange den hervorbrechenden Feind unter Maschinengewehrfeuer zu halten. Von der 1. Kompanie, die sich in meinem Verbande befand, zumal kein Offizier des Regiments des I. Bataillons 149 mehr in vorderster Linie lag, hatte ich

mir den Kriegsfreiwilligen Muths als Überbringer der Meldungen zur „Gouvernements-Ferme“ ausgesucht. Ein tapferer, mutiger und unerschrockener Junge, der schon mehrere Male den verhängnisvollen Gang zu den Stäben gemacht hatte und diese davon überzeugen konnte, daß wir noch standen, um den Angriff abwehren zu können. Aber nun kam der schwerste Auftrag: er mußte mir Munition schaffen, koste es, was es wolle! Wir sahen uns tief in die Augen! Alle treue Kameradschaft, um die es ging, hielt uns einen Augenblick im Bann! Und dann tratst du, Kamerad Muths, den schweren Weg an, um mir und den anderen die notwendige Maschinengewehrmunition zu holen. Ich schaute hinter dir her, wie du, von Trichter zu Trichter im Zickzack springend, in Richtung des nahen Pierre-Baast-Waldes verschwandest. — Ich lag allein, nur umherkriechend und den Kameraden zrufend: „Munition sparen! Handgranaten fertigmachen!“ Wie oft ging da mein Blick zum Baast-Walde. Wo steckte Muths? Heute weiß ich nicht mehr, wie viele endlose Stunden es gedauert hat — aber er kam mit noch ein paar Leuten und schleppte feuchend Munition — Munition! Nur eins, lieber Muths, weiß ich noch: ich habe dir die Hände gedrückt, habe dich umarmt. Weißt du es noch? Aber das weiß ich: ich machte dich sofort zum Gefreiten und reichte dich sofort zum Eisernen Kreuz ein! Du bekamst es, trotzdem dein Feldwebel scheel auf deine von mir Frontschwein vorgenommene Ernennung zum Gefreiten sah. — Was tat es uns? Und weißt du noch, wie wir dann, nachdem der in so überaus starken Haufen hervorbrechende Feind im Drahtverhau hängen blieb, uns als allerletzter Trupp,

als unsere Leute schon abgelöst waren, des Morgens gegen 7 Uhr aufmachten und dann noch vom Franzmann vor dem Pierre-Vaast-Walde unter Artilleriefeuer genommen wurden? Wie wir uns, nachdem wir alles glücklich überstanden hatten, mit schweren Schutzschilden umgaben und dann, nach fast zwei Stunden Feuer, auf dem Bauche durchs Gestrüpp krochen? Kamerad Muths, ich sah dich zuletzt im Winter 1917, bevor wir in die Aisne-Champagne-Frühjahrschlacht zogen, bei Ciffonne. Ich habe dich gesucht, auch bei den Kameraden in Stettin; aber niemand weiß, wo du steckst! Lebst du noch und wo? Bitte, gib mir Nachricht!

Dein alter Freund und Kompanieführer Menze,
Wuppertal-Barmen, Hirschstr. 51

*

Oslo hört mit!

Ich höre hier in Oslo immer Ihre Aussendungen „Wo bist du — Kamerad?“. Ich habe als Norweger vier Jahre den Krieg mitgemacht auf deutscher Seite und habe eine Maschinengewehrkompanie geführt. Mein Bursche Fritz Sam aus Dortmund, der viele Jahre treu an meiner Seite stand, ist seit dem 18. Juli, da er auf eigenen Wunsch abgelöst wurde, um ein Maschinengewehr zu führen, vermisst. Trotzdem ich nach ihm im Regiment und anderswo gesucht habe, konnte ich nichts erfahren. Er war ein famoser Kerl. Ich möchte eine kleine Episode erzählen, eine der vielen, die wir zusammen verlebt haben. Bei der großen Offensive an der Lys bei Merris 1918, als diese Stadt unter dem schwersten Trommelfeuer lag, kam Sam die Straße heruntergelaufen mit einem Korb auf dem Rücken. Eine Granate haut ein, direkt hinter ihm. Er läuft weiter; ein Splitter

hat den Korb zerhauen. Erschöpft landet er bei mir hinter einer Hausecke, von wo aus ich die Ereignisse verfolgt hatte. Wie sah mein guter Sam aus! Sekt war ihm den ganzen Rücken heruntergelaufen. Ich erteilte ihm einen Ruffel. Er aber öffnet gespannt den Korb und hält mir selig zwei Flaschen Sekt entgegen und ruft: „Herr Leutnant, zwei sind noch heil!“ Die anderen vier waren zerschlagen. — Bei Willers Cotterets an der Verte-Seuille-Ferme am 17. Juli abends habe ich ihn zum letztenmal gesehen. Ob er in Gefangenschaft geraten ist oder gefallen? Ich weiß es nicht. Wir sprachen immer davon, daß er nach dem Kriege, wenn ich wieder in mein Vaterland Norwegen zurückgehen würde, mich begleiten sollte. Ich möchte zu gern den feinen Kerl ausfindig machen. Bitte bearbeiten Sie dies in jener persönlichen Note, die Sie immer so geschickt anwenden, und bitte teilen Sie mir mit, wann Sie es durchgeben, ich möchte gerne selber am Apparat hier in Oslo zuhören. Ich könnte selbstverständlich Porto beilegen, aber Sie können ja nichts mit norwegischen Briefmarken anfangen. Senden Sie Antwort unfrankiert. — Unser Regiment war das 138., das 3. Unterelsässische Regiment. (Walter Fleg fiel bei uns und war ein guter Kamerad von mir.) 42. Infanteriedivision, 3. Maschinengewehrkompanie. Ich grüße gleichzeitig meine alte Kompanie.

Mit Frontkameradengruß bin ich Ihr

Felix Hartmann, Oberleutnant a. D., Oslo,
Skippergaten 22.

*

Kameradschaft mit Blut besiegelt!

Wo bist du, mein Kamerad Herbert? Ich suche dich seit zwanzig Jahren. Hast du unseren Schicksalstag,

den 18. November 1914 schon vergessen? Am Morgen ging's wie immer mit Scherenfernrohr und Telefongerät nach vorne zum Beobachtungsstand. Er befand sich vor der berühmten Gasanerie, links von Höhe 60 vor Ypern, an der sogenannten Düne, vierundzwanzig bis dreißig Meter vor der eigenen Infanterie, während unsere 6. Batterie, Feldartillerieregiment 51, rechts vom Bahndamm stand. Die Gegner, die sich hier berührten, suchten unseren Beobachtungsstand schon einige Tage und hatten uns um die Mittagszeit des 18. November endlich erwischt, aber auch gleich richtig. Weißt du noch, mein Kamerad Herbert, wie wir uns so friedlich in unserem sogenannten Unterstand gegenüber saßen und auf unseren Leibkoch Müller warteten? Er kam nicht, aber es kreperte auf einmal ein dicker Brocken hinter meinem Rücken. Und da hatten wir die Bescherung. Dir, mein lieber Junge, hatte ein großer Splitter ein Bein fast vollständig vom Rumpfe getrennt, und als ich dir helfen wollte, da versagten meine Glieder. Ich hatte, wie sich später herausstellte, eine ganze Serie kleiner Splitter in den Rücken bekommen und war fast vollständig gelähmt. Da lagen wir nun dicht nebeneinander und konnten uns doch nicht gegenseitig helfen. Das Blut sickerte nur so aus deiner Wunde, und du wurdest immer grauer im Gesicht. Auf mein Schreien kam unser damaliger Hauptmann Schulz aus seinem Scherenfernrohrloch und band dir das Bein mit aller Gewalt ab. Du warst vorläufig gerettet. Mit mir konnte er nichts anfangen. Ich lag da, wie ein Häufchen Elend. Hauptmann Schulz rief einige Kameraden aus dem rückwärtigen Graben, und sie trugen dich unter ständiger Todesgefahr zurück. Ich mußte noch einige

Zeit liegenbleiben, da keine Tragbahre vorhanden war. Schließlich kamen dann vier Infanteristen und trugen mich in einer Zeltbahn, von feindlichen Maschinengewehrgarben verfolgt, zurück zur Gasanerie. Wir trafen uns erst wieder vierzehn Tage später im Lazarettzug und fuhren dann zusammen nach Berlin-Lichterfelde-West. Zum allerletzten Male sahen wir uns Ende 1916 in Straßburg. Da humpelten eines Tages zwei Feldgraue, der eine auf Krücken und der andere auf zwei Stöcken, zum Kasernentor hinaus auf den Polygon und besahen sich zum letztenmal ihre so liebgewordene Kaserne und vor allem ihr schönes Straßburg. Auf einem Baumstamm sitzend, sprachen sie noch einmal von der schönen Zeit, die sie hier verlebt hatten und nahmen Abschied. Wo bist du nun, mein lieber Kamerad Herbert? Schreibe sofort an deinen alten Kameraden Jakob Daniel, Düsseldorf-Gerresheim, Hasselbeckstraße 18.

Auch alle übrigen Kameraden von der 6. Batterie des Feldartillerieregiments 51, deren Adressen mir nicht bekannt sind, bitte ich, mir zu schreiben.

*

Damals, als Nivelle trommelte — — — !

Kameraden von der 1. Maschinengewehrkompanie, Reserve-Infanterieregiment 68 — herhören!

Weißt du noch, Kamerad Unteroffizier Duleck — wir lagen am Chemin des Dames — April 1917 — unter achttägigem Feuer der Franzosen. Dann setzte am Sonntagmorgen der große Angriff der Franzosen unter Einsatz von Senegalnegern ein. Wir nahmen den Gegner unter Maschinengewehrfeuer, bis unsere Munition alle war,

und wir uns der zehnfachen Übermacht ergeben mußten; ein Zurück gab es nicht, da der Feind schon rechts und links von uns eingedrungen war. Wir flüchteten in unser Stollenloch und wurden nachher durch marokkanische Rufe aufgefordert, uns zu ergeben, was wir aber nicht taten, da wir wußten, daß wir als Maschinengewehr-schützen bei den Schwarzen kein Pardon bekommen hätten. Daraufhin wurden wir vom Graben aus mit Handgranaten bearbeitet, daß uns fast die Sinne vergingen. Hier haben wir dann gehockt von morgens acht bis nachmittags um fünf — du, Unteroffizier Duleck, und die vier anderen Kameraden. Bis dann der Ruf kam: „Kommt heraus, hier sind die Dreißiger!“ Unser Nachbarregiment hatte die Schwarzen mit Flammenwerfern angegriffen — das war unsere Rettung. — Solltest du noch leben, Kamerad Duleck, so schreibe mir! Auch du, Unteroffizier Birges, aus der Gegend von Köln zu Hause.

Peter Schmitz, Köln-Deutz, Graf-Geßler-Str. 12.

*

Wo bist du — Kamerad Franzen?

Es war am 16. oder 17. Januar 1918, als wir — zwei Pioniere der 6. Feldkompanie, Pionierbataillon 21 — mit einem Infanterieunteroffizier und sechs Infanteristen abends etwa um 9 Uhr bei St. Quentin den vordersten Graben verließen, um die etwa zwei- bis dreihundert Meter entfernten feindlichen Stellungen zu erkunden. An Hand von Karten und Fliegeraufnahmen waren wir über einen Abschnitt dieser Stellung genau unterrichtet. Ein feiner Nebel lag seit Wochen über der Picardie. Fliegeraufnahmen zeigten immer das gleiche

Bild: Verlassen lagen die Gräben, weit und breit war kein Posten zu sehen. In diesen Abschnitt nun sollte in den nächsten Tagen ein Stoßtrupp, dem auch wir zugeteilt waren, möglichst tief vorstoßen, um Gefangene zu machen. Unsere Patrouille hatte nun die Aufgabe, diese geplante Einbruchsstelle auf die Anwesenheit von Posten zu erkunden.

Vorsichtig, mit langen Zwischenpausen krochen wir am Drahtverhau des ersten feindlichen Grabens entlang. Nichts war vom Feinde zu hören oder zu sehen, und wir beschlossen, zum zweiten Graben vorzustößen. Der verhältnismäßig leichte Drahtverhau wurde mit Drahtscheren zerschnitten, und dann ging es direkt hinüber zum zweiten Graben. Hier fanden wir nun einen schon bedeutend stärkeren Drahtverhau. Alles deutete auf einen starken Kampfgraben, hier mußten feindliche Posten sein. Mit verdoppelter Vorsicht krochen wir jetzt in entgegengesetzter Richtung. Aber nichts regte sich — keine Leuchtkugel stieg zum Himmel, die uns den Standort eines Postens verraten hätte. Nichts war zu hören als das leichte Rieseln des Regens im Drahtverhau. Nachdem wir etwa dreihundert Meter zurückgelegt hatten, stießen wir plötzlich auf eine Stelle, an der der Drahtverhau durch einige dicht zusammenliegende Granateinschläge fast vollständig zerstört war. Lange, lange Pause. — Angestrengt starren unsere Augen in das Loch vor uns, die Ohren sind bereit, das geringste verdächtige Geräusch sofort wahrzunehmen, fester liegen die Pistolen in den Fäusten, der Finger am Abzug ist bereit, loszudrücken. Warum bessert der Feind diese für ihn gefährliche Stelle nicht im Schuß der Dunkelheit aus? Warum sichert kein Posten diesen bequemen

Durchgang? Hat er uns bemerkt, und liegt auch er mit wurfbereiten Handgranaten auf der Lauer? — Aber nichts regt sich. Das Schicksal scheint uns günstig. Wir kriechen also durch die Gasse, lassen uns in den mannstiefen Graben gleiten und stapfen nun wieder in entgegengesetzter Richtung durch den fußtiefen Schlamm der Grabensohle. Dieser ständige Richtungswechsel war notwendig, damit wir in dem uns von den Fliegerfotos bekannten Abschnitt blieben. Wäre uns jetzt ein feindlicher Posten begegnet, so hätte dieser in uns sicher Kameraden vermutet. Wir wären unbekümmert auf ihn losgegangen und hätten ihn mit plötzlich vorgehaltener Pistole zu einem Gegenbesuch auf der anderen Seite eingeladen. Aber — es kam kein Posten.

Wieder halten wir Kriegsrat. Etwa dreißig Meter hinter der zweiten Linie mußte ein großer Sprengtrichter liegen, in welchem Unterstände eingegraben waren. Also raus aus dem Graben! Behutsam schiebt sich der Unteroffizier mit den Pionieren in der mutmaßlichen Richtung des Sprengtrichters. Dichtauf, mit schußbereiten Gewehren, rückwärts und seitwärts sichernd, folgen die Infanteristen. Wieder ist etwa eine halbe Stunde vergangen. Den Trichter finden wir nicht. Die Stellung scheint wirklich verlassen. Der Unteroffizier und die Pioniere halten es jetzt für ungefährlich, erheben sich von der Erde und wollen aufrecht den Trichter suchen.

Da — ganz unverhofft — „Qui vive?“ — so plötzlich und unerwartet, daß wir sekundenlang wie erstarrt stehen. Ein zweiter Anruf — der Schreck ist überwunden, es gilt unser Leben — wir müssen die Situation meistern. „Los — drauf!“ brüllt der Unteroffizier. — Wir Pioniere haben unsere Handgranaten abgezogen und in die Rich-

tung des Anrufs geworfen. Da — ein Knall, ein scharfer Geruch — wir stehen in dichtem Qualm. — Auch der Feind hat Handgranaten geworfen. Aber wer achtet darauf — es heißt vorwärts, den Posten überwältigen oder selber überwältigt werden! In geduckter Stellung, einige Sätze im Zickzack vorwärts — etwa zwanzig Schritte vor uns steht ein Mann und schießt mit der Pistole auf uns. Wir schießen laufend auf ihn, doch keiner trifft. Plötzlich wendet er sich zur Flucht — seine Pistole ist leergeschossen, zum Laden keine Zeit, wir sind dicht an ihm — nur der Graben ist zwischen uns. Tot oder lebendig — wir müssen ihn haben! Also Handgranaten raus und ihm nachgeworfen. Plötzlich sehe ich im Graben einen Stahlhelm blinken. Wir selber hatten Mützen auf — also muß ein zweiter Posten da sein. Der Unteroffizier springt schon auf ihn, wir folgen — und schon ist der Mann überwältigt. Mit Blitzesschnelle hatte sich dieses alles abgespielt. Befehle waren nicht nötig — jeder wußte so, was er zu tun hatte. — Aber jetzt war auch die Front lebendig, überall schossen Leuchtkugeln auf. Wir nutzten die Pause zwischen zwei Leuchtkugeln und eilten zurück zur Gasse durch den feindlichen Drahtverhau. Hier sammelten wir uns. Alle waren da — nur ein Pionier fehlte. Ein Infanterist meldete aber, er habe den Kameraden bestimmt zurücklaufen sehen. Das war möglich, denn während des Nahkampfes hatten wir keinen fallen sehen, auch keinen Schrei gehört, der auf Verwundung schließen lassen konnte. Mehrmals riefen wir den Kameraden laut bei Namen, nichts meldete sich. Jetzt setzte Maschinengewehrfeuer ein. Längeres Verweilen konnte gefährlich werden. Im Scheine einer Leuchtkugel betrachteten wir

unseren Gefangenen — es war ein Engländer. Das Rätsel des Versteckspiels war gelöst — denn zuvor lagen Franzosen hier in Stellung.

Zum Glück wurden wir nicht entdeckt — das Niemandsländchen bildete eine Mulde, so daß das ziellose Feuer über uns hinwegging. Vor unseren Stellungen nannten wir unsere Parole, wurden von einem Posten durch eine Zickzackgasse des Drahtverhaues geführt und meldeten uns jetzt beim Abschnittsoffizier. Kaum hatten wir dessen Unterstand betreten, da schlugen englische Granaten ins Niemandsländchen und kurz darauf auch in unsere Gräben ein. Wer weiß, ob wir zehn Minuten später noch unsere Stellung erreicht haben würden? Sämtliche Posten wurden vom Fehlen meines Kameraden verständig, aber nirgends war er eingetroffen — und — er kam auch nicht mehr. — Kamerad — was war damals dein Schicksal? Hast du dich in jener Nacht verirrt und gerietest du in englische Gefangenschaft? Das war noch immer meine Hoffnung; denn es ist schwer, mit dem Gedanken zu leben, einen Kameraden in der Not verlassen zu haben. Wen aber trifft eine Schuld? Wir handelten in gutem Glauben; denn keiner zweifelte daran, dich in unseren Linien wiederzutreffen, und es wäre zwecklos gewesen, dich zu suchen, nachdem wir Gewißheit hatten; denn da war es schon Tag, und falls du noch lebstest, wärest du in Gefangenschaft gewesen.

Vielleicht erhalte ich auf diesem Wege Aufklärung. Kamerad, ich suche dich! Wo bist du, Kamerad Franzen aus der Kölner Gegend, Jahrgang 1899 oder 1900? Robert Kettenmaier, Frankfurt am Main, Mainzer Landstraße 280.

*

Der Vize.

Borne, da sind sie fertig.
Dort qualmt eine donnernde Wand.
Nur einer, ein alter Vize,
Reucht schwer durch das Trichterland.
Den Stahlhelm hat er verloren,
Er taumelt so wirr einher,
Schleppt auf blutender Schulter
Ein leichtes Maschinengewehr.
Ihm kleben vom Schweiß die Haare.
Pulvergeschwärzt sein Gesicht.
Es glüht ihm aus den Augen
Ein wildes, unheimliches Licht.
Haben nicht Zeit, ihn zu fragen.
Die Feinde rennen schon an.
Sie stürmen in dichten Reihen —
Und wir sind noch sieben Mann.
Es brüllt vor uns eine Hölle.
Doch als sie auf hundert Schritt,
Da rattern unsere Knarren;
Der blutende Vize schießt mit.
Es beben seine Hände.
Es rieselt und sickert das Blut.
Doch schießen muß er, schießen,
Er schießt mit verbissener Wut.
Es kippt die erste Welle,
Und die zweite fällt alsodann,
Die dritte, die vierte, die fünfte
Laufen zum Sturme an.
Wir haben uns ganz verschossen. —
„He, Vize, wir hauen ab!
He, Vize, wir müssen türmen,

Sie trampeln uns in das Grab!
 Ein Schuß noch, der allerletzte
 Peitscht hell aus glühendem Lauf,
 Dann sackt der Bize zusammen
 Und richtet sich nicht mehr auf.

E. F. Döll, Kiel, Geibelallee 2.

Zehntes Kapitel

Übernommene Pflicht soll erfüllt werden!

Und der Rundfunk hilft mit.

Dem Reichsfender Köln gingen im Laufe der Monate die seltsamsten Schreiben mit Anregungen zu. Wir bringen hier eins, das von Erfolg gekrönt wurde:

Kurz vor dem Einsetzen der Frühjahrsoffensive in der Champagne 1917 war ich auf der Ortskommandantur als Dolmetscher tätig. Auf dem Boden des Gebäudes fand ich eines Tages ein Skizzenbuch, einige Farbtuben und Pinsel, die Eigentum des Kameraden Büter von der 8. Kompanie, Reserve-Infanterieregiment 30, waren. Diese Truppe soll von der Aisne an die Somme geworfen worden sein. Jedenfalls hat Kamerad Büter nicht mehr ausreichende Zeit gefunden, seine Zeichensachen mitzunehmen. Zwanzig Jahre sind nun seit jener Zeit ins Land gegangen. Jahr um Jahr zwang mich eine unbekannte Macht, mich in die Skizzen und Bilder zu vertiefen. War es das unstillbare Verlangen, meine eigenen Erinnerungen an Kriegserlebnisse zu wecken? Es war mehr! Ich sah in dem Kameraden Büter einen Künstler mit heldischem Mut, der trotz aller Schrecknisse seinen Stift über das Papier gleiten ließ, um die seelische Not des um sein Vaterland ringenden deutschen Menschen darzustellen. Büter zeichnete mit seinem Herzblut das, was hinter den Erscheinungsformen steht: leuchtende soldatische Tugenden, tiefe, deutsche Frömmigkeit

und die von kühner Entschlußkraft getragene Ergebung: Nun, so will ich wacker streiten. — Kamerad Bütter, wo bist du? Jahr um Jahr habe ich dich gesucht, ich wollte dir deine Zeichnungen zurückgeben. Jetzt bietet mir der Rundfunk Gelegenheit dazu. Wo bist du — Kamerad Bütter? Kann ich dir oder deinen Angehörigen das Skizzenbuch schicken? Des leichteren Ausfindigmachens wegen noch einige Bemerkungen: Das Skizzenbuch ist bei Heinrich Dierdorf in Düsseldorf gekauft. Es liegt darin ein Brief des Armee-Oberkommandos des 7. Armeekorps über die Verwendung einer Zeichnung für die Kriegszeitung. Endlich ist eine schnitzige Zeichnung des Gefreiten von Batterang (Franz) vorhanden. Meine Anschrift ist: Rektor Karl Baucks, Coest i. W.

Gesucht und gefunden.

Die Suchmeldung hat einen überraschend schönen Erfolg gehabt. — Der Hersteller der Kriegszeichnungen, der Kunstmaler Bütter, meldete sich selbst, nachdem ihm von mehreren Hörern die Nachricht von der Suchmeldung übermittelt worden war. Aber auch andere Kriegskameraden sandten mir in liebenswürdiger Weise Kunde von dem gesuchten Dreißiger. Einer lud mich sogar zum Stiftungsfest der Dreißiger in Düsseldorf ein. Heute ist das wertvolle Skizzenbuch an den Kunstmaler Bernhard Bütter, Düsseldorf, Mühlenstraße 19, abgeschickt worden. Baucks.

*

Letzte Grüße, die ein Sterbender seinem Kameraden ins Ohr flüsterete, waren jedem Feldgrauen ein heiliges Vermächtnis, etwas, das unbedingt ans Ziel gelangen

mußte. Aber die Nachkriegszeit verwischte oft jede Möglichkeit des Auffindens. Erst der Reichsfender Köln half durch seine prachtvolle Sendung „Wo bist du — Kamerad?“ manchem Suchenden, und viele, die von den Lippen eines dahinscheidenden Kameraden einen letzten Wunsch vernommen hatten, konnten ihn jetzt erstmalig weiterleiten.

Die letzten Grüße.

In der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November 1914 machten wir einen Sturmangriff auf das Dorf Le Quesnoy-en-Santerre, unweit Roye. Wir gelangten bis unmittelbar vor die Brustwehr des französischen Grabens und wurden hier stark unter Feuer genommen. Neben mir lag ein mir unbekannter Lehrer, der schwer verwundet wurde und bald starb. Er trug mir unmittelbar nach seiner Verwundung die letzten Grüße an seine Angehörigen auf, jedoch konnte er seinen Namen und die Anschrift seiner Angehörigen nicht mehr aussprechen.

Aus einer kurz vorher gemachten Äußerung kann ich schließen, daß er als Seminarist das Lehrerseminar in Dorsten in Westfalen besucht haben muß. Alle meine bisherigen Nachforschungen und Anfragen blieben erfolglos.

Wo leben noch Angehörige dieses Lehrers? — Zweifellos ist der Verstorbene später zu den Vermissten gezählt worden; denn der umkämpfte Graben kam nicht wieder in deutschen Besitz, und die in den drei Kampftagen bei Le Quesnoy gefallenen siebenhundertzweiunddreißig deutschen Offiziere und Mannschaften sind von den Franzosen beerdigt worden, und viele haben nachher lange in den deutschen Verlustlisten gestanden.

Ich geriet mit den wenigen Überlebenden, es waren

insgesamt dreizehn, am folgenden Morgen in französische Gefangenschaft.

Mein unbekannter Kamerad kann dem Regiment 80, 87 oder 88 angehört haben, da je ein Bataillon dieser Regimenter in jener Nacht den Sturm ausführten und durcheinandergerieten.

Wer kennt Angehörige, die einen Lehrer vermissen, welcher in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November 1914 an dem Sturmangriff auf Le Quesnoy-en-Santerre bei Roye teilnahm?

Vielleicht ist es mir möglich noch heute, durch dieses Buch, nach mehr als 24 Jahren die letzten Grüße des unbekanntes Kameraden an seine Angehörigen zu übermitteln.

Nachricht erbeten an Lehrer Bernhard Bahnschulte in Neheim, Kreis Arnsberg.

*

Zum Schluß dieses Kapitels bringen wir noch einen kleinen

Suchbericht von Kameradschaft und Bruderliebe.

Es wird gesucht: Anton König von der 2. Kompanie, Infanterieregiment 164, 8. Abteilung, von Ferdinand Flebbe, Garbsen Nr. 97, Post Hannover-Land.

Lieber Kamerad König! Lebst du noch, so gib mal ein Lebenszeichen von dir, da ich dir immer noch zu einem Dank verpflichtet bin dafür, daß du mir geholfen hast, meinen Bruder, der beim Infanterieregiment 230 am 20. Februar 1916 an der Vimyhöhe gefallen ist, Ostern 1917 auf dem Friedhof in Acheville zu finden. Du selbst warst vorher bei den Zweihundertdreißigern. Du wirst

dich meiner noch erinnern. Kurz vor Ostern 1917 (also genau vor zwanzig Jahren) hatten wir den großen Rückzug unter schweren Entbehrungen beendet und sollten eine Ruhestellung einnehmen. Bevor wir verladen wurden, hast du mich noch mit deinem Rasierapparat rasiert, was gerade kein schönes Gefühl war; aber in der Not geht alles; denn ich hatte schon so einen kleinen Vollbart. Auf der Fahrt wurde unser Bataillon angehalten, und wir marschierten durch ein Dorf, wo dicke Luft herrschte. Die Engländer hatten uns in der letzten Nacht die Vimyhöhen weggenommen. Im furchtbaren Schneesturm marschierten wir immer in Richtung auf das Murmeln der Granaten. Wir kamen dann in das Dorf Acheville, in das kurz zuvor unsere Linie zurückgedrängt worden war. Das Dorf lag unter Feuer. Wie uns zumute war, das weißt du ja; denn man munkelte, daß die Vimyhöhen wiedergenommen werden sollten. Im Dorf Acheville machten wir halt, um nähere Befehle abzuwarten. Wir beide standen nebeneinander in der Gruppe, direkt vor der Kirche. Dahinter lag ein großer deutscher Ehrenfriedhof. Da sagtest du zu mir: „Wenn dein Bruder hier an der Vimyhöhe gefallen ist, dann kann es möglich sein, daß er auf diesem Friedhof begraben liegt. Wollen wir mal hinlaufen?“ Ich stand diesem Vorschlag mißtrauisch gegenüber, da ich wenig Hoffnung hatte. Und zudem lag der Friedhof auch unter Schrapnellfeuer. Du gabst aber nicht nach und drängtest mich immer wieder, bis ich zuletzt zu meinem Kompanieführer Leutnant Seelhorst ging und um Erlaubnis bat. Du gingst dann mit mir zum Friedhof, wo wir zuerst ein großes Kreuz sahen, das für alle Gefallenen errichtet worden war. Hier gingen wir rechts vorbei, und zu

unserer größten Überraschung war das erste Grab, das wir sahen, die letzte Ruhestätte meines Bruders. Es waren wohl noch zweitausend Gräber dort vorhanden. Als ich einen Augenblick, Tränen in den Augen, am Grabe meines Bruders verweilte — dies war von einer schweren Granate schon wieder zerrissen —, sagte ich zu dir schweren Herzens: „Wenn ich bei der Erstürmung der Vimyhöhe fallen sollte, so möchte ich dich bitten, mich neben meinem Bruder zu bestatten!“ Darauf gabst du mir zur Antwort: „Dein Wunsch soll in Erfüllung gehen, vorausgesetzt, daß ich selbst dann noch lebe!“ Diese Stunde kann ich im Leben nie vergessen. Ich pflückte etwas Gras von dem Grabhügel meines Bruders und barg es an meiner Brust als Andenken. Leutnant Seelhorst hat dann das Grab fotografiert — er wird sich dessen noch erinnern. Ich möchte ihm auf diesem Wege nochmals meinen besten Dank übermitteln. Auch wirst du dich weiter erinnern, lieber Kamerad König, an die Innung der 8. Abteilung, 2. Kompanie. Weißt du noch, wie Unteroffizier Wegener, Musketier Gerhard Decker, Landsturmmann Prasun, du und meine Wenigkeit Freud und Leid miteinander geteilt haben? Erinnerst du dich an die Kämpfe Juli/August 1917 in Flandern, Oktober 1917, und zum zweitenmal in Flandern, März 1918 an die große Offensive? Unteroffizier Wegener ist ja noch am Leben. Wir haben uns schon einmal wieder gesehen. Landsturmmann Prasun, der nach der ersten Flandernschlacht durch Gasvergiftung nach Deutschland kam, ist auch noch am Leben. Aber Kamerad Decker, wo steckst du? Lebst du noch? Wir sahen uns zum letztenmal auf dem Verbandsplatz am 21. März 1918, abends 8 Uhr. Du warst leicht verwundet, und ich

hatte Leutnant Schmoll, Kompanieführer der 2. Kompanie, Infanterieregiment 164 — ich war Bursche bei ihm —, aus der Feuerstellung zurückgeschleppt, da er sehr schwer verwundet war. Wir beide sprachen dann noch einige Worte zusammen. Seitdem habe ich nichts mehr von dir gehört. Wenn du noch lebst, gib mal ein Lebenszeichen! Und du, Anton König, fuhrst Ende August 1918 in Urlaub. Unsere 2. Kompanie wurde am 9. September aufgelöst. Ich als letzter von der Innung der 8. Abteilung kam zur 4. Kompanie, wo ich am 24. Oktober 1918 gefangenommen worden bin. Von dir habe ich nie wieder etwas gehört und gesehen. Wenn du noch lebst, laß einmal von dir hören, damit ich dir nochmals meinen Dank aussprechen kann, weil ich durch dich die Grabstätte meines Bruders gefunden habe und dadurch meiner Mutter Wunsch, die jetzt auch nicht mehr lebt, erfüllt wurde. Ich habe ihr das Gras und die Fotografie geschickt. Es war für sie ein Trost fürs ganze Leben.

Ferdinand Flebbe, Garbsen 97, Post Hannover-Land.

*

Flandern 1917/18.

I.

Aus Millionen Augen, schlammverschmierten
und eingespuckten, sah das graue Land.
Zerschoss'ner Baum stand kahl im Abendbrand,
und leise Stimmen, Splitterflüge, gierten
im Pulverdunst wenn rot die Sonne schwand,
und schwarze Wölkchen rings den Himmel zierten,
die taub zerpufften und im Raum zerschlierten,
durch den sich hoch ein winzig Flugzeug wand.

Da hockten wir im Stampffeld der Granaten
und harrten lange Nächte vorm Gewehr
und schossen, wenn sich jäh die Gegner nahen,
todschleudernd, Eisenwellen schicksalschwer —,
und waren nichts als standhafte Soldaten,
Wehrinseln in der Kampfplut Feuermeer.

2.

Und dieser fiel und jener brach zur Erde,
den Leib zersplissen, Aufschrei im Gesicht.
Und Fleisch und Eisen, fürchterlich gemischt,
zerschlug doch nicht die drohende Gebärde,

mit der die Todgeweihten zum Gericht
die Kolben wuchtig hoben —, eine Herde
von Riesen, Keulen schwingend ohn' Beschwerde
in zischender Raketen grellem Licht.

So brachen wir den Ansturm und zersprengten
mit Handgranaten, was sich nicht ergab,
und stürzten selber in die blutdurchfränkten

Erdlöcher, einig mit dem Feind im Grab,
wo uns, den lang vom Schlachtenlärm Bedrängten,
der Tod dann endlich seinen Frieden gab.

Goswin P. Gath (Köln-Sürth),
8. Minenwerfer-Komp. — Inf.-Regt. 153.

Elftes Kapitel

Hilfe für Gefangene auf der Flucht!

Gefangene auf der Flucht — ein Kapitel für sich.
War der deutsche Soldat in Gefangenschaft geraten,
dann lebte in ihm meistens nur die Hoffnung auf eine
baldige Rückkehr zum Truppenteil. Wahre Heldentaten
sind vollbracht worden im Bestreben, die lästigen Fesseln
der Gefangenschaft abzustreifen. Es hat immer noch
gekämpft, wenn auch ohne Waffen, das gefesselte Heer.
Die Flucht spielte im Leben eines Kriegsgefangenen eine
große Rolle, und für jede noch so kleine Hilfe war man
von Herzen dankbar. Fluchterlebnisse sind heute noch
nicht vergessen und werden ewig in der Erinnerung der
Teilnehmer weiterleben. Manchmal war es mehr als
brenzlich, und man ging hart am Tod vorbei. Manchmal
aber brachte ein lustiges Erlebnis neue Hoffnung und
neuen Mut in die Herzen, besonders wenn der Gegner
dabei sehr schlecht wegkam. So berichtet Kamerad
Schliesing aus Essen, Am Krausen Bäumchen 101:

Ich war mit meinem Kameraden Richard Christollik
aus Breslau im August 1917 auf der Flucht aus der
Gefangenschaft der

104. Prisoner of War Company

zur Front. Hierbei passierten wir das ganze Comme-
gebiet. Seit drei Tagen und drei Nächten hatten wir
nichts mehr zu essen. Nach einem anstrengenden Nacht-
marsch befanden wir uns morgens gegen 10 Uhr bei

Péronne zwischen der Somme und dem Kanal. In dem hohen Schilf des Sommeufers konnte uns niemand entdecken. Mit einem Male sagte mein Kamerad Richard: „Mensch, Alois, riechst du nichts?“ Ich sagte: „Nein!“ „Du riechst nichts?“ „Doch, jetzt rieche ich's — gebratenen Speck!“ — Wir nahmen ein paar Nasen voll und machten uns dann auf Schleichtwegen auf, um festzustellen, woher der Geruch kam. Vom Rande des Schilfes aus erspähnten wir dann die englische Feldküche der naheliegenden Brückenwache. Der fertiggekochte Tee für das Frühstück und der gebratene Speck standen auf dem Ofen. In den Regalen lagen Brot, Konserven und allerlei Sachen mehr, die wir schon lange entbehrten. Wir drehten mächtige Stielaugen. Mit einem Male entfernte sich der Koch, mit einem Korbe bewaffnet. Sobald er außer Sicht war, machten wir Sprung auf — marsch, marsch zur Küche hin. Ich schnappte mir die Pfanne mit dem Speck und den Kübel mit dem Tee mitsamt Milch und Zucker. Mein Kamerad stürzte sich auf Brot, Butter und Konservenbüchsen. Das Schnarchen der zwölf Mann starken Wache, welche in einem Nebenraum schlief, konnte uns nicht abhalten. Mit einer affenartigen Geschwindigkeit waren wir wieder zurück in unserem Versteck und fielen über die Leckerbissen her. Mit einmal hörten wir einen furchtbaren Krach — der Koch war zurückgekommen und fand seine leere Küche. Er stürmte in den Schlafraum seiner Kameraden in der Annahme, daß diese ihm einen Streich gespielt hätten. Fassungslos stand nun die Wache in der Küche, während wir beiden uns in unserem Versteck vor Lachen den Bauch halten mußten. Zuletzt mußte ein in der Nähe arbeitender chinesischer Kuli

herhalten, welcher vom Koch unschuldig verprügelt wurde. Uns aber war es wieder möglich, unsere Flucht fortzusetzen, die wir fast schon als hoffnungslos aufgeben wollten.

*

War das nicht eine wundervolle Hilfe auf der Flucht?! Auch ohne Absicht der Helfenden! Das ist ja gerade der herrliche Spaß!

Auf gleicher Linie bewegt sich die nachfolgende Meldung. Einer, der nicht in die Geheimnisse der Kriegsgefangenschaft und in die Fluchterlebnisse eingeweiht ist, könnte dies alles für baren Unsinn halten. Doch es ist lautere Wahrheit! Das beweist schon der Erfolg dieser Suchmeldung des Reichsfeldmarschalls von Köln.

Achtung, Kamerad vom französischen Kriegsgefangenenlager Miramare, Bouches du Rhône!

Kameraden des französischen Kriegsgefangenenlagers Miramare Bouches du Rhône, entsinnt ihr euch noch, als der „Afrikaner“ Karl Clemens im Herbst 1916 zu euch kam, um seine Internierung in der Schweiz abzuwarten? Nach einigen bangen Monaten des Wartens klappte es. Als ich dann wegging, versprach ich, wiederzukommen. Dies geschah auch nach dem Waffenstillstand, indem ich als Lokomotivführer der Übergabekommission nach dort kam. Trotzdem ich morgens um 5.30 Uhr schon ankam, war es bei euch bereits schon bekanntgeworden. Mittags besuchte ich euch dann im Lager, wo ich als alter Bekannter ohne weiteres eingelassen wurde. Dann sahen wir uns jeden Tag, und mancher Gefangene konnte sonntags, natürlich ohne Wissen der Bewachung, in Zivilkleidung für einige

Stunden den Stacheldraht verlassen. Das Beste war aber, daß wir eine Anzahl Gefangene mit unseren Transporten in die Heimat beförderten. Glück hatten wir dabei! ... Wehe, wenn wir geschnappt worden wären! Der letzte Transport war der schönste. Die Wache brachte uns bis Frankfurt und merkte nicht, daß wir mehr Menschen waren, als auf der Liste standen. Gefährlich war es doch! Und nun, wo seid ihr Kameraden Theodor Lenzen, Oberlehrer in Ahlen, Sohn eines Apothekers in Münster; Walter Schneider, Sohn eines Fotografen aus Bonn; Ernst Wernicke aus Lützel bei Koblenz? Dich schleppte ich noch mit bis Büßbach in Hessen, wo du richtige Entlassungspapiere erhieltest, um in das besetzte Gebiet zu kommen. Was machen die Brüder Jansen aus Aachen, Fritz Eurenz aus Gladbach, von dem ich noch einen Brief aus dem Lager von Ostern 1919 besitze? Ferner besitze ich von dem Sattler aus Goeß ein Rucksack, den er mir in Frankfurt übergab. Schreib mir, wenn euch dieser Ruf erreicht, wo ihr steckt und was ihr macht! Meine Anschrift ist: Carl Clemens, Hau-Bahnhof über Kleve, Peter-Eich-Straße 35.

Die Antwort war ein vielfacher Erfolg:

Ihrem Wunsche zufolge, Ihnen den eventuellen Erfolg mitzuteilen, kann ich Ihnen mit heißem Dank schreiben, daß der Durchspruch nicht hundert Prozent, sondern fünfhundert Prozent Erfolg hatte. Ich suchte namentlich acht Kameraden aus dem Lager Miramare, weil mir diese Namen noch geläufig waren. Heute morgen kam die siebenunddreißigste Meldung, und was alles für liebe und anhängliche Briefe! Ja, sie hatten

nicht vergessen, daß ich meinen Kopf riskierte, um sie aus dem Stacheldrahtzaun herauszuholen. Und nun einige Beispiele. Der zuerst genannte Apothekersohn sitzt wohlgenut am Gerät (er ist jetzt Studienrat in Menden, Kreis Iserlohn). Auf einmal kommt die Meldung. Da schnappt er die Feder und — wird dann als erster selbst gesucht. Karte schreiben, zum Bahnhof bringen, war eins, und zehn Stunden nach der Durchgabe hatte sich bereits der erste gemeldet, das heißt war ich im Besitze der Meldung. Kamerad Eurenz aus M.-Gladbach saß auch am Lautsprecher und meldete sich sofort, dann kamen all die anderen und viele, die mir Adressen von ehemaligen Lagerinsassen sandten, so daß ich überreich beglückt bin. Ich sage dem Rundfunk für die klare Durchgabe, dem Intendanten Dr. Glasmeier für das wunderbare Rundfunkprogramm und die mir dadurch gegebene Gelegenheit, meine Kameraden wiederzusehen, meinen unaussprechlichen Dank. Mögen sich auf diesem Wege noch viele Kameraden wiederfinden. Nochmals heißen Dank.

Carl Clemens.

*

In den folgenden Meldungen suchen drei deutsche Männer ihre kriegsgefangenen Kameraden, denen sie in der wilden Nachkriegszeit zur Flucht verholfen haben. Entweder hat der Ruf die Gesuchten nicht erreicht, oder sie weilen nicht mehr unter den Lebenden, oder der Reichsfender Köln hat das Ergebnis dieser Suchmeldungen diesmal nicht erfahren. Trotzdem, die drei Begebenheiten sollen als Dokumente einer bewegten und bitteren Zeit hier unverändert wiedergegeben werden:

Es war im Jahre 1918/19. Viele deutsche Kriegs-

gefangene entflohen aus der französischen Gefangenschaft. Ich wohnte zu dieser Zeit mit meinen Eltern in Schifflingen (Luxemburg). Ich fuhr häufig mit dem Rad nach Audun-le-Roman, ungefähr drei Stunden nach Frankreich hinein, wo die ersten Gefangenenlager waren. Hier kam ich öfters mit deutschen Kriegsgefangenen zusammen. Als sie merkten, daß ich Deutscher war, wurden sie in der Sprache viel freier und erzählten, daß sie dieses Hundeleben satt hätten. Tag für Tag mußten sie Schutt laden. Sie sprachen von Flucht und fragten, wie weit es nach Deutschland wäre und wie man am besten dahinkommen könnte. Da der französische Posten mich schon kannte und ich die französische Sprache beherrschte, kümmerte er sich nicht weiter um mich. Ich erzählte den Gefangenen, daß es keine drei Stunden bis nach Luxemburg sei und man von dort aus leicht nach Deutschland kommen könnte. Die Auslandsdeutschen hätten sich bereits zusammengefunden und Kleider und Geld gesammelt, um auf diese Art ihren gefangenen Landsleuten zur Flucht zu verhelfen. Die Sache klappte dann auch. Meistenteils hielten sich die Flüchtlinge in den Wäldern auf und trauten sich nicht heraus. So wurde mir die Aufgabe zuteil, nachts zwischen 12 und 1 Uhr, wenn alles still war, in den Wald zu gehen und die Flüchtlinge in die Häuser der deutschen Einwohner zu bringen. Ich habe diese Aufgabe gern übernommen. Es standen hierfür hohe Strafen aus. Da ich erst sechzehn Jahre alt war, habe ich doch manches Mal große Angst ausgestanden. Um sie zu verschrecken, sang ich im Walde dauernd. Gleichzeitig hoffte ich dadurch, die Flüchtlinge auf mich aufmerksam zu machen, was mir auch gelang. Die Sache ging in

folgender Weise vor sich: Die Männer mit ihren grauen und grünen Röcken und mit dem daraufgemalten großen weißen P. G. konnten so nicht weiter. Darum wurde Zivil angelegt, und somit konnten sie frei die Luxemburger Bahnen benutzen und bis Wasserbillig fahren. Von da aus wurden sie über die Grenze geschmuggelt, zum ersten deutschen Ort Roth. Von da aus ging es trotz Rheinlandbesetzung nach der Heimat. Etliche gaben ein Lebenszeichen, viele aber nicht. Wo seid ihr, Kameraden? Seid ihr gut in die Heimat gekommen? Einige sind mir noch im Gedächtnis geblieben, z. B. ein gewisser Marschall aus Bayern. Es waren meistens Bayern. Dabei war ein Lehrer aus Neuwied (Rheinland). Einer aus dem Bayrischen Wald in der Nähe von Cham war auch dabei. Schreibt an Friedrich Freuen, Dortmund, Robertstraße 25.

*

Ehemalige deutsche Kriegsgefangene in Deutsch-Dth (Lothringen)!

Der Krieg war zu Ende. Die deutschen Truppen hatten kaum unseren Ort Deutsch-Dth verlassen, als auch schon Franzosen und Amerikaner einrückten. An einem Tage nun, in der Dämmerung, jagte ich mit zwei Schulkameraden hinter einem Eichhörnchen her, als wir mitten im Walde durch ein Geräusch erschreckt wurden. Wir sahen uns ängstlich um und entdeckten drei amerikanische, nein, drei deutsche Soldaten in amerikanischer Uniform. Als diese an unserer Sprache merkten, daß wir Deutsche waren, kamen sie auf uns zu und erzählten uns, daß sie sich auf der Flucht befänden, und baten uns, ihnen weiter behilflich zu sein. Sie wollten gerne die

Zone passieren, in der die Amerikaner lagen; denn mit diesen würden sie leichter fertig werden, weil sie ihnen auf der Flucht schon mehrfach geholfen hätten. Wir ließen uns nicht lange bitten und machten uns auf den Weg zur luxemburgischen Grenze. Dann verabschiedeten sich die Soldaten mit einem kräftigen Händedruck. Vorher warnten wir sie noch vor einem amerikanischen Patrouillenreiter, der uns als großer Deutschenfresser bekannt war. In der Hoffnung, daß den dreien die Flucht gelingen möchte, machten wir uns im Lauffschritt wieder auf den Weg nach Hause. Am nächsten Tage sollte ich etwas einkaufen. Aber — o Schreck! — mitten im Ort sah ich plötzlich den amerikanischen Patrouillenreiter mit unseren drei Flüchtlingen auf dem Weg zur französischen Kommandantur. Vor Angst bin ich damals weggelaufen. Mittlerweile bin ich nun aus Lothringen ausgewiesen und möchte gerne erfahren, wie es den drei Flüchtlingen aus der Kriegsgefangenschaft damals ergangen ist.

Willi Kästner, Castrop-Rauel, Dskarstraße 80.

*

Ehemalige französische Kriegsgefangene — herhören!

Im Frühjahr 1919 kamen drei deutsche Kriegsgefangene, welche aus einem französischen Lager entwichen waren, in einem engen, bewaldeten Tal in Lothringen an. Sie waren schon tagelang unterwegs und klopfen an der Tür einer villenähnlichen Werkswohnung in der Nähe eines Erzbergwerks an, als die ersten Bergleute zur Frühschicht gingen. Der erstaunte Hausherr ließ sie ein. Die Hausfrau sorgte für Kaffee und Brot. In etwa hundertfünfzig Meter Entfernung

lag ein französisches Wachkommando. Die Gefangenen erhielten daher für einige Tage Lebensmittel und wurden vom Hausherrn in den nahen Wald gebracht, wo sie den Abend abwarten sollten. Am Nachmittag suchte und fand sie der Hausherr in einer Mulde schlafend. Er brachte, wie versprochen, Streichhölzer, Kerzen und Karten und gab Weisung und Richtung für den Weitermarsch.

Einer der Geflüchteten war Lehrer und sehr kurzichtig. Die übrigen waren Westfalen. Jener Hausherr nun wurde später mit seiner Familie aus Lothringen ausgewiesen. Er würde sich freuen, wenn jene Gefangenen glücklich heimgekommen wären und von sich hören ließen.

Heinrich Heinz,
Essen-Rellinghausen, Rentelichtweg 110.

Zwölftes Kapitel

Kameradschaft im „Gefesselten Heer“!

Hineingegriffen in das mannigfaltige Erleben der oft bitteren Kriegsgefangenschaft! Wirklich, wir, die ehemaligen P. G's und P. D. W's aus den Lagern Frankreichs und Englands haben unseren damaligen Begnern und Wächtern kaum zu danken. Wir wußten nicht, wofür! Aber die Bitternis jener Jahre soll vergessen und begraben sein im Namen der Verständigung und des Völkerfriedens. Doch es wäre ungerecht gegen die Kameraden vom „Gefesselten Heer“, wollte man ihre Heldentaten hinter den Mantel der Vergessenheit stellen.

Zahllos sind die Anfragen ehemaliger Kriegsgefangener. Nur einige seien hier wiedergegeben.

Einer aus dem „Kronprinzenlager“ ruft!

Infanterieregiment 16, 3. Maschinengewehrkompanie.

Als wir abends bei der Ferme Dameneuve in Stellung gehen wollten, erhielten wir so schweres Feuer, daß wir vier Verwundete zurücklassen mußten. Weißt du das noch, Kamerad, der du Melder bei Leutnant Mevissen warst? Da der Gegner das Gelände bis weit hinter der Front unter Trommelfeuer hielt, hatten wir beide den Anschluß verloren, fanden aber schließlich unter schweren Anstrengungen zurück durch einen Hohlweg, in dem die

Bagagewagen und Munitionskolonnen zusammengefahren waren. Wir machten dann kurze Rast in einem Nachrichtenstollen. Da schlug ein Volltreffer in einen Trupp Elisabether, die auch Zuflucht in diesem Stollen suchten, und ließ vier Kameraden zurück, davon einen mit einem schweren Bauchschuß. Wir kamen dann in einen Keller, in dem um einen Tisch nur tote Kameraden saßen. Endlich fanden wir unsere Maschinengewehrbedienung. Wo seid ihr, Kameraden vom Maschinengewehr des Unteroffiziers Friß Höhn? Erinnerst ihr euch noch des 23. Oktobers, als der Gegner morgens um 8 Uhr angriff und die Handgranaten vom Rücken her um unsere Köpfe und neben uns herprasselten? Als uns keine Rettung mehr übrigblieb, stürmten wir Hals über Kopf in den Stollen. Wir hatten unser Schussfeld nach vorne und merkten im Geknatter der Gewehre und Granaten nicht, daß der Gegner uns umzingelt hatte und uns vom Rücken her angriff. Wo ist der Minenwerferunteroffizier, den wir schwer verwundet vom Tal in unseren Stollen holten? Als der Feind uns durch Handgranaten und später durch Gas zwang, den Stollen zu verlassen, kletterten wir einer nach dem andern den Lichtschacht hinauf, den eine Mine in den Stollen gedrückt hatte. Als ich hinauskam, legte ein in der Nähe stehendes feindliches Maschinengewehr auf mich an; ich warf mich auf die Erde, erhielt aber noch einen Schuß durch die Hand und ins Hinterteil. Vier Tanks, die wir vor uns hatten, rasselten an mir vorbei. Ich lief, so gut ich konnte, fand aber kein Durchkommen mehr und geriet in Gefangenschaft. Nachdem wir dort zuerst noch Frontdienste geleistet hatten, ging es über Coissons nach dem großen Kronprinzenlager, wo wir sieben Tage im

Regen unter freiem Himmel verbrachten. Später kamen wir nach Willers. Kameraden der 3. Maschinengewehrkompanie, Infanterieregiment 16, erinnert ihr euch dieser Vorfälle, und was macht ihr: Leutnant Mevissen, Feldwebel Heiderich aus Köln-Mülheim, Unteroffizier Fritz Höhn und dessen Maschinengewehrbedienung, Kamerad Mechalski und Frankowiaß, sowie alle anderen Kampfgefährten? Schreibt an Hermann Hartmann, Remscheid, Blumenstraße 40.

Dankschreiben des Suchenden an den Reichs-
sender Köln:

Ich hatte gleich Erfolg. Sonntag meldete sich schon unser Leutnant Mevissen aus Köln, dann kam ein Brief von meinem Frontkameraden Fritz Grote aus Wellin über Stolzenau an der Weser. Dieser war mit mir am Maschinengewehr, als wir vom Franzmann überrascht wurden und in den Stollen stützen gehen mußten. Später zwang uns Gas, den Stollen zu verlassen. Wir krochen durch den Lichtschacht raus. Der Kamerad schreibt, ob ich es war. Er meint bestimmt, ich wäre es gewesen. Wir waren alle am Ersticken, und da hatte er mir in der Todesangst in die Beine gekniffen, da wäre ich ausgerutscht und hätte ihm dabei auf die Nase getreten, wodurch er starkes Nasenbluten bekommen hätte. Er mußte die Gasmaske absetzen. Wäre ich im Augenblick nicht oben gewesen, hätte der arme Kerl sein Leben gelassen! Hoffentlich werden wir uns noch öfter schreiben, so schreibt er. Dann habe ich mehrere Anfragen nach verschiedenen Kameraden, ob ich nicht wüßte, wo die geblieben sind. Ich habe sie alle beantwortet. Heute, Sonntag, kam noch ein Brief von meinem Kompanie-

kameraden Wilhelm Schäfer aus Köln. Auch unseren Feldwebel Heiderich habe ich gefunden, er wohnt auch in Köln-Holtweide. Diesen Erfolg verdanke ich dem Kölner Sender. Das war für mich ein schönes Weihnachtsgeschenk. Es nehme jetzt der Ansager vom Funkappell meinen besten Dank hin, vor allen Dingen danke ich dem Schöpfer dieser Sendung, dem Herrn Intendanten. — Vier Kameraden habe ich gefunden. Durch diese werde ich sicher noch mehr finden.

Hermann Hartmann.

*

Verwegene Flucht!

Ein erschütterndes Erlebnis schildert uns Gustav Dreier, Duisburg-Ehingen, Huckinger Straße 31. Er schreibt:

Als Angehöriger der 1. Sturmkompanie der 30. Infanteriedivision geriet ich am 17. April 1917 in französische Gefangenschaft. Januar 1919 kam ich auf die Festung Verdun. Hier faßte ich mit noch drei Kameraden den Entschluß zur Flucht. Leider wurde ich von diesen drei Kameraden sehr bald getrennt. Das kam so. Bei einer Verfolgung nicht weit von Verdun sprangen wir einen fahrenden Güterzug an. Mit angezogenem Körper hingen wir jeder seitlich an einem Waggon an der L-Schiene, auf der die Räder der Schiebetür ruhen. Nach einiger Zeit passierte der Zug einen Felsabhang. Als ich mich darauf nach meinen Kameraden umschaute, sah ich sie nicht mehr. Ich vermute, daß sie sich nicht mehr halten konnten und den Felsabhang, den sie vielleicht gar nicht einmal gesehen hatten, hinabgestürzt sind. Ich selbst wurde noch mehrere Male festgenommen. Aber

immer gelang es mir noch, zu fliehen, sogar aus dem Gefängnis in Esch (Luxemburg). Nach meiner Ankunft in Deutschland erkundigte ich mich selbstverständlich sofort nach meinen drei Kameraden in Frankreich. Ich konnte nur erfahren, daß einer von ihnen im Lazarett lag. Vielleicht warten die Frauen oder Eltern dieser drei Kameraden noch heute auf ihren Ernährer.

Mir drängt sich nun die Frage auf: Wo bist du, Kamerad Paul aus Rostock, der du dich mit allen Fasern deines Herzens nach deinen alten Eltern sehnstest und selbst den Tod nicht fürchtetest für deine Freiheit? Wo bist du, Gefreiter Franz Görz, der du dich noch in der letzten halben Stunde zu unserer gemeinsamen Flucht bereitgefunden hattest? Wo bist du, Unteroffizier aus Bielefeld, der du den Truppführer markiertest? Unter deiner Führung zeigten wir bei dem Ausmarsch aus Verdun den uns begegnenden französischen Offizieren kaltblütig mit stramm angezogenem Spaten einen Parademarsch, wie diese ihn noch nie gesehen hatten, so daß zuerst niemand Verdacht schöpfte und keiner uns für Flüchtlinge hielt. Und vielleicht hörst auch du jetzt zu, deutsche Mutter auf französischem Boden in der Nähe der luxemburgischen Grenze bei Esch, die du einen deutschen Soldaten unter Todesängsten aufgenommen und ihm weiter zur Flucht verholfen hast, obwohl französische Soldaten bei dir einquartiert waren! Du gabst mir noch ein halbes Brot und eine Flasche Kaffee mit auf den Weg.

Wo bist du, deutscher Gastwirt aus Villerupt, der du mich ebenfalls verpflegtest und mich in die Nacht herausbegleiten ließest, damit ich den Schmugglerweg über die Grenze finden konnte? Besonders deine fette Rindfleisch-

suppe trug viel bei zum Gelingen meiner Flucht aus dem Gefängnis zu Esch. Wo bist du, deutscher Bauer aus der Gegend von Echternach (Luxemburg), der du mich drei Tage verpflegtest und auf deine eigene Gefahr über die Grenze brachtest?

Hoffentlich hört der Kamerad Gustav Dreier, Duisburg-Ehingen, Huckinger Straße, recht bald von diesen Menschen, die an seinem Schicksal damals in so weitgehender Weise teilgenommen haben.

Das zweite Schreiben des Kameraden Dreier nach der Suchmeldung lautet:

Ich habe acht Zuschriften erhalten, davon sieben aus dem Rheinland und eine aus Pommern, teilweise von alten Kameraden. Außerdem schrieb mir die Witwe eines Bauern aus Uebach, ob ich derjenige sei, der sich 1922 bei ihr auf dem Hofe als flüchtiger Kriegsgefangener ausgab. Sie hätte dem Flüchtling mit Lebensmitteln, Kleidern und vierhundert Papiermark ausgeholfen. Ich mußte der Witwe leider mitteilen, daß sie wahrscheinlich das Opfer eines Betrügers wurde; denn 1921 kehrten die letzten Kriegsgefangenen aus Frankreich zurück.

Von den Kameraden und Angehörigen, die ich suchte, habe ich leider keine Nachricht bekommen. Da die drei Kameraden jedenfalls auf der Flucht zu Tode kamen, konnten die Angehörigen von französischer Seite aus keine Todesnachricht erhalten, so daß diese schließlich glauben, sie würden in Frankreich festgehalten. Ich wäre deshalb auch gerne mit einem dieser Angehörigen in Verbindung getreten.

Gustav Dreier.

Der Lebende in der Todesbaracke.

Ich kam Ende Juli 1918 in der Nähe von Chateau Thiery verwundet in französische Gefangenschaft. Nach meiner Wiederherstellung kam ich Anfang September nach Pierrefonds ins Lazarett und mußte Dienst tun. Das Lazarett bestand aus einem großen Steinbau und einem Duzend Zelte und Baracken. In diesen Lazarett-hof mündete die Eisenbahn. Die deutschen Flieger hatten das Städtchen schon schwer mitgenommen, und da hier die Endstation der Eisenbahn lag, bekamen wir jeden Abend Fliegerbesuch. Als eines Abends eine Bombe in eine Baracke fiel, wurden die Zelte und Baracken geräumt. Die Verwundeten wurden zehn Minuten weiter in einem großen Schloßkeller untergebracht. Ein Gefangener und ich mußten nachts in dem zu räumenden Lazarett Dienst tun und die von der Front kommenden Autos mit Verwundeten zum Schloßkeller schicken. Nur die Toten sollten wir in eine Baracke tragen. Eines Abends kam ein Arzt, der etwas Deutsch konnte, zu mir und sagte: „Am Tor kommt eine Auto, eine deutsch Offizier drinn, tot, nicht verwundet, verbrannt von Sonne!“ Ob er wohl Hitzschlag meinte? Ich weiß es nicht. Ich bringe den toten Offizier mit meinem Kameraden auf einer Tragbahre in eine Baracke. In der Baracke stand auf einem Tisch eine Sturmlaterne mit Zeitungspapier unwickelt, wegen der Flieger. Alle Fenster waren blau gestrichen. Mein Kamerad geht gleich wieder raus; denn die Flieger brummt schon heran. Der tote Offizier lag mit dem Gesicht auf dem Eisengelenk der Tragbahre. Da kein richtiges Licht in der Baracke war, bückte ich mich tief herunter, um den Kopf des Toten wenigstens vom

Eisengelenk abzulegen. Aber als ich dem Toten ins Gesicht fühlte, bekam ich (man bedenke, als Frontsoldat!) Angst. Ich war in drei Säßen zur Tür hinaus, als wenn mich einer verfolgte. Am Tor traf ich den französischen Arzt. Ich trat vor ihn hin und sagte ihm stotternd: „Ich glaube, der Offizier ist nicht tot!“ Der Arzt aber lächelte und sagte: „Du siehst Gespenster!“ Und ging weiter. Etwas später traf ich den Arzt wieder und bat ihn, er möchte einmal mitgehen, doch er lächelte nur und meinte, ich solle mich hinlegen und schlafen, die Flieger hätten mir wohl zu stark zugesetzt. Als der Arzt nach einiger Zeit zurückkam, ging ich wieder auf ihn zu. Ich war noch nicht ganz bei ihm, da sagte er: „Na komm, sonst kannst du nicht schlafen!“ Als wir neben dem Toten standen, machte der Arzt seine Taschenlampe an und hob den Kopf des Offiziers, und richtig, der Tote öffnete etwas die Augen und hob den Kopf, als der Arzt ihn losließ. Der Arzt gab mir gleich eine Schachtel Zigaretten und sagte: „Gute Kamerad!“ Ich mußte noch jemand holen und den lebenden Toten nach Zelt 5 bringen. Dem deutschen Sanitätssergeanten, welcher hier Dienst machte, erklärte der Arzt: „Das ist eine Offizier von deine Regiment!“ Als der Sergeant den Offizier als seinen Kompanieführer erkannte und ihn anrief: „Herr Leutnant Krüger!“, öffnete er die Augen und sah uns groß an. Was weiter geschah, weiß ich nicht, denn die Flieger singen wieder an zu surren, und der Arzt schickte mich weg.

Ich bitte, wenn der Leutnant Krüger oder der Sanitätssergeant dies zu Gehör bekommen, mir ihre Adressen zukommen zu lassen. Meine Adresse ist Josef Laenen, Ratingen bei Düsseldorf, Bechemerstr. 40.

Der gesuchte Offizier meldete sich nicht mehr. Vielleicht hat ihn später noch das Soldaten- und Gefangenschicksal ereilt.

*

Über den Humor deutscher Kriegsgefangener erzählt Kamerad Johann Grüter, Essen (Ruhr), ehemals in der 28. Prisoners of War Company:

Ein englischer Oberst, der Spaß versteht!

Trotz unserer nicht gerade glänzenden Lage hatten wir unseren Humor nicht verloren. Darüber haben sich die Engländer immer wieder gewundert. So hatten wir von Zeit zu Zeit eine Theatervorführung oder ein Vokal- oder Instrumentalkonzert oder auch mal einen sogenannten Buntten Abend. Und von einem solchen soll jetzt die Rede sein. — Wir hatten in der Kompanie einen Karikaturenzeichner, der eine ganze Menge konnte. So machte er uns für den bewußten Abend etwa zwanzig Bilder, auf denen unsere Engländer mächtig angeulkt wurden. Nun waren kurz vor dem geplanten Abend zwei Kameraden ausgerückt. Aus diesem Anlaß ließ der englische Kapitän bekanntmachen, wenn noch mal welche austrückten, würde er die Chinesen auf unseren Arbeitsplatz schicken. Sie hätten lange Messer und würden aus uns Gefangenen Hackfleisch machen. Wie auf Kommando lachte die ganze Kompanie laut los, als die Bekanntmachung verlesen wurde; denn wir standen mit den Chinesen auf bestem Fuß. So waren denn auf einer Karikatur auch drei Chinesen zu sehen mit lang herabhängenden Zöpfen und Messern, so groß wie Seitengewehre, auf der Suche nach einem ausgerückten deut-

schen Gefangenen. Der aber saß vergnügt hoch oben auf einem Lichtleitungsmaß und machte den Chinesen eine lange Nase. — Dann war noch bei der englischen Lagerwache ein Sergeant, der meist die Zahl der Gefangenen nicht richtig zusammenkriegen konnte. Auch er war auf einem Bild verewigt — mit einem Spazierstock unter dem Arm, das Notizbuch in der Hand, in dem man lesen konnte: „280 und 3 = 282. O weh — schon wieder einer zu wenig!“ — Solche und ähnliche Bilder hatte unser Zeichner also gemacht. Nun sollten diese unter Musik und Gesang und humoristischen Darbietungen am Buntten Abend vorgeführt werden. An dem bewußten Abend aber gab es eine Überraschung — der Herr Oberst, Kommandant mehrerer Gefangenenlager, hatte sich mit zwei Adjutanten plötzlich für den Buntten Abend zu Besuch angemeldet. Was tun? Die Bilder vorführen? Nicht vorführen? — Unser Feldwebel Dieterle machte allen Überlegungen ein Ende. „Das wollen wir schon machen!“ sagte er. „Ich werde die Bilder selber vorführen!“ Nun — der Abend kam und mit ihm nicht weniger als acht englische Offiziere. Na, das konnte ja gut werden! — Ich hatte mir nun einen Platz gesichert, von wo aus ich die Offiziere, besonders aber den Oberst, gut beobachten konnte. Einer unserer Dolmetscher, Alfred Eiminkel, war dem Obersten zugeteilt, um ihm das Nötige zu übersetzen. Der Bunte Abend fing an. Als die Bilder kamen, habe ich nur noch den Obersten beobachtet. Der Dolmetscher erklärte, und der Oberst schüttelte sich fast vor Lachen. Der Abend ging zu Ende — da ließ der Oberst unseren Kompaniefeldwebel kommen und fragte ihn, wer die Bilder gemacht habe. Da meinte der Feldwebel, das könnte er dem Herrn Oberst nicht sagen.

Darauf der Oberst: er wolle weiter nichts von dem Mann, als ihn fragen, ob er ihm die lustigen Bilder nicht überlassen wolle. Selbstverständlich wurden ihm die Bilder zugesprochen. Er erklärte noch einmal, wie wohl er sich unter uns gefühlt habe und wie es ihn freue, daß wir auch im Lager unseren Humor behalten hätten. — Einige Tage später hatten zwei Mann von uns im englischen Offizierskasino zu tun. Da hingen die Bilder fein säuberlich an der Wand, um den Engländern vom Humor des deutschen Soldaten zu erzählen. — Wißt ihr es noch, ihr Kameraden von der 28. Prisoners of War Company?! —

Weihnachten in sibirischer Gefangenschaft.

Aus dem Kriegstagebuch des Kameraden
Josef Bergermann in Borktrop.

Am 3. Dezember 1915 stand ich am Fenster des obersten Stockwerkes der großen Russenkaserne. Mein Blick schweifte über die spiegelglatte Eisfläche des Amur. Die Sehnsucht nach der Heimat machte die Folter der Gefangenschaft fast unerträglich. Zerlumpt, verlaust und halb verhungert sah ich mit gemischten Gefühlen dem nahenden Weihnachtsfest entgegen. Nach einer Stunde empfing mich unten der trotz der schlechten Behandlung immer gut aufgelegte Düsseldorfer Lehrer Julius Gebler, der bei uns kurz „Speuß“ genannt wurde. Ich sah ihn mit einigen Kameraden in eifriger Unterhaltung. Gegenstand des lebhaften Gespräches war eine Weihnachtsfeier im Lager.

Weihnachten, Weihnachten — ein Traum für einen Kriegsgefangenen! Die Russen gönnten uns ja nicht

einmal einen Christbaum. Sie wollten doch nur, daß wir hier elend verkommen und zugrunde gehen sollten. Da rief Speuß: „Quatsch! — Wir feiern Weihnachten!“ „Ohne Baum?“ „Den machen wir uns selbst.“

Der Schreiner Heini Kottmann aus Gladbeck versuchte nun, aus einigen zwei Meter langen Brettern mit einem krummen Messer, das er aus einem Stück Band-eisen hergestellt hatte, einen Weihnachtsbaum herzustellen. Aus dem ersten Brett entstand eine eineinhalb Meter lange Stange, der Stamm. Aus dem zweiten und dritten Brett schnitzte Heini dünne Stäbchen, die Zweige. Aus den Spänen wurden die Nadeln des Tannenbaumes geformt, die, eingekerbt und auseinandergebogen, den Zweigen einverleibt wurden. Jede Hand der dritten Kotte half fleißig mit. Der Dolmetscher hatte den Auftrag, grüne Tinte, den Anstrich, herbeizuschaffen. Acht Tage arbeiteten wir emsig an unserem kleinen Bäumchen. Bald sollte es in seiner ganzen Pracht vor uns stehen.

Plötzlich kam der schräge „Jonny“ ganz verwirrt in unsere Behausung und rief: „Deutsche Schwester!“ Da ertönte auch schon das Kommando der russischen Posten: „Smyna! — Achtung!“ Ganz plötzlich und überraschend weilte eine deutsche Schwester mitten unter uns. Ich stand ihr gegenüber und sah, wie sie langsam ihren Kopf von links nach rechts drehte, ohne ein Wort zu sagen. Endlich lösten sich ihre Lippen und leise, mit bebender Stimme sprach sie: „Guten Morgen — meine — lieben — deutschen Soldaten!“ „Guten Morgen, Schwester!“ Vereinzelt und zaghaft kam es heraus. Uns war die Kehle wie zugeschnürt. Hier sprach ein Mensch mit einer Wärme und Güte zu uns, die uns

fremd geworden war. Tief ergriffen vom Adel einer edlen Menschenseele, vermochten wir uns der Tränen nicht zu erwehren, die unsere abgehärmten Wangen netzten.

Die Schwester erkundigte sich nach unserem Befinden, und sie bekam zur Antwort: „Miserabel.“ „Ja, ich sehe, es geht euch schlecht“, erwiderte sie und unterhielt sich dann mit meinem Nebenmann: „Kein Hemd?“ „Nein, Schwester.“ Sie fragt den nächsten: „Auch kein Hemd?“ „Nein, Schwester.“ Zwei russische Generale, die sich in Begleitung der Schwester befanden, sah sie vorwurfsvoll an. Einer von ihnen faßte an seine Mütze, als wollte er etwas sagen. Die Schwester achtete nicht darauf. Sie beglückwünschte einen deutschen Korporal, der das Eisene Kreuz trug. Unter Zurücklassung von Liebesgaben verließ die Rote-Kreuz-Schwester von Walsleben mit ihrem Begleiter, einem neutralen Dänen, das Lager.

Unsere Tonkünstler hatten recht brav geübt, um uns die Weihnachtstage so angenehm wie möglich zu gestalten. Unter der Leitung des Musikstudenten Heinrich Köpfe hatten es sich die beiden Lehrer, Heinz Engels aus Düsseldorf und Fritz Liesen aus Dinslaken, nicht nehmen lassen, Bratsche und Cello zu übernehmen. Die Kopfenensammlung gab Gelegenheit zum Kauf von buntem Papier für den Schmuck des Baumes. Im stillen hatte jeder die wunderbarsten Sachen angefertigt, wie Flugmaschinen, Geschütze, Schlachtschiffe, künstliche Rüsse und Apfelsinen.

Am Heiligen Abend leiteten vier Geigen, Cello, eine Flöte und drei Gitarren mit einem Vorspiel die Feier ein. Der Mecklenburger Dorfschulmeister Schuß hielt

die Weihnachtspredigt. Der Gesangverein sang unter Leitung des Kameraden Kölzow das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ Der Musikstudent gab den Ton an. In diesem unvergeßlichen Augenblick hatten wir uns alle erhoben. Eine unvorstellbare Sehnsucht nach der Heimat und unserem heißgeliebten Vaterland wurde in uns wach. Bei Vater und Mutter, bei den Geschwistern und Freunden weilten unsere Gedanken. Sie waren so fern, und dennoch fühlten wir uns so innig mit all unseren Lieben verbunden. Das Licht der Hoffnung strahlte in unsere sehnsuchtstrunkenen Herzen so erhaben wie der göttliche Stern von Bethlehem. Es war Mitternacht. Und Friede den Menschen auf Erden! So sangen einst die himmlischen Heerscharen bei der Geburt des Heilandes. Weihnachten am Amur in Sibirien. Draußen verhallte der Pendelschritt der russischen Wache im hartgefrorenen Schnee — unheimliches Echo des grausamen Weltkrieges.

*

Achtung! Ihr aus der Käsekompanie!

Wo seid ihr, Kameraden der 11. Kompanie des aktiven Infanterieregiments 27, Halberstadt, die ihr mit mir am 3. Juli 1918 in französische Gefangenschaft gerietet? Wir hatten sechs Wochen zuvor die zwei Kompanien abgelöst, die je noch doppelt so stark waren als die unserige. In der Nähe von Moulin-sous-Louvant lagen wir. Einige Tage vor dem 3. Juli begann der Schangel sich mit seinen schweren Geschützen auf unsere Stellung einzuschließen, wobei er unsere kurz vorher aufgefrischte Kompaniestärke änderte. Es waren unsere tapfersten Kameraden, die zum Teil bereits seit 1914 allen Zauber

mitmachen, die wir nun lassen mußten; denn sie waren durchweg schwer verletzt. Wer von euch, Kameraden, lebt nun noch? Und habt ihr erfahren, daß einige Tage später (es war am 3. Juli, morgens um 6 Uhr) der Franzmann in Gruppenkolonnen auf unsere Stellung zu marschierte. Wir paar Mann hatten bald ausgefochten, wir waren abgeschnitten.

Nach einigen Tagen Rückmarsch „auf der anderen Seite“ und Aufenthalt in großen Sammellagern wurden wir der Kriegsgefangenen-Arbeitskompanie 15 (der sogenannten Käsekompanie) zugeteilt und planierten und drainierten Flugplätze oder vollführten ähnliche Arbeiten, die einen krummen Rücken verlangten. Wer seinen Rücken gerade machte, war reif für das „Prison“, den „Pott“.

Na, und dann ging's ins zerstörte Gebiet anstatt nach Hause, als der Krieg zu Ende war. In der Gegend von Nancy hatten wir nun unser Lager, und die große Nähe unseres lieben Heimatlandes ließ die Sehnsucht nach Hause nur noch mehr wachsen. Kein Wunder, daß Ausbüchsen zur Konjunktur wurde. Von der Arbeitsstelle aus im zerstörten Dorf oder im Gelände ging's am besten. Aber die Handwerker (Köche, Schuster, Schneider), die aus dem Lager nicht herauskamen, hatten die gleiche Sehnsucht. Und eines Nachts war's soweit. Die Handwerker hatten einen Pionierunteroffizier unter sich. Er sollte das Drahtverhau zerschneiden, welches das Lager umgab. Den Stand der Nachtposten hatten wir schon früher ausgespioniert. Aber das Schicksal wollte es anders. Der betreffende Pionierunteroffizier, sein Name ist mir leider entfallen, hatte das Loch in den Draht geschnitten, war hindurchgekrochen und wurde,

als er sich erhob, von zwei Kugeln des Wachtpostens zu Tode getroffen. Erst jetzt ließ sich eine Stimme vernehmen: „Oui — vive?“ Die Kameraden, die in Reihen rechts um von ihrer Baracke aus gefolgt waren, kehrten schleunigst um. Am nächsten Morgen große Untersuchung. Aber der Franzose war, wie wir, so erschüttert, daß er von weiteren Strafen absah.

Am 8. Dezember 1919 wagte nun auch ich mit meinem Kameraden Kleinschmidt zusammen, von der Bildfläche zu verschwinden. Wir hatten Glück; in ein paar Nächten waren wir im besetzten Gebiet, und als wir schließlich im Durchgangslager Limburg an der Lahn Kameraden trafen, die acht Tage vor uns ausgerissen waren, kannte unsere Freude keine Grenzen.

Wo steckt ihr nun alle, ihr ehemaligen Siebenundzwanziger und ihr aus der Käsekompanie? Du, Kamerad Kleinschmidt, warst aus Pommern!

Denkt euch, unser Kamerad Peres, Dirigent unseres Lagerchores, wohnt in Bochum-Langendreer. Wir trafen uns zufällig im Bochumer Stadtpark. Wie oft hat er, besonders an Sonntagen, durch heimatliche Lieder, die er mit seinen Sangesbrüdern einübte, unser Los leichter gemacht.

Hans Weber aus Bochum grüßt euch alle mit einem kräftigen „Heil Hitler“ und der Bitte: Laßt einmal von euch hören, um alles Erlebte aufzufrischen, damit auch Einzelheiten nicht vergessen werden und erhalten bleiben.

Heil Hitler!

Hans Weber.

„Gandor“, die Hölle!

Ich stand drei Jahre im Infanterieregiment 97,

6. Kompanie, und kam nach meiner Verwundung im Frühjahr 1918 zur 6. Kompanie, Infanterieregiment Nr. 460, als gerade die letzte Marneschlacht vorbei war. Nach harten Kämpfen mußten wir uns der feindlichen Übermacht, zumeist Amerikaner, beugen und uns zurückziehen. Oft tagelang hielten wir alte und neu aufgeworfene Stellungen gegen die Angriffe des überlegenen Gegners mit nur wenigen Kameraden; denn unsere Reihen waren durch die andauernden Gefechte stark gelichtet und durch Ersatz nicht aufgefüllt worden. Ende September erreichten wir die Ausgangsstellung der Frühjahrsoffensive. Hier schien auch der Siegeszug des Feindes zum Stillstand gekommen zu sein. Wir hielten uns fast drei Wochen, wurden abgelöst und kamen in Ruhe. Am Nachmittage des zweiten Tages wurden wir plötzlich alarmiert, auf Autos verladen und wieder nach vorne gebracht. Wir kamen in die neu ausgehobene Hermannstellung, die weder Unterstände noch Befestigungen hatte. Nur hier und da war ein angefangener Stollen vorhanden, der für eine Materialschlacht keinen Schutz bot und uns lediglich vor Nässe schützte. Am Morgen des nächsten Tages kamen die vor uns liegenden Truppen zurück, überschritten unsere Stellungen, wünschten uns viel Glück und verschwanden. Der sich langsam vortastende Feind fand an uns seinen Widerstand. Er buddelte sich etwa achthundert Meter vor uns ein. Der nächste Tag brachte schon nach kurzer Artillerievorbereitung den ersten Angriff, aber ohne Erfolg. Dies wiederholte sich noch zwei Tage hintereinander. Immer wieder brach der Gegner in unserem Feuer zusammen. Am vierten Tage ging die Hölle los. Gegen Abend setzte feindliches Trommelfeuer ein. Da eine Überraschung

für die Nacht befürchtet wurde, bekam unsere Gruppe, die dritte des ersten Zuges, den Befehl, mit einem leichten Maschinengewehr etwa zweihundert Meter vor unserer Stellung auf Unteroffiziersposten zu ziehen. Wir kamen glücklich ohne Verluste an, bezogen einen alten Granattrichter und bauten diesen etwas aus, damit eine höhere Böschung entstand. Ein Glück für uns! Durch Erkundigungen in der Nacht mußte der Feind unsere Lage entdeckt haben, denn beim Morgengrauen schlugen vereinzelt Granaten in unmittelbarer Nähe von uns ein. Je heller es wurde, je näher kamen die Einschläge. Als der Gegner sich genügend eingeschossen hatte, ging auch über uns ein Trommelfeuer nieder. Kameraden (euere Namen weiß ich nicht mehr, da ich nicht lange genug unter euch war), denkt ihr noch manchmal an den 24. Oktober 1918 zurück? Ohne Schutz, Granaten vor, hinter, neben uns, ein Regen von Dreck fiel über uns nieder! Wir hatten Glück; kein Volltreffer besiegelte unser Schicksal. In den ersten Nachmittagsstunden verstummte plötzlich das Feuer. Vor uns feindliche Schützenlinien im Angriff an der ganzen Front. Um diese aufzuhalten, waren wir zu schwach, wir hatten unserer Pflicht genügt. Unter Mitnahme des Maschinengewehrs machten wir kehrt, um die eigenen Linien zu erreichen. Jetzt kamen aufregende Augenblicke für mich. Ich wurde nämlich durch einen Splitter am rechten Unterschenkel verletzt und fand, im Graben angekommen, kaum Kameraden mehr; außer unserem Kompanieführer, der von Beruf Schullehrer in Bielefeld war, nur eine Handvoll Leute, die in einem einigermaßen heil gebliebenen Stückchen Graben standen und sich weiter verteidigten. Ehe wir dann so recht zur Besinnung kamen,

war es auch schon um uns geschehen. Rechts und links war der Feind durchgebrochen und umzingelte uns. Merkwürdigerweise wurden wir durch unsere eigene Artillerie nicht unterstützt. Uns blieb nichts anderes übrig, als zu sterben oder uns zu ergeben. Der über uns stürmende Feind kümmerte sich allerdings nicht um uns, sondern wies uns nur die Richtung nach Frankreich. Nachdem wir unterwegs noch eigene und französische Verwundete mitgeschleppt hatten, wurden wir in der Nähe eines französischen Regimentsstabes untergebracht. Mittlerweile sammelten sich dort noch mehrere Gefangene anderer Kompanien und Regimenter an. Auch sie mußten, wie wir, alle Taschenmesser abgeben. Dann wurde abgezählt. Es mögen etwa zweihundert Mann gewesen sein. Unsere Kolonne marschierte nach Süden, rechts und links von französischer Kavallerie begleitet. Nach etwa fünfzehn Kilometer wurden wir in einer Kirche untergebracht, in einem Dorf, in dem wir schon einigemal als freie deutsche Soldaten unsere Ruhetage verbracht hatten. In jener Nacht haben wohl wenige geschlafen. Gedanken jagten durch den Kopf über das, was gewesen und was nun noch kommen würde. Am nächsten Morgen erschienen einige französische Offiziere. Wir mußten einzeln vor ihnen antreten. Geschriebenes, Fotografien, Goldbücher und was sonst noch für sie wichtig war, wurde uns abgenommen. Dies brachten sie allerdings nur bei den ersten fertig; die anderen rückten, als sie begriffen, was gespielt wurde, wie eine Schafherde zusammen, so daß wir nicht mehr gut zu beobachten waren. Bei den nächsten wurde nichts mehr gefunden; alles lag zerrissen in tausend Fetzen unter unseren Füßen. Langsam stellte sich ein fürchterlicher

Hunger ein. Da wir seit zwei Tagen nichts mehr gegessen hatten, glaubten wir doch im Laufe des Tages etwas von jenem Brot und jener goldgelben Butter zu bekommen, die uns so oft durch die Flieger über unserer Front auf herabgeworfenen Flugblättern versprochen worden waren. Aber nichts erhielten wir von diesem herrlichen Zeug. Auch in der dritten Nacht mußten wir uns, ohne irgend etwas Eßbares gefunden zu haben, zur Ruhe begeben. Erst am Nachmittage des vierten Tages erhielten wir für vier Mann ein Brot. Der uns zugedachte Teil war im Augenblick verzehrt. Am nächsten Morgen wiederum ein Brot für vier Mann. Dies war eine Marschration für den ganzen Tag. Wir marschierten über La-Fere nach St. Quentin. Verwundete waren noch immer bei uns. Auch diese mußten den Fußmarsch mitmachen. Meine Wunde am Bein verursachte mir große Schmerzen. Ein junger Leutnant (ich glaube von der 5. Kompanie, Infanterieregiment 460) war sterbenskrank. Er wurde den ganzen Weg abwechselnd von zwei Kameraden geschleift; seine Beine konnte er nicht mehr gebrauchen. Unterwegs, in einem Hohlweg, lag noch ein unbeerdigter deutscher gefallener Kamerad. Sofort wollten sich einige Kameraden daranmachen, ihn zu beerdigen. Sie erbaten von der französischen Begleitmannschaft einen Spaten, wurden aber weitergetrieben. Die Begleitmannschaft konnte es aber nicht verhindern, daß vom toten Kameraden die Erkennungsmarke abgenommen wurde, um später seine Angehörigen zu benachrichtigen. Einige Kilometer vor St. Quentin trafen wir auf die ersten deutschen Kameraden, die schon längere Zeit in Gefangenschaft waren. Welche Gestalten! Das waren ja keine Menschen mehr, nur noch

wandelnde Leichen! Stumpfsinnig verrichteten sie ihre Arbeit, ohne uns weiter zu beachten. Nur einige Kameraden erkundigten sich nach dem Woher, Wohin und den Ereignissen an der Front. In den späten Nachmittagsstunden erreichten wir St. Quentin und wurden in der Nähe der zerschossenen Kathedrale in einer früheren Schule untergebracht. Der Hunger nagte an uns, aber ohne jede Nahrung mußten wir uns auf das harte Lager legen! Ein nackter Fußboden, keine Türen, keine Fenster, die Nächte empfindlich kalt, dabei auch keine Decken! Die meisten von uns hatten nicht einmal ihren Mantel. Erst am nächsten Tage erhielten wir ein Stückchen Brot. Doch es mußte mancher leer ausgehen, da nicht genug vorhanden war. Aus dem Fenster zu sehen war verboten, wagte es einer, wurde sofort scharf geschossen. Etwas Warmes gab es überhaupt nicht, oft sogar nur ein halbes Brot, das für zwei Tage reichen mußte. Nachdem die Offiziere von uns abgesondert waren, wurden wir wieder in Marsch gesetzt und kamen am ersten Tage nach Ham. Auf einem verlassenen, umsäumten Pionierpark wurden wir untergebracht. Unter freiem Himmel bei strömendem Regen lagen wir die Nacht mit zwei bis drei Mann unter einem Mantel, den sich einzelne Kameraden noch gesichert hatten. Am anderen Morgen ging es weiter. In den Nachmittagsstunden erreichten wir das Gefangenenlager Candor. Wie strahlten unsere Gesichter, als das Lager in Sicht kam, glaubten wir doch, nunmehr in geordnete Verhältnisse zu kommen. Kameraden, die ihr dort wart, sträubten sich euch nicht die Haare bei dem Worte: „Candor“?! Ja, wohl, „geordnete Verhältnisse“ waren dort! Mehr Stacheldraht als Unterkunftsräume! Der Boden war

durch den andauernden Regen aufgeweicht und nur auf Laufftegen benutzbar. Die Unterkunftsräume bestanden aus fenster- und luftlosen Holzbaracken. Vier Pritschen übereinander dienten als Lagerstätte. Ferner waren ausgeworfene Löcher mit halbrundem Wellblech überdacht worden, außerdem standen da französische runde Spitzzelte. Alles dabei so überfüllt, daß an ein ordentliches Liegen nicht zu denken war. Das Atmen machte bei der verpesteten Luft Beschwerden! Das Licht wurde auch am Tage gebrannt, da die Türen wegen der Kälte stets geschlossen waren. Im ganzen für etwa dreibis viertausend Mann nur drei Pumpen, die kaum das Wasser für die Küche lieferten. Niemand war daher in der Lage, sich zu waschen, und an Kleidern und Leibwäsche war nur das vorhanden, was man am Leibe trug. Eine vorzügliche Brutstätte für Ungeziefer. Ein großes Leid waren beim täglichen Appell die Abzählungen. Wir standen oft stundenlang bei strömendem Regen, bis die „Wächter“ fertig waren. Mancher Kamerad ist hierbei zusammengebrochen. An Verpflegung erhielten wir für vier Mann ein Brot sowie mittags und abends eine dünne Reissuppe, außerdem ein Stückchen Pferdefleisch von alten und ausgedienten Kleppern. Erst nach vierzehn Tagen durften wir auf einer vorgedruckten Karte an unsere Angehörigen in der Heimat schreiben. Vor lauter Elend starben täglich drei bis vier Kameraden. Ärzte waren nur in ungenügender Zahl vorhanden. Krank wurden nur solche Kameraden geschrieben, denen ihr baldiger Tod schon anzusehen war. Hier erreichte uns auch die Kunde vom Kriegsende. Wir rafften uns noch mal auf, glaubten wir doch, Weihnachten wieder zu Hause zu sein. Aber wie hatten wir

uns getäuscht! Nach etwa drei bis vier Monaten nahm unser Elend ein Ende. Das Lager Candor wurde aufgelöst. Wir wurden in sogenannte Erholungslager geschickt. Das Essen wurde besser. Anständige Lager und Decken waren vorhanden. Die verdreckten und verlaufenen Bekleidungsstücke verschwanden und wurden gegen saubere eingetauscht. Man ging zum Baden und konnte sich regelmäßig waschen. Langsam erholten wir uns nun auch wieder. Kraftproben wurden gemacht, die von Tag zu Tag besser gingen. Wir arbeiteten in einem großen Lebensmittel- und Kleiderdepot, wurden dann aber nach etwa acht Wochen zu einer Arbeitskompanie geschickt. Die Fahrt ging über Chalons nach Somme-Suipes zur P.G.-Kompanie 70, in der sich Kameraden befanden, die schon seit 1914 in Gefangenschaft waren. Dichter Drahtzaun sperrte uns ein, und die Bewachung war sehr streng. Das Essen dabei eintönig. Hier erreichte uns endlich auch die erste Post aus der Heimat. Nach etwa vierzehn Tagen ging es über Reims zum Wiederaufbaugebiet an der Aisne. Arbeit gab es hier in Hülle und Fülle. Schützengräben und Granattrichter wurden eingeebnet, Drahtverhau beseitigt, Munition gesprengt. Bei einer Sprengung mußten hier sogar noch drei Kameraden ihr Leben lassen; von ihnen wurde nicht mehr viel vorgefunden, die Überreste wurden in eine Zeltbahn gepackt und ins Lager gebracht. Endlich bekamen wir auch einen guten Lagerführer, einen Kapitän der Alpenjäger. Dieser war streng, aber ehrlich und menschlich. Er führte eine Kantine ein, die vollständig in Händen eines deutschen Kameraden lag. Das Essen wurde bedeutend besser und abwechslungsreicher. Da es dauernd hieß, daß wir nun bald in die Heimat entlassen würden,

machten nur wenige Kameraden Fluchtversuche, trotzdem Gelegenheit hierzu genug war. Allerlei Musikinstrumente wurden mit primitiven Mitteln hergestellt. Die Teufelsgeige spielte hierbei eine Hauptrolle. Man konnte sich überall frei bewegen, ohne einen Posten mit aufgepflanztem Gewehr um sich zu haben. So rückte allmählich Weihnachten 1919 heran und damit die Stunde der Befreiung, die uns denn auch Anfang 1920 zuteil wurde.

Ich grüße euch alle, ihr ehemaligen Kameraden vom Infanterieregiment 460, 6. Kompanie, und alle, die mit mir in Gefangenschaft waren, besonders Sergeant Bertram, von Beruf Briefträger und in Düsseldorf wohnhaft, dann Heinrich Wilhelmi aus Hamburg (Kreis Kaiserseich), Hendrich und auch die Kameraden vom Infanterieregiment 97, 6. Kompanie: Unteroffizier Ganster, Bizefeldwebel Thull, Heinrich Boos. Schreibt eurem alten Kameraden
Josef Thielen, Düsseldorf-Eller, Herborner Weg 8.

*

Kameradschaft wußte einen Ausweg!

Ich diente von 1912 bis 1920 bei der 6. Kompanie des Kaiser-Alexander-Garderegiments Nr. 1 und wurde im Felde am 5. Mai 1917 am Chemin des Dames verwundet und gefangen. In der Gefangenschaft lernte ich einen Bizefeldwebel mit Namen Otto Kaiser — ich glaube, er war beim damaligen Regiment Nr. 79 — kennen. Mit diesem unternahm ich im Februar 1919 einen gemeinsamen Ausbruch aus dem stark bewachten Lager im Süden Frankreichs, Ceres-Carpentras. Freud und Leid haben wir wochenlang zusammen getragen, bis uns das Schicksal ereilte und wir wieder eingefangen

wurden. Lieber Otto, weißt du noch, als wir unter den schwierigsten Verhältnissen aus dem Lager durch den Draht gingen und dann gemeinsam in Pierre la Plate im Gefängnis den Wasserkessel vor Durst leerten? Dann wurden wir, mit Ketten gefesselt, durch zwei Gendarmen wieder ins Lager gebracht. Denkst du auch noch an die verbüßte Gefängnisstrafe und besonders noch an unsern lieben kleinen Kameraden Otto Haas aus Heisberg bei Siegen? Haas hat uns doch so nette Sachen, wie Zigaretten, Kautabak, Butterbrote usw., verbotenerweise zugesteckt; denn wir bekamen ja nur alle vier Tage einen französischen „Sup“, bestehend aus gekochten Kohlstengeln (mit Raupen). Lieber Otto Kaiser, wenn du noch unter den Lebenden weilst, gib ein Zeichen von dir! Laß unsere alte Kameradschaft wieder aufblühen und nicht vergessen sein! Auch dich, lieber Otto Haas, aus der Gegend von Siegen, suche ich, und ich bitte, melde dich. Denkst du noch daran, wie ich dich in der Müllkiste unserer Baracke als Gerümpel außerhalb des Drahtzaunes in Ceres-Carpentras fortbrachte und die Kiste unter französischer Postenbewachung außerhalb auf einen Strohhaufen schüttete? Du verkrochst dich in das Stroh, und ich schleuderte dir später, so gegen Abend, die Lebensmittel, die du zu deinem Ausreißen benötigtest, über die Zäune. Hierbei ist der Korken aus der französischen Feldflasche gesprungen, und der Kaffee, den ich dir vorher braute, ist ausgelaufen. Aber auch du hattest das Pech, wieder eingefangen zu werden. Denkst du noch daran, als ich dich — wie du mich — während der Gefängnishaft heimlich verpflegte, und als du mit deinem Kübel zum Abort marschiertest unter französischer Bewachung und dort hinter der

Bretterwand ein von mir zubereitetes Butterbrot und ein Kochgeschirr mit gekochten Kartoffeln vorfandest und dann während der Verrichtung der Notdurft diesen Brei herunterwürgtest, nur um satt zu werden? Das waren doch für uns Wagehälse unvergeßliche Stunden. Warum sollen wir uns denn jetzt vergessen? 1920, als ich dich einmal aufsuchte in deinem Vaterhause, habe ich mir noch einen weißen Hahn mitgenommen, der mir auf dem Bahnsteig in Siegen entwischte, den ich dann aber doch wieder mit großer Mühe einsang. Lieber Otto Haas, ich bitte dich, laß von dir hören und schreibe, wenn du noch lebst. Briefe von mir haben dich nicht erreicht. Es sucht euch euer Leidensgefährte Fritz Bay, Wanne-Sickel, Bismarckstraße 18.

Begeistertes Schreiben an den Reichsfender Köln:

Ich kann Ihnen zu meiner großen Freude mitteilen, daß die von Ihnen am 7. September 1935 durchgegebene Suchmeldung insofern von Erfolg ist, als ich den von mir gesuchten zweiten Kameraden Otto Haas gefunden habe und er mir heute die erfreuliche Nachricht aus Heisberg-Siegen zukommen ließ, daß er noch lebe. Auch auf die Suchmeldung nach dem Kameraden Otto Kaiser habe ich von zwei Seiten Mitteilungen erhalten, und nun geht es an die Arbeit, auch diesen Fall restlos zu klären. Ich danke dem Rundfunk für die Mitarbeit und bitte veranlassen zu wollen, daß die Sendung: „Wo bist du — Kamerad?“ über alle deutschen Sender durchgegeben wird, dann ist der Erfolg noch größer. Der Dank der alten Kriegs- und Gefangenschaftskameraden wird Ihnen gewiß sein.

Fritz Bay.

Dreizehntes Kapitel

Ich suche meinen Lebensretter!

Es ist wohl der höchste Grad der Kameradschaft, wenn einer sein Leben für den anderen einsetzt und dessen bedrohtes Dasein rettet. Im Brüllen der Schlachten sind solche Taten nicht besonders aufgefallen. Sie waren ja Alltäglichkeit geworden. Was du mir heute tatest, Kamerad, das werde ich dir morgen vergelten. Und wenn ich heute zu deiner Lebensrettung Gesundheit und Blut aufs Spiel setzte, dann weiß ich, daß ich auch von dir Gleiches erwarten kann. In den Nachkriegsjahren haben die Lebensretter nicht viel aus ihrer Tat gemacht. Sie haben sich nie damit gebrüstet, und sie wollen es auch heute noch nicht. Sie bleiben versteckt und namenlos. Nur ihre Tat leuchtet und ist unvergänglich im Gedächtnis der Kameraden. Diese aber, die so reich mit dem höchsten Einsatz der Kameradschaft Beschenkten, wenden sich an den Reichsfürst von Köln mit der Bitte, im Rahmen der Stunde „Wo bist du — Kamerad?“ den Lebensretter zu suchen. Sie möchten ihm Dank und Anerkennung abstatten, weil solche Taten unvergänglich sind.

Hier sucht ein Schwerverwundeter, der alle Bitternisse der Hilflosigkeit auf dem Schlachtfeld durchgekostet hat, seine Helfer und Retter. Er suchte und fand sie:

Wo seid ihr, Kameraden Ehlig, Sanitäter Hemscheid, Gefreiter Lehmkühl? Wißt ihr noch, wie wir im März 1918 bei St. Quentin die Frühjahrsoffensive mitmachten und ich durch ein Maschinengewehrgeschloß am linken Arm verwundet wurde? Ich kam nach Oberbayern ins Lazarett. Nach meiner Genesung traf ich euch im Juni 1918 an der Marne wieder. Wir lagen einige Tage in Fismes. Nach tagelangen Märschen wurden wir am 19. Juli bei Vitry-lez-Reims nachts eingeseßt. Am 20. Juli morgens, als wir dann angreifen sollten, wurde ich plötzlich durch einen Volltreffer am linken Bein schwer verwundet. Kamerad Hemscheid, du machtest mir den ersten Verband. Da der Knochen durchgeschossen war, hast du mir mit Seitengewehren mein Bein geschient. Ihr, Kameraden Ehlig, Kleinrahm, Krause und noch ein Kamerad, dessen Name mir entfallen ist, trugst mich zum Verbandplatz. Lebt ihr noch? Ferner suche ich den Oberstabsarzt Dr. Heuer. Weißt du noch, wie du mir mein rechtes Bein in Charleville im Kriegslazarett Lyzeum, Abteilung 8, amputiert hast? Zuerst lag ich vier Wochen im Streckverband. Hierauf versuchtest du, mir mein Bein zu erhalten, indem ich drei Tage ins Wasser gelegt wurde. Am 31. August wurde mir unter gräßlichen Schmerzen mein Bein abgenommen. Meine Eltern, die mich in Charleville besuchten, und ich haben schon oft an dich gedacht. Soviel ich weiß, warst du aus der Nacherer Gegend. Gib mir doch bitte ein Lebenszeichen. Auch ihr, Kameraden, die ihr mit mir im Kriegslazarett Charleville gelegen habt, laßt von euch hören. Mein Bett Nachbar Otto Muth, lebst du noch? Und du, Kamerad Schweißer? Im übrigen grüße ich alle Kameraden der 11. Kompanie,

Füsilierregiment 39, besonders den Korporalschaftsführer Otto Kühn aus Düsseldorf. Karl Becker, Duisburg-Großenbaum, Zu den Wiesen 41.

... ich teile nunmehr das Ergebnis meiner Suchmeldung mit. Es ist mir eine große Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß ich fast sämtliche Kameraden, welche ich suchte, durch Ihren Durchspruch wiedergefunden habe. Auf Grund der Suchmeldung erhielt ich viele Zuschriften, darunter auch von solchen Kameraden, die ich nicht kannte. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß wir uns alle sehr gefreut haben, einander wiederzusehen. Letztmalig sahen wir uns vorn im Schützengraben und heute wieder treu vereint in der Heimat. Dieses verdanken wir unserem lieben Frontkameraden und jetzigen Führer Adolf Hitler.

Nochmals meinen allerherzlichsten Dank und ein dreifaches Sieg-Heil auf unseren Führer. Karl Becker.

*

Oft genug wurde ein Feldgrauer von einschlagenden Granaten verschüttet, sozusagen lebendig begraben. Hier mußte sofort Hilfe einsetzen, meist im rasenden Feuer. Es war oft unmöglich, den Kopf auch nur um Zentimeterhöhe aus dem schützenden Graben oder Erdloch zu heben. Und dennoch, wenn einer verschüttet lag, wurde alle Rücksicht auf das eigene Ich vergessen. Man sprang hoch, man griff zum Spaten und grub den Kameraden heraus, ehe das Erdreich ihn erstickte.

Hier ruft ein geretteter Verschütteter. Er ruft vergebens. Alle seine Kameraden und Retter aus jenen Tagen sind wohl inzwischen zur großen Armee abberufen worden.

Maschinengewehr-Scharfschützen, Abt. 22, 2. Kompanie, herhören!

Am 1. Mai 1918 lagen wir mit unserer Kompanie in einer vorgetriebenen Stellung bei Moreuil (Avre) als Artilleriedeckung. Unser Zug hatte sich zu Unterständen sogenannte Mannlöcher ausgewählt, in denen wir immer zu zwei und drei Mann lagen; als „bombensichere“ Decke hatten wir unsere Zeltbahn über das Grabenstückchen gespannt. Am Abend zwischen 7 und 8 Uhr, als ich gerade von Gewehrwache durch den Kameraden Fassbender abgelöst wurde und mit meinem Gewehrführer, einem Unteroffizier, in meinem Loch lag, ging es los. Der Feind machte, wie allabendlich, sein Überraschungsgewehrwerk, und zwar dieses Mal auf uns; denn der zweite Einschlag lag, wie ich später feststellte, vielleicht drei bis vier Meter vom Rande unserer Behausung entfernt. Einen Knall hörte ich nicht, nur bekam ich einen starken Puff gegen die rechte Schulter und fühlte, wie mein Stahlhelm eine halbe Drehung nach rechts machte, und dann — war es furchtbar eng und dunkel. Wenn ich mich anstrengte, aufzustehen, sackte die Erde immer mehr nach und wurde noch enger. Zum Glück saß ich aufrecht auf meinem Tornister, aber mein armer Unteroffizier hatte sich schon zum ewigen Schlaf hingelegt.

Jetzt kommt ein Stück echter Kameradschaft, wie es wohl während des Krieges wiederholt vorgekommen sein mag. Meine Ablösung (Kamerad Fassbender) alarmierte sofort die übrigen Kameraden, und wir wurden trotz schwersten Artilleriefuers ausgebuddelt. Ja, du langer Fassbender, wärst du nicht gewesen, dann

lebte ich nicht mehr; denn unser Grabenstück war eingedrückt wie ein Kartenhaus, und du hast mit all den anderen im Schweiße deines Angesichts gegraben, und als mir der Spaten auf den Kopf stieß, habt ihr mit den bloßen Händen weitergebuddelt. Dann zogt ihr mich als ersten aus dem Loch. Alles weitere Graben nutzte euch nichts mehr; denn nur ich sollte mit dem Leben davonkommen. — Ihr, Kameraden, wo seid ihr? Ihr wart doch sämtlich von einem Dortmunder Ersatz. Die meisten Namen sind mir entfallen, aber einige sitzen mir trotzdem im Gedächtnis, vor allen Dingen du, Kamerad Fasbender, aber auch Bizfeldweibel Neumann und die Kameraden Mariesen, Seele, Bruno Klemt (Berliner), Lippka. Schreib einmal an:

Karl Langner, Düsseldorf, Charlottenstraße 28.

*

Die nachfolgende Meldung klingt wie ein Epos aus vergangenen Jahrhunderten. Wie war es möglich, so viel und so lange auszuhalten, wie konnte ein Mensch so etwas ertragen? Doch, er konnte es ertragen; denn er wußte, daß er nicht allein im Trichterfeld lag, er wußte, daß seine Kameraden wiederkommen würden. Sie hatten es ihm ja versprochen. Sie würden wiederkommen und ihn retten. Gibt es einen schöneren Beweis von Treue, als dieser kindliche Glaube an die deutsche Kameradschaft?

Wo bist du — Kamerad? Badischer Leutnant vom
September 1917, links von Hollebeke?

Mit der 5. Kompanie des Königs-Infanterieregi-

ments 145 kam ich am 20. August 1917 in den Schützengraben. Am 22. August wurde ich dann schwer verwundet in einem zerschossenen Walde von Hollebeke in Flandern. Meine Verwundung bestand aus sieben Lungenschüssen und einem linken Knieschuß. Unser Regiment war zum zweiten Male an dieser Frontstelle eingesetzt, dann rückte es ab. Ich lag mit meiner schweren Verwundung hilflos zwischen den Stellungen. Wir waren zu acht Mann auf Vorposten gewesen, die andern sieben hatten ihr Leben lassen müssen. Zuletzt kam Kamerad Dietrich Bongers aus Repelen bei Moers, der, als er mich verbinden wollte, einen Halschuß erlitt und auf der Stelle tot blieb. Hilflos und allein schleppte ich mich bis in eine Fliegerbeobachtung. Die ersten fünf Tage, die ich hier lag, konnte ich nichts essen. Das Fieber stieg und stieg, und kein Mensch war zu sehen! Nur Tag und Nacht schreckliches Trommelfeuer. Den sechsten Tag bekam ich etwas Hunger. Ich raffte alle Kraft zusammen und kroch auf allen vieren hinter den Unterstand in den Graben. Hier fand ich schließlich einen Beutel mit verschimmeltem Brot, von dem nur die Ränder essbar waren. Ferner eine Dose Fleisch und einen Beutel aufgeweichten Zwieback. Ich dankte Gott für diese Hilfe.

Die Schmerzen stiegen. Es kamen der siebte, achte und neunte Tag. Am zehnten Tag war mein kleiner Vorrat aufgezehrt und immer noch keine Rettung. Mich packte Verzweiflung! — Das Leben nehmen? — Nein — zu Hause warteten Frau und Kind. — Der elfte Tag! — Ich konnte nicht mehr klar sehen und denken. Und immer das schreckliche Trommelfeuer. Schließlich — am Vormittag des elften Tages — kam ein Soldat

und sprach mich an. Er gab mir ein Stück Brot mit Marmelade und etwas Kaffee. Er versprach mir, am Nachmittag wiederzukommen und mich zu holen. Er kam dann auch. „Kannst du laufen?“ fragte er. „Nein!“ gab ich zur Antwort. „Dann kann ich dich nicht mitnehmen. Der Engländer greift dauernd an, da habe ich selber zu tun, daß ich herauskomme. Aber ich schicke Hilfe, dann wirst du sofort geholt!“ Doch die Hilfe blieb aus. Ich nehme an, daß er gefallen ist; denn er hätte mich sicher nicht hilflos sitzenlassen.

Der dreizehnte Tag! Ich wurde immer schwächer, das Gedächtnis wollte nicht mehr mit. Der vierzehnte Tag, der 5. September, brach an. Endlich, gegen Abend, hörte ich knackendes Geräusch und Schritte. Ich raffte alle Kraft zusammen, um zu sehen, ob es Engländer oder Kameraden wären. Nein — keine Engländer! Kameraden! Vier Mann im Abstand von fünf- undzwanzig Meter hintereinander. Den vierten rief ich an — es war ein Leutnant. „Du — Kamerad, hilf, ich bin schwer verwundet!“ Erstaunt kam er näher, fragte nach meinem Regiment. „Hundertfünf- undvierziger“, sagte ich. „Mein Gott“, erwiderte er, „die sind doch schon bald vierzehn Tage abgelöst! Wo kommst du noch her?“ „Schwerverwundet!“ gab ich mühsam zur Antwort. Damit ließ er mich allein. Minuten der Enttäuschung kamen mir vor wie endlose Stunden. Da — auf einmal — alle vier Mann standen vor mir — der Leutnant hatte seine Kameraden geholt. Als ich ihm dann zeigte, wovon ich in den langen und schweren Tagen gelebt hatte, stiegen ihm die Tränen in die Augen. Dann gab er mir vorsichtig etwas zu essen und zu trinken. Zwei seiner Leute schafften mich zurück in

seinen Unterstand. Ich erfuhr, daß er zum letzten Male hier durchgekommen war; die Stellung sollte aufgegeben werden. Und noch ein Tag, dann wäre ich sowieso verloren gewesen. Meine Wunden waren schon voll Maden. „Sind Sie verheiratet?“ fragte der Leutnant. Ich bejahte. „Dann werden Sie Ihrer Frau als vermißt gemeldet sein. Bitten Sie also sofort im Lazarett den Arzt, er möge ihr ein Telegramm schicken.“ Er gab mir dann noch Geld für das Telegramm und mühte sich, mir alles Gute anzutun. Nachts um zwei Uhr kam dann der Trägertrupp mit dem Essen. Er sollte mich zurück zum Verbandsunterstand schaffen. Um vier Uhr langten wir mit allerlei Schwierigkeiten dort endlich an. Ich war endgültig gerettet.

Nun frage ich: „Wo bist du, mein Lebensretter? Ich weiß nur, daß du Badenser warst. Vielleicht erreicht dich mein Ruf.“

Albert Milowski, Duisburg-Meiderich, Düppelstraße 6.

Auch dieser Leutnant aus Baden konnte nicht gefunden werden. Er ist namenlos geblieben, und von ihm ist nichts mehr übriggeblieben als seine schöne Tat selbstverständlicher Kameradschaft.

*

Die jetzt folgende Suchmeldung hatte einen erfreulichen Teilerfolg:

Achtung: Stoßtrupp der 5. Kompanie, Infanterieregiment 160!

Wo seid ihr, meine Stoßtruppkameraden und Lebensretter, Billes und Fabry? Wißt ihr noch: am Morgen

des 4. Juli 1917, um 4 Uhr, sollte unsere Kompanie den Winterberg stürmen? Schützengräben gab es nicht. Wir lagen in Granatlöchern. In meinem Loch befanden sich noch Kamerad Hoven und der Melder unseres Kompanieführers Leutnant Broder. Um 3.45 Uhr setzte unser Sperrfeuer ein. Der Feind antwortete. Schon nach wenigen Minuten hatten wir in unserem Trichter einen Volltreffer. Hoven und ich waren bis unter die Arme verschüttet. Der Bursche des Leutnants neben uns war wie von der Bildfläche verschwunden. Ob er nun vom Luftdruck weggesegt worden ist, habe ich nie erfahren können. Meinem Kameraden Hoven wurden beide Beine bis zum Oberschenkel weggerissen. Ich selbst kam noch ziemlich gnädig ab und büßte das linke Bein und das rechte Auge ein. Rings um uns her war inzwischen die Hölle losgelassen. Trommelfeuer, Hand- und Gewehrgranaten von hüben und drüben sausten uns fortgesetzt um den Kopf. Ein Entrinnen gab es für uns nicht mehr. Inzwischen hatten wir uns aus der uns bedeckenden Erde gebuddelt und die zerschossenen Glieder, die Oberschenkel, so gut es ging, abgebunden. An eine Rettung durch unsere Kameraden vom Stoßtrupp war vor Einbruch der Dunkelheit nicht zu denken. Wir merkten aber jetzt schon, daß unsere Kräfte nachließen durch den starken Blutverlust. Durch langsames Verbluten erhofften wir Rettung im Tod. Es waren die schwersten Stunden meines Lebens. Ich werde sie nie vergessen. Aber trotz des anhaltenden Trommelfeuers blieben die Retter nicht aus. Die Kameraden Jilles und Fabry hatten uns vermißt. Und sie ruhten nicht eher, bis sie über unser Verbleiben Gewißheit hatten. Am hellen Tage kamen sie plötzlich in unser Granatloch. Wie sie

uns eigentlich gefunden haben, hoffe ich von ihnen noch erfahren zu können. Für mich kam nun die Hilfe noch zur rechten Zeit — für meinen Kameraden Hoven war es leider zu spät. Am Abend, nach Anbruch der Dunkelheit transportierten die beiden Kameraden mich zum Hauptverbandplatz — ich war gerettet. Die ärztliche Kunst hat mich dann so weit zusammengebastelt, daß ich wohl hoffen kann, noch recht viele Jahre im Kreise meiner Familie zu verleben.

Und ihr, meine Kameraden vom Stoßtrupp der 5. Kompanie, Infanterieregiment 160 — wo seid ihr? Ich möchte gerne von euch hören.

Heinrich Küpper, Aachen, Jupp-Müller-Straße 15.

... Ich teile Ihnen mit, daß mir durch Unterstützung anderer Regimentskameraden, die die Meldung ebenfalls hörten, ein Teilerfolg beschieden war. Von dem Kameraden Jilles habe ich bisher nichts in Erfahrung bringen können. Dagegen wurde mir von den Eltern des Kameraden Fabry die traurige Mitteilung gemacht, daß ihr Sohn Ende 1918 (Monat Oktober) durch schwere Verwundung zur großen Armee abberufen wurde.

Es ist mir nun ein dringendes Bedürfnis, wenn auch verspätet, weil ich noch bis in die letzten Monate Zuschriften erhielt, dem Reichsfelder für die Durchgabe meiner Suchmeldung meinen allerbesten Dank auszusprechen. Über dreißig Zuschriften erhielt ich aus allen Teilen Deutschlands und den abgetrennten Gebieten Eupen-Malmedy von lieben alten Kameraden. Nochmals herzlichen Dank

Heinrich Küpper.

Herrlich klingt auch dieser Bericht eines Leutnants, der seinem Lebensretter, einem Sanitätsgefreiten aus Westfalen, durch den Reichsfürstbischof von Köln dankt:

Achtung! Sanitätsgefreiter Jari aus Westfalen!
Kaiser-Alexander-Garde-Grenadierregiment Nr. 1,
9. Kompanie,

denkst du noch an die ersten Maitage des Jahres 1918 vor Amiens? Du hattest eine Kniegelenkentzündung und batest mich am Abend des 3. Mai, am Tage vor unserer Ablösung, aus vorderster Linie zurückgehen zu dürfen. Als ich dir die schwierige und gefährliche Lage der Kompanie dargelegt hatte, warst du trotz des schmerzhaften und geschwollenen Kniegelenks sofort bereit, bis zum nächsten Abend mit durchzuhalten. Am folgenden Tag, also am 4. Mai, setzte in den frühen Abendstunden ein schweres feindliches Artilleriefeuer auf unsere Stellung ein, unter dem unser Kompanieabschnitt besonders schwer zu leiden hatte. Jeder suchte in seinem Loch Deckung, so gut es eben ging; denn Gräben und Unterstände hatten noch nicht errichtet werden können.

Einer der schweren Brocken schlug neben meinem Loch ein, deckte meinen Melder Simon und den Sanitätsoffizier zu. Ich wurde durch Splitterschwer getroffen und mein rechter Fuß bis auf die Fersensehne vom Unterschenkel getrennt. Der Unteroffizier, ich weiß seinen Namen nicht mehr, und der Melder wühlten sich aus dem Dreck heraus und suchten bei mir Schutz und Deckung. Geistesgegenwärtig genug, hatte der Korporal seinen Sandsack mit Verbandszeug mitgebracht und konnte mich sofort notdürftig verbinden. Jedoch war an ein Zurückschaffen bei dem schweren Feuer nicht zu

denken. Nach etwa einer halben Stunde schlug abermals ein ganz dicker Brocken neben unserem Loch ein, in dem wir nun zu vierten hockten. Alle vier Mann haben wir davon etwas mitgekriegt; meine Kameraden leichtere Verletzungen, aber so, daß sie sich noch eben fort-schleppen konnten. Ich trug nochmals zwei Splitters-treffer davon durch den rechten Oberarm und durch den rechten Oberschenkel. So lag ich denn dort und wäre bestimmt verblutet, wenn du, Kamerad Sanitäts-gefreiter Jari, auf mein Rufen nicht herbeigekommen wärst. Du hast mich verbunden und sogleich von vier Trägern trotz Verderben und Granaten zur Haupt-verbandsstelle nach Sauwillers schaffen lassen, wo mich der Bataillonsarzt in Behandlung nahm. Durch dein tapferes Verhalten hast du, Kamerad Jari, mich vom Tode durch Verblutung bewahrt. Dir allein verdanke ich mein Leben!

Und nun, lebst du noch, Kamerad Jari? Hörst du diesen Ruf, so gib mir ein Lebenszeichen; ich möchte dir so gerne danken für dein tapferes Verhalten!
 Leutnant Hermann Wolter, Wuppertal-Barmen,
 Rudolfstraße 120.

*

Der nachfolgenden Suchmeldung und ihrer Antwort ist weiter nichts hinzuzufügen:

10. Kompanie, Infanterieregiment 442.

Hubert Silkenbäumer dankt seine Lebensrettung einem unbekanntem Offizierstellvertreter und schildert den Vorgang wie folgt:

Am Karfreitag dem 29. März 1918 wurde ich als

Gefreiter der 10. Kompanie beim Sturm auf Montdidier durch ein Tank-Maschinengewehr an beiden Beinen schwer verwundet und mußte ohne jegliche Hilfe bis Ostermontag im feindlichen Artilleriefeuer kurz hinter der Front durchhalten. Als dann am Abend ein feindlicher Flieger ein in der Nähe befindliches Maschinengewehr beschuß, machte ich mich mit einem deutschen Kameraden bemerkbar und wurde von einem Offizierstellvertreter, dessen Formation mir unbekannt geblieben ist, aufgesucht. Er kam später mit vier Mann wieder und sorgte für meinen Abtransport nach Montdidier und von dort zum Verbandsplatz. Wie heißt dieser Offizierstellvertreter? Und wie ist seine Anschrift? Ein Lebenszeichen von ihm würde mich sehr erfreuen, ebenso auch von den früheren Kompanieangehörigen. Meine Anschrift ist: Hubert Silkenbäumer, Rinkerode bei Münster in Westfalen.

... Meine Suchmeldung war mit schönem Erfolg durch das Auffinden von Kameraden meiner Kompanie gekrönt. Der gesuchte Offizierstellvertreter, dem ich mein Leben verdanke, hat sich nicht gemeldet, und ich habe ihn auch nicht ausfindig machen können. Vielleicht ruht der gute Kamerad auch in Frankreichs Erde. Dem Reichsfender Köln meinen besten Dank.

Hubert Silkenbäumer.

*

Ein Kamerad, der vom Kommandierenden General des II. Gardekorps, von Böckemann, mit einer Belobigung ausgezeichnet wurde, schildert den Verlauf einer Gefechtshandlung und eine hohe kameradschaftliche Tat. Auch ihm gelang es nicht, seinen Lebensretter zu finden.

Wie er richtig vermutete, ist dieser tapfere Unteroffizier kurz danach auf dem Felde der Ehre gefallen:

Ich sitze mit meiner Familie an unserem Volksempfänger und lausche, da, plötzlich ein Ruf: „Wo bist du — Kamerad?“

Da setzt die eherne Schlachtenmusik ein. Meine Gedanken weilen bei meinen Kameraden in den blutigen Verdunsttürmen, in der Champagne, auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Flanderns. Es hört sich an, als wäre im Nebenabschnitt ein großes Patrouillenunternehmen oder ein blutiger Zeilangriff im Gange. Da, der Ruf: „Wo bist du — Kamerad?“ Er reißt mich in die Wirklichkeit zurück. Nun, lieber Reichsfender Köln, hilf auch mir, meinen Lebensretter wiederfinden.

Es war am 24. August 1918. Noch mit dem Geiste in den schönen Urlaubstagen zu Hause bei Eltern und Geschwistern, muß ich in eine vorgeschobene Beobachtung. Diese lag fünfundzwanzig Meter vor der eigenen Infanterie, knappe dreißig Meter von dem Engländer ab. Sonntag ist es — ein heißer Tag — kein Wasser zum Trinken — die Kehle zum Verdursten. Der Engländer überschüttet uns mit schwerem Granatfeuer; er weiß, daß hier eine Beobachtung ist. Da sehen wir lange Infanteriekolonnen im Gänsemarsch auf die Stellung zukommen. Nach dem schweren Granatfeuer zu rechnen, muß etwas im Gange sein. Gegen Abend wird das Feuer noch stärker — aber damit auch unser Durst. Wir können kaum noch atmen. Die Luft ist voll beißenden Qualms von krepierenden Granaten. Wir sind zu vier Mann, Unteroffizier Grümmer, Unteroffizier Elbers, Kanonier Kurz und ich. Wir müssen Wasser haben. Auch die überaus wichtige Meldung muß weiter-

gegeben werden — die Telefonleitung ist zerschossen. Blinken darf ich nicht. Also, ich muß raus, ein kurzer Händedruck, ein rasches Abmelden, um beides zu erledigen, und schon sause ich los in das schwere Granatfeuer. Den Laufgraben kann ich nicht benutzen, weil sonst die Infanterie gefährdet ist, weil uns der Engländer ja mit dem bloßen Auge sehen kann, da ja alles ebenes Gelände ist. Von Trichter zu Trichter springe ich. Ungefähr zwölfhundert Meter weit ist der schützende Houthouster Wald. Glücklicherweise komme ich in meiner Batterie an, kann die Meldung sofort weitergeben und dann etwas zum Trinken für meine Kameraden besorgen. Ich bekomme einen Kessel mit kaltem Kaffee. Herzliche Händedrucke, auf Wiedersehen, und schon geht es wieder los. Das Feuer ist noch stärker geworden. Schwerstes Trommelfeuer. Splitter sausen in meinen Kessel, der Kaffee läuft schon aus durch die Löcher, doch ich erreiche glücklich meine Kameraden. Kaum sind fünf Minuten vergangen, da schlägt ein Volltreffer in den Munitionsstand; denn hier ist ein kleiner Betonbunker, und dort liegt die ganze Infanteriemunition, Handgranaten, Leuchtmunition. Er brennt an allen Ecken. Es ist kaum zum Aushalten: die große Hitze, dann der beißende Qualm der explodierenden Leuchtmunition. Der Engländer hat das Feuer gesehen. Sein Feuer steigert sich zum Orkan. Wir können nicht mehr, also raus! Lieber draußen sterben als hier bei lebendigem Leibe verbrennen und ersticken! Alles raus! Da, ein furchtbarer Volltreffer, ich fliege in die Luft, dann auf die Erde, dann mit letzter Kraft in den Bunker. Ich bin allein, schwer verwundet. Da sehe ich im Qualm Unteroffizier Elbers stehen mit blutigem Kopf. Ich frage nach Kurz und

Unteroffizier Grünmer. Elbers spricht. Ich kann ihn nicht mehr verstehen, da meine beiden Trommelfelle in den Ohren zerstört sind. Das Blut läuft mir am ganzen Leibe herunter, ich habe schwere Splitterverletzungen im Oberschenkel, in der Brust, vor allem aber ist der Kopf schwer getroffen. Ich bitte Unteroffizier Elbers, er solle rausgehen, den Stoßtrupp abfangen, der mir helfen soll. Wie lange es dauerte, weiß ich nicht. Ich werde wach im Lazarett zu Hochlede. Auf Fragen gibt man mir zur Antwort, ich läge schon sechs Tage im Lazarett, von meinen Kameraden wußte man nichts. Nachträglich erfuhr ich, daß Unteroffizier Grünmer ganz zerrissen worden ist. Unteroffizier Elbers soll vermißt sein.

Helfen Sie mir bitte, diesen treuen Kameraden suchen. Vielleicht lebt er noch, Unteroffizier Elbers, von Beruf Schullehrer.

Auch rufen Sie bitte durch, ob die Essener Jungen noch leben: Hans Hoffstädt, Hubert Rang, Hugo Wettermann und die Kameraden von der 4. Batterie, Fußartillerieregiment 25, I. Bataillon, ehemalige II. Garde-Schießschule, Jüterbog. Und nun meinen herzlichsten Dank. Helfen Sie mir, meinen Lebensretter suchen, der meinen lieben Eltern den Sohn und meinen Geschwistern den Bruder rettete, und der mir einen trauten Lebensabend gab in meiner Familie bei Frau und meinen drei Jungen.

Ihr tief dankbarer Karl Reichert, Siegburg,
Augustastrasse 1

*

Der einzelne Truppenteil spielte keine Rolle. Der

Musketier rettete den Kanonier, der Mann vom Fernsprechtrupp eilte einem Munitionsfahrer zu Hilfe. Die Kameradschaft kannte keine Grenzen. Nur das feldgraue Tuch hatte sie alle geeinigt zu einer einzigen großen Freundschaft von Verschworenen.

Achtung! Achtung! Fernsprechzug der 22. Infanteriedivision und Feldlazarett Nr. 107.

Ich suche meine Retter, deren Namen ich nicht einmal weiß. Vielleicht dient folgendes gemeinsame Erlebnis zu ihrer Ermittlung.

Am 17. Juli 1918, nachmittags gegen 1.30 Uhr befand ich mich mit meinen Brieftauben in den Hochwäldern rechts von Reims zwischen den beiden Dörfern Neuville und Paradis auf der Suche nach unserem Abteilungsgefechtsstand. Ich geriet dabei in die Bereitschaftsstellung eines bayrischen Maschinengewehrzuges, wo ich mich nach unserem Stab erkundigen wollte. Kaum hatte ich meine Frage gestellt, als ein heftiger Feuerüberfall über uns hereinbrach, der fast alle Beteiligten tötete, mich selbst aber schwer verwundete. Ich schleppte mich noch ins Gebüsch, wo ich dann liegen blieb. Auf meine wiederholten Hilferufe hin erschienst dann du, unbekannter Kamerad. Du warst Sanitätsvizefeldwebel und Zugführer eines in der Nähe in Warmbereitschaft liegenden Fernsprechzuges der 22. Infanteriedivision. Im Gebüsch fandest du einen schwerverwundeten Kanonier vom Feldartillerieregiment 11, dessen Fußgelenk durch Granatsplitter zertrümmert war. Du verbandest mich und holtest dann noch drei Kameraden von deinem Zug, und ihr truget mich gemeinschaftlich in einen Sanitätsunterstand des Dorfes Neuville. Hier verschwandet ihr unbemerkt, noch ehe ich

euch danken konnte. Da meine Brieftauben später wohlbehalten ihren Schlag anfliegen, nehme ich an, daß ihr sie auf dem Rückwege zur Stellung gefunden und aufgelassen habt. Im Laufe des Abends schaffte man mich noch auf den Hauptverbandsplatz Lery-Lagern des Feldlazarettes 107, wo sich der Kamerad Oberapotheker Claasen — aus Godesberg stammend — meiner in der fürsorglichsten Weise annahm, für meinen Weitertransport sorgte und meine Eltern durch eine Feldpostkarte von meiner Verwundung benachrichtigte. Diese Karte befindet sich heute noch in meinem Besitz.

Wo seid ihr nun, Kameraden? Wo bist du, Kamerad Sanitätsfeldwebel mit den drei anderen Kameraden vom Fernsprechzug der 22. Infanteriedivision? Ihr stammet wahrscheinlich aus Hessen oder Thüringen. Wo bist du, Kamerad Oberapotheker Claasen vom Feldlazarett 107? Sollte mein Ruf euch erreichen, so teilt mir bitte eure Anschrift mit, damit ich mich mit euch in Verbindung setzen kann.

Julius Müller, Köln, Engelbertstraße 11.

*

Anfragen, wie diese, gab der Reichsfender Köln ungezählte durch:

Suchmeldung für Kameraden von der Maschinengewehrkompanie der 11. Jäger.

Erinnert ihr euch noch an den 15. Juli 1918, den Tag des letzten Marnedramas?

Entsinnet ihr euch noch, Kameraden vom rechten Flügel-Maschinengewehr der Stellung im sogenannten Königswald an der Marne?

Direkt neben dem rechten Flügel-Maschinengewehr, nur getrennt durch einen kleinen Hohlweg, wurde am

genannten Lage die vorgeschobene Beobachtung der schweren Artillerie des I. Bataillons, Fußartillerieregiment Nr. 7, eingebaut. Der Wald lag unter schwerem Artilleriefeuer, und gegen 3 Uhr nachmittags erhielt auch die Beobachtung einen Volltreffer.

Dem Artillerie-Obergefreiten wurde der linke Arm zerschmettert. Auf die Hilferufe sprangen zwei Kameraden des rechten Flügel-Maschinengewehrs hinüber. Uniformrock aus, den Arm mit Brotbeutelbändern abbinden und den zerschmetterten Arm mit einem Seitengewehr schienen, war das Werk eines Augenblicks. Dann brachten diese zwei Kameraden den schwerverwundeten Obergefreiten, ungeachtet des schweren Trommelfeuers, zurück bis zum Bataillonsgefechtsstand.

Unter rücksichtslosem Einsatz ihres Lebens haben diese beiden braven Maschinengewehrschützen dem Obergefreiten das Leben gerettet.

Durch den Blutverlust geschwächt, die Sinne durch das Trommelfeuer verwirrt, wurde leider nach dem Namen dieser beiden nicht gefragt.

Solltet ihr beiden Kameraden dem letzten Marnedrama glücklich entronnen sein, so gebt doch dem ehemaligen Obergefreiten Johann Schnitzler, Garzweiler, Grevembroich-Land, St.-Leonhard-Straße 162, ein Lebenszeichen. Wie sehr würde ich mich auf ein Wiedersehen mit diesen Kameraden freuen. Und wo bist du, Leutnant der Reserve Jacobs, im Zivilberuf Lehrer, an dem ereignisreichen Tag Beobachtungsoffizier? Melde dich, und gerne wird dein Obergefreiter dich einmal auffuchen. Heil Hitler!

Johann Schnitzler, Garzweiler, Grevembroich-Land.

Die Letzten.

Dreimal griffen sie wütend an.
Dreimal bissen wir zu.

Die Feuerwalze fraß sodann
MG. bei MG. und Mann bei Mann,
Und der Rest — das sind ich und du.

Der letzte Schuß ist hinausgefaucht,
Und die Handgranaten naplü.
Die ganze Stellung zusammengestaucht,
Und in Rauch und Qualm und Gas getaucht
Sind die Trümmer von La Folie.

Die Feuerwalze nach hinten schnellt.
Sie kommen in dichten Reih'n.
Wir sind von rechts und von links umstellt.
Ihr Siegesgeheul wie die Hölle gellt —
Das wird wohl das Ende sein.

Lebendig kriegen sie mich nicht!
Das wäre doch gelacht!
Ich schwing meinen Spaten — ein fremdes Gesicht,
Ein donnerndes Licht — ein Zentnergewicht —
Ich versack — und gute Nacht!

E. F. Döll, Kiel, Geibelallee 2

Vierzehntes Kapitel

Traum am Douaumont

Als in jener Regennacht des Sommers 1936 die fünfhundert deutschen Verdunkämpfer zusammen mit ihren früheren Gegnern friedlich und kameradschaftlich an den riesigen Betonsärgen der vierhunderttausend unbekannt Toten auf dem Douaumont vorbeizogen, hatte einer dieser Fünfhundert einen seltsamen Gedanken: „Hier liegen sie nun“, dachte er, „Deutsche und Franzosen, vierhunderttausend unbekannte Krieger, für immer im Tode vereint, und niemand weiß, wer von ihnen die feldgraue und wer die horizontblaue Uniform trug. Vielleicht liegt hier mancher, der in den Sendungen ‚Wo bist du — Kamerad?‘, gesucht wird. Ach, könnte ihn doch der Ruf erreichen! Ja, wie wäre es denn, wenn sie der Aufforderung des Reichsfenders nachkämen, die Toten hier, und wiederkehrten . . .!“

Nachdenklich schritt der ehemalige Verdunkämpfer weiter, an den Riesensärgen vorbei. Er brachte den toten Kameraden den stummen Gruß der Heimat. Das hohe Gewölbe der grabartigen Riesenhalle gab das Schlürfen seiner Schritte hundertfach wieder, und es erklang wie das Raunen der Toten da drunten. Aber der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Und dann, nach der Rückkehr in die friedliche Heimat, gab er diesem Sinnen Gestalt und schrieb ein Hörspiel, das der Reichsfender Köln in seiner Reihe „Soldaten — Kameraden“ als Ursendung brachte:

Traum am Douaumont

Ein Hörspiel von Kameradschaft und Ehre
von
P. C. Ettighoffer

Handelnde Personen:

Der Reichsfender Köln bei einer seiner Sendungen:
„Wo bist du — Kamerad?“
Drei deutsche Heimkehrer, Frontsoldaten von 1916
Ein Offizier der neuen Wehrmacht
Ein Franzose
Ein Schupowachtmeister
Soldaten der neuen Wehrmacht

Zeit: 1938

Ort: Das Gebeinhaus für vierhunderttausend unbekannt Krieger am Douaumont und eine Stadt am Rhein.

Song!

Ein Sprecher: Wir befinden uns im langgestreckten Gebeinhaus am Douaumont bei Verdun. Hier liegen in zahlreichen Betonsärgen, die mit schweren Granitblöcken zugedeckt sind, die Gebeine von etwa vierhunderttausend unbekannt deutschen und französischen Soldaten, gefallen während der Kämpfe in der Schlacht um Verdun. Es ist Sonntag abend, die Zeit der Sendung: „Wo bist du — Kamerad?“ im Reichsfender Köln.

(Gemurmelt. Lauter tiefe, langsame Stimmen. Eine Weile dieses Gemurmelt, das hohl klingt. Dann):

Gefreiter Schröder (streckt sich, gähnt): Wacht auf, Kameraden, die Geisterstimme aus der Heimat meldet sich schon wieder, wacht auf!

Kriegsfreiwilliger Kols (verzückt): Die Stimme — aus der Heimat — ach — du, Kamerad, wenn nun die Stimme einmal uns rufen sollte, verstehst du — uns, die wir hier liegen und schlafen, seit Jahren — seit vielen vielen Jahren. — —

Unteroffizier Lohmann (tiefe, ruhige, sachliche Stimme): Seit zweiundzwanzig Jahren — (gedehnt) zwei—und—zwanzig — Jahren hier in der Erde — — in Frankreichs Erde — — !

(Lauter das Gemurmel ringsum. Deutsche und französische Worte sind zu verstehen, wie):

„Fürs Vaterland“ und

„Mort pour la patrie“.

(Jetzt abklingend das Gemurmel der vierhunderttausend Toten, und):

Lohmann: Vermißt — — verloren im Gelände. — —
Dann hierhergebracht — — vierhunderttausend Kameraden — — Kameraden, Deutsche und Franzosen — — vergessen von der Heimat — —

Kols: Nein, nein, nicht vergessen. Vielleicht haben sie nicht von uns gesprochen, aber gedacht haben sie immer an uns, immer gedacht — Kamerad!

Schröder: Still — die Geisterstimme aus der Heimat. . . . Sie ist wieder da.

Kols (begeistert): Sie ruft — Kameraden, sie ruft vielleicht auch uns — —
(verzückt) Heimat! Heimat!

(Stille. — Jetzt — wie aus weiter Ferne, aber gut zu hören, die Stimme des Kölner Rundfunkredners.)

Rundfunkredner: Hier ist der Reichsfunker Köln mit dem Funkappell der alten Frontsoldaten. Wo bist du — Kamerad?

(Trompetensignale. Nach den Signalen sofort Pferdegetrappel und marschierende und singende Infanterie.)

Kols: Hört ihr, Kameraden, wie sie singen . . . ?

Lohmann: Das sind unsere Stimmen, junger Kamerad. Du hörst dich singen, Kleiner, und mich und ihn. Wir singen dort und marschieren, marschieren hierher — an die Front.

(Jetzt Maschinengewehrfeuer und Heulen der Granaten.)

Schröder: Jetzt ist das Ziel erreicht . . . Jetzt gibt's nur noch Kampf.

(Granatengeheul.)

Lohmann: Verschwunden der Gefang. Die harte Pflicht hat begonnen. Nur noch die Granaten singen — — nur noch die Granaten.

Kols: Ach, es war zuerst alles so schwer — und ich durfte es nicht zeigen — weil ich doch männlich sein wollte.

Lohmann: Und wir haben es doch bemerkt, Kleiner. Aber du warst groß und tapfer — ganz groß und tapfer, deutscher Junge, du — — und deine arme Mutter sah dich nicht mehr und hielt deine Hand nicht mehr und wischte den Schweiß nicht mehr von der jungen, glatten Stirn, als das Sterben kam. — — — Du warst tapfer, deutscher Junge, tapfer vor Verdun.

Rundfunkredner: Achtung für die Soldaten, die am 2. März 1916 zwischen Dorf und Fort Douaumont gekämpft haben.

Schröder: Dazu gehören wir drei doch auch.

Rundfunksprecher: Seit jenem Tage werden unter anderen vermißt: Unteroffizier Lohmann, Gefreiter Schröder und Kriegsfreiwilliger Kolsfs. Kameraden, wo ihr auch seid, meldet euch in der Heimat — — —
(Alles andere wird undeutlich.)

(Gemurmel vieler Stimmen.)

Kolsfs (verzückt): Meldet euch in der Heimat — — Kameraden, wir — wir sind gemeint — — nein, sie haben uns nicht vergessen — wir sollen hinkommen und uns melden — ach — — !

Lohmann: Es sei. Wir werden gehen. — Sofort werden wir gehen. — — Die Heimat darf man nicht warten lassen —

Schröder (ungläubig): Uns drei sucht man, unsere Namen werden genannt. Die Geisterstimme, die jede Woche bis in diesen Riesensarg dringt, ruft uns — — wir gehen. — — Wirklich, gehen wir?!

(Gemurmel, man unterscheidet einzelne Sätze):

Und grüßt die Heimat. — — Und die Sonne sollt ihr grüßen, die Sonne — — hört ihr — die Sonne!

Lohmann: Ade, Kameraden, ade, ihr Kompanieführer und Zugführer und Soldaten — ade — — ade, ihr Kameraden aus Frankreich, wir werden auch eure Heimat grüßen.

Franzose (hartes Deutsch): Schaut die Sonne über Frankreich, Kameraden, grüßt Frankreichs Erde ... und alles, grüßt alles, Kameraden!

Mehrere Stimmen: Ade — Kameraden — ade ... ade — — ade — !

G o n g!

Sprecher: Eine weite Landschaft. Es ist Morgen. Die

Sonne geht gerade auf. In der Ferne ein breiter Strom, wie ein Silberband. Am blumigen Wegrain drei Soldaten, verschliffen die Uniformen, bedeckt vom hellen Schlamm der Schlachtfelder um Verdun.
Kolsfs: Ach — die Sonne — — seht doch, Kameraden, die Sonne!

Lohmann: Herrliche Sonne — Lebensspenderin für die Erde.

Schröder: Zweiundzwanzig Jahre lang sahen wir sie nicht mehr — die Sonne. Ein Menschenalter fast in dunkler Nacht, und jetzt — jetzt — —

Kolsfs: Wie mir ihre Wärme durch die Glieder rinnt! — Ah!

Schröder: Durch die Betonsfänge unterm Totengewölbe am Douaumont dringt keine Sonne.

Lohmann: Und doch ist sie da, die Sonne. — — Sie geht täglich auf — — sie zieht ihre Bahn vom Horizont im Osten, wo die Heimat liegt, hoch über uns hinweg — bis zum Horizont im Westen — wo die Heimat der anderen liegt — der französischen Kameraden, die mit uns die ewige Lagerstatt teilen — unbekannte Krieger genau wie wir — Soldaten des großen Krieges. Und sie und wir, und alle diese vierhunderttausend unbekanntenen Toten sind nur winziges Geschehen, nur Episoden im Wandel der Welten — vom Osten zum Westen — Tag für Tag geht die Sonne ihren Lauf — ach, was ist der Mensch im großen Geschehen? — — Nichts, nichts ...!

Kolsfs: Und jetzt dürfen wir sie wiedersehen, die Sonne, Kameraden, die Sonne! Die Geisterstimme hat uns aus dem Sarg gezaubert. Wir leben — — die Geisterstimme hat uns aus dem Totengewölbe des Vergessens

geholt. Wir leben und sehen die Sonne — die Sonne . . . !

Schröder: Gehen wir, Kameraden! Immer der emporsteigenden Sonne entgegen. Dort werden wir sicher die Heimat finden. Wißt ihr noch, wie wir oft genug, damals während der Schlacht um Verdun, beim Morgengrauen gen Osten schauten und das erste zage Licht über der fernen Heimat erwarteten?

Lohmann: Das gab wieder Mut für einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, Mut, dies alles zu ertragen. — — Ja, schreiten wir. Gehen wir — — (Schlüpfende Schritte.)

Kolfs: Seht doch die Blumen, Kameraden. Blaue Kornblumen und auch Mohn. — — Aber hier, hier steht das Korn schon schwer und frächtig. — — Wir haben gekämpft und sind gestorben, damit es hier stehen kann — — das Korn, das Brot aus deutscher Erde — — Kameraden.

Schröder: Ja, Korn . . . Ich war früher ein Bauernsohn und säte und pflanzte und bestellte den Acker. Hört doch, wie die Halme sprechen, wie das sirt und schmeichelt im Wind! — — Guter Acker, gute Erde! (Leiser, mehr für sich, fast zärtlich):

Gute Erde . . . !

(Eine Lerche jubiliert. Eine Weile das Jubilieren der Lerche.)

Kolfs: Eine Lerche, Kameraden. Das Lied des Lebens und der Freude. Hört doch —

(leiser): hört . . . !

(Versucht pfeifend nachzumachen — und dann, verzückt):

Eine Lerche . . . !

Lohmann: Das Lied der Heimat. Hast du früher etwas auf Lerchen gegeben? Was war dir die Ackerkrume,

dir Städter! Erst draußen, in Kampf und Not lernst du dies alles schätzen.

Schröder: Wißt ihr noch, wie jeden Morgen am Douaumont, damals während der Schlacht, die Lerchen sangen, trotz Granaten und Tod und Vernichtung? Die ersten Lerchen im werdenden Frühling.

Lohmann: Jeder Frontsoldat hat sie immer wieder mit Entzücken gehört, diese Lerchen über den Feldern des Todes. Sie waren nicht zu vertreiben, sie blieben bei uns in den Granatlöchern, und wenn es mal ganz schlimm wurde, dann stiegen sie hoch und schmetterten ihr Lied, und das war gut so — — gut so!

(Das Lied der Lerche verklingt in der Ferne. Wird übertönt von einer Sirene.)

(Eine Schiffssirene ertönt, dann die Glockensignale der Schleppkähne auf dem Rhein, ein Zeichen, daß sich ein Lastzug auf Fahrt begibt.)

Kolfs: Der Rhein — da vorne, der Rhein! Ein Schlep-per, nein, ein ganzer Schleppzug ist's. Leben ist's und Friede und Arbeit.

Lohmann: Alles Leben ist Arbeit, und alle Arbeit ist Leben. Friedlich zieht der Schleppzug dahin, stromauf. Hat wohl Kohlen geladen, Kohlen von der Ruhr. (Pause. — Wieder das Heulen der Sirene. Wasser rauscht. Eine Weile nur Wasserauschen.)

Schröder: Wo sollen wir uns denn melden, Kameraden? Habt ihr's vernommen durch die Geisterstimme?

Kolfs: Ich weiß es nicht — — aber . . .

Lohmann: Wo meldet sich ein rückkehrender Soldat, wo? Bei seinem Truppenteil in der Kaserne. Es gibt keine andere Lösung. Zuerst melden wir uns. Dann

wird man sehen, was los ist. Immer noch sind wir Soldaten. Werden's immer bleiben.

Schröder: Richtig, in der Kaserne werden wir uns melden.

Lohmann: Die Kaserne ist die Heimat des Soldaten. Wißt ihr noch die Stunden des Beisammenseins? Erst später wußte man, daß sie schön und sorglos waren, erst viel später, wenn wir's nicht mehr hatten.

Rolfs: Ja, gehen wir hin, zur Kaserne.

Lohmann: Da vorne aus dem Morgendunst taucht die Stadt am Rhein, unsere Garnisonstadt, auf.

Rolfs: Ihre Türme und Dächer schimmern. Ihr Dom steht herrlich, genau wie damals, als wir ausrückten, über den Rhein, zum Sonnenuntergang.

Lohmann: Und alles ist noch so, weil wir gestorben sind. Unser Leben war Schutz und Schild für die Heimat. Es ist gut so.

Schröder: Damals fangen wir, als wir über die Brücke fuhren. Wißt ihr's noch, Kameraden, was wir fangen? So fangen wir:

(räuspert sich, und dann, mit müder, fast tonloser Stimme):

Du wunderschöner deutscher Rhein — du sollst ewig Deutschlands Zierde sein —

(läßt nach, summt nur noch. Die beiden anderen summen mit. Man hört ihre Schritte schlürfen. Die Schiffsglocke klingelt erneut. Lang anhaltend heult die Sirene des Rheinschleppers . . .)

Gong!

Sprecher: In den Straßen einer großen Garnisonstadt am Rhein. Es herrscht Aufregung. Ein Menschenauflauf hat sich gebildet und folgt scheu den drei heimkehrenden Soldaten.

(Stimmengemurmel. Dazwischen Klingeln der Straßenbahnen und Kraftwagenhupen. Geräusche der Straße. Deutlich der Schritt der drei Soldaten auf dem Asphalt.)

Erste Stimme: Wo kommen diese drei Soldaten denn eigentlich her?

Zweite Stimme: Aus einem Lazarett wahrscheinlich. Man sieht's doch an den Verbänden.

Erste Stimme: Unmöglich, der Krieg ist doch schon zwanzig Jahre vorbei.

Zweite Stimme: Sie sehen ja, der eine, der Unteroffizier dort, hat den Kopf verbunden. Den muß es schwer gepackt haben.

Erste Stimme: Ich sehe. Und die anderen haben Brustschüsse und sonstige Verwundungen.

Dritte Stimme: Die tragen ja noch die Uniformen der alten Wehrmacht.

Erste Stimme: Natürlich, das sind Frontsoldaten, das sieht man doch — — echte Frontsoldaten. Die könnten schnurstracks von Verdun kommen, so sehen sie aus, so voller Müdigkeit und Blut.

Dritte Stimme: Bei Verdun gab's ja auch diesen hellen Lehm, wißt ihr's noch? So weiß sah man aus, wenn man dort beim Douaumont zum Beispiel mal ein paar Tage im Trichter gelegen hatte.

Zweite Stimme: Achtung, da kommt ein Schupo! Da werden wir's gleich hören, was los ist.

(Stimmengewirr — Unruhe.)

Schupo: Platz gemacht, was ist hier eigentlich los, was hat das zu bedeuten — — —

(zögernd) ich meine — — verzeihen Sie — — Kameraden, woher — — — ich meine, woher kommt ihr?

Lohmann: Vom Douaumont — Kamerad!

(Gemurmel: Vom Douaumont kommen sie — — Douaumont — Douaumont ...)

Schupo: Ich verstehe nicht recht — ah — diese Uniform — — ich sehe ja, das sind die alten, echten Felduniformen — — war selbst vier Jahre draußen; aber wir haben doch heute das Jahr 1938, und da — —

Lohmann: Man hat uns aufgerufen, und da kommen wir, uns zu melden.

Schröder: Die Geisterstimme, jeden Sonntag abend, rief unsere Namen.

Lohmann: Wir liegen seit März 1916 drüben — — vermisst — —

Schupo (erschüttert): Vermisst — seit — 1916 — ?!
(Stimmengemurmel: Vermisst ... Douaumont ... Douaumont ... 1916!)

Lohmann: Und nun hat die Stimme, die bis zu uns in den Riesensarg am Douaumont drang, uns aufgefordert, hierherzukommen, in die Heimat.

Erste Stimme: Die Vermisstensuche in der Sendung „Wo bist du — Kamerad?“!

Schupo: Darf ich euch die Hand drücken — Kameraden — — willkommen, Kameraden. Kann ich helfen — — ich möchte doch so gern. — Laßt sie in Ruhe, Leute ... —

(Stimmengemurmel: Vermisst ... im Reichsfender Köln gesucht ... am Douaumont 1916 ...)

Lohmann: Zur Kaserne wollen wir, nur zur Kaserne, uns dort zu melden.

Mehrere Stimmen (durcheinander): Vermisste vom Douaumont — — Heimkehrer vom Jahre 1916. — Ein Wunder — — Heimkehrer nach zweiundzwanzig Jahren. — — — Berührt sie nicht — — sie sind

heilig — — — Tote vom Douaumont. — — Macht ihnen Platz — — !

(Eine Frauenstimme schluchzt hell — Gemurmel.)

Lohmann: Kommt, Kameraden, dort drüben sehe ich schon das Tor unserer alten Kaserne.

Kolfs: Mit Blumen im Knopfloch bin ich damals ausgerückt, durch jenes Tor. Dort an der Ecke stand meine Mutter — — dort stand sie, lächelte, und doch Tränen in den Augen ... Mutter ... Ich werde sie sehen — — !

Lohmann: Zuerst die Meldung, daß wir heimgekehrt sind. Dort wird man über uns verfügen. Als Soldaten gehören wir zuerst dem Vaterland, dann der Familie.

Schröder: Aber seht doch, Kameraden, kann man so zur Meldung gehen? Unmöglich. Dieser Schmutz auf den Uniformen, dieser harte Lehm an den Stiefeln. Keine Knöpfe mehr am Rock, kein Koppel mehr. Alles nur Fetzen. Sollten wir uns nicht zuerst reinigen? Trockene Blutspritzen überall. — — — Das Tuch gelb gefärbt von Gasschwaden — — nein, parademäßig sind wir nicht. Wir müssen uns reinigen. Weg mit dem Staub von Verdun!

Lohmann: Versuch es nicht, Kamerad. Niemals wird der Brodem der Schlacht von dir zu bannen sein. Du wirst immer das bleiben, was du warst und als was du starbst — Frontsoldat — Verdunkämpfer. Bleib wie du bist, Gefreiter Schröder. Bleib in deiner zerfetzten, schlechten Uniform, die verfärbt und ver-schlammmt ist.

(Stimmengemurmel der Menge, die dichtauf folgt.)

Erste Stimme: Sie gehen in die Kaserne.

Zweite Stimme: Ein Wunder ist geschehen, die

Schläfer um Verdun kommen zurück. — Die Welt geht unter. — Die Toten kommen zurück.

Dritte Stimme: Nein, die waren immer da, immer bei uns, in unseren Herzen.

Erste Stimme: Natürlich, aber hier, das ist doch anders. Hier sind doch drei aus Fleisch und Blut, Menschen wie wir selbst sind. Hier gehen sie unsere Straße; sie gehen, sie sprechen, und doch sind sie tot.

Zweite Stimme: Man müßte die Zeitung anrufen oder den Rundfunk.

Erste Stimme: Schaut doch, der Posten am Tor hat sie gesehen. Jetzt läuft er in die Wachstube, jetzt brüllt er was, hört ihr's?

Ein Soldat (ruft): Wache heraus! Wa—che her—aus!

(Geräusche in der Wachstube. Die Wache eilt heraus.)

Wachhabender: Stillgestanden — — richt'et euch — Augen gerade — aus! Das Gewehr über! Achtung — präsentiert das — Gewehr! Die Augen — links!

(Trommelwirbel, dreimal.)

Lohmann: Beiseite, Kameraden, die Wache ist herausgetreten und präsentiert. Da muß doch sicher gleich ein General kommen. Seid still, drückt euch!

Kolfs: Oder gar ein Feldmarschall. Und wir mit unserer schäbigen Klust. Hört ihr den Trommelwirbel? Wo bleibt er denn nur, der General? Seht ihr ihn?

Schröder: Ich sehe nichts — — du — — ihre Augen folgen uns — — — uns schaut die Wache unter präsentiertem Gewehr an — — uns — — ! Gilt die Ehre wirklich uns?

Lohmann (ganz langsam, gerührt): Ja, weil — weil wir

vom Douaumont kommen, Kameraden ... Nicht uns allein gilt dieser Gruß und diese Ehrung, sondern den andern mit, den vierhunderttausend Kameraden, den Deutschen und Franzosen, die noch oben liegen. (Trommelwirbel, dreimal.)

Wachhabender: Das Gewehr — — über! Gewehr — ab! Wache weggetreten!

(Schritte der drei Soldaten auf dem Pflaster des Kasernenhofes.)

Lohmann: Immer noch das alte, dröhnende Pflaster, genau wie vor mehr als zwei Jahrzehnten.

Schröder: Und die Kastanien stehen noch dort, rings um das Kantinengebäude.

Kolfs: Aber groß und schwer sind sie geworden, die Kastanien. Mit ganz dicken Stämmen.

Schröder: Seht doch, ein Stein dort in der kleinen Anlage. Der war doch früher nicht da.

Kolfs: Ein Gedenkstein — es steht etwas drauf

(liest langsam): Fürs Vaterland fielen von 1914 bis 1918 in den Reihen des Regiments viertausenddreihundertsechsfünfzig Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten.

Lohmann (ganz langsam, jede Silbe betonend): Viertausend — dreihundert — sechs — und — fünfzig Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten.

Kolfs: Und wir sind drei von diesen Toten, wir drei Heimkehrer, durch die Geisterstimme hierherbeordert.

Lohmann: Gehen wir hinein. Ich kenne noch den Weg zur Schreibstube. Melden wir uns beim Feldwebel.

G o n g!

Kolfs: Immer derselbe Geruch auf den Fluren, genau wie früher.

(Schritte der drei Soldaten auf dem Flur der Kaserne.)

Schröder: Das duftet nach Brot und nach Uniformen und Fußmitteln. Das duftet nach Soldat.

Lohmann: Leben ist's mir und Heimat. Da drüben die Kompaniegeschäftsstube. Gehen wir hinein.

(Schritte halten. Klopfen an einer Tür.)

Stimme: Herein!

(Geräusche des Türöffnens. Hackenzusammenschlagen.)

Lohmann: Unteroffizier Lohmann, Gefreiter Schröder und Kriegsfreiwilliger Kolfs zur Stelle.

(Einige Sekunden peinliche Stille.)

Oberfeldwebel (gedehnt und fragend): Unteroffizier Lohmann — ? Gefreiter Schröder — ? Kriegsfreiwilliger Kolfs — — ? — Ja — — was — ja, was hat das zu bedeuten? — — Welche Kompanie, wie!?

Lohmann: Wir waren siebte Kompanie, damals, vor zweiundzwanzig Jahren.

Oberfeldwebel: Ich verstehe immer noch nicht. Vor zweiundzwanzig Jahren? Schütze Esser, reichen Sie mir mal die Kriegsehrenliste des Regiments herüber . . . — — diese Uniformen — — — unbekannte Gesichter — — und doch — — so haben sie damals ausgesehen, unsere Väter — —

(Peinliche Stille. Blätter eines Buches rascheln.)

Oberfeldwebel (liest): Siebte Kompanie — — Lohmann, Karl, Unteroffizier, vermißt am 2. März 1916 zwischen Dorf und Fort Douaumont . . . Schröder Ludwig, Gefreiter, Kolfs Hans, Kriegsfreiwilliger, Jahrgang 98, ebenfalls vermißt seit dem Sturmangriff am 2. März 1916 zwischen Fort und Dorf Douaumont.

Lohmann: Stimmt genau, Herr Feldwebel.

Oberfeldwebel: Und wo wart ihr seither? Was wollt ihr hier? Eure Wunden sind ja noch frisch und die Uniformen voller Lehm.

Lohmann (langsam): Bei den vierhunderttausend Unbekannten im Riesensarg am Douaumont waren wir bisher, zweiundzwanzig Jahre lang — — — und nun haben wir uns hier gemeldet, weil uns die Stimme suchte, eine Stimme, die bis zu uns drang. — Hier sind wir.

Schröder: Wir sollten uns melden. Und da melden wir uns auf unserer Schreibstube.

Oberfeldwebel: Aber das ist ja — — — nein — — das ist unfassbar — — Achtung, da kommt der Herr Hauptmann — — Achtung!

Hauptmann: Heil Hitler! Bitte weitermachen! Ja — ja, was — — ? Kameraden?! Wirklich, heimkehrende Soldaten — — — ?

Lohmann: Von der siebten Kompanie, Herr Hauptmann, vermißt seit dem 2. März 1916 am Douaumont, seither dort bei den vierhunderttausend Unbekannten geruht und nur durch die Geisterstimme von „Wo bist du — Kamerad?“ geweckt und aufgefordert, uns in der Heimat zu melden.

(Eine Weile peinliche Stille. Hauptmann räuspert sich wiederholt.)

Hauptmann: Setzt euch, Kameraden. Das ist ja unfassbar. Ich will euch helfen . . . Ihr seid unser Stolz . . . Seid unsere Ehrengäste, Kameraden . . . Das Regiment schaut mit Ehrfurcht zu euch auf, Kameraden. Die junge Wehrmacht hält euer Andenken in Ehren. — — Jedem Rekrut seid ihr Vorbild —

(mehr für sich hin) seltsamer Fall — — aber Wahrheit — — erschütternd ...

Lohmann (erstaut): Neue Wehrmacht?! Junge Wehrmacht? Verzeihen, Herr Hauptmann, die Uniformen sind ja geändert gegen früher; aber warum ist die Wehrmacht jung und neu im Vaterland?

Schröder: Was geschah denn in der Zwischenzeit?

Kolfs: Was war nach Verdun? Nach unserem Vergehen?

Hauptmann: Wir kämpften noch mehr als dreißig Monate weiter — — zwei Millionen Kameraden fielen fürs Vaterland — —

Lohmann: Aber der Krieg wurde gewonnen (fast bittend) nicht wahr, der Krieg wurde von uns gewonnen?

Hauptmann: Nein, wir verloren den Krieg. Verrat und Zwietracht in der Heimat schwächten die Front. Falsche Versprechungen des Feindes lockten uns die Waffen aus der Hand. Verrat war am Werk ...

Kolfs: Und der deutsche Soldat war so gläubig und reichste dem Gegner die Hand?

Hauptmann: Ja, er tat's; aber die Hand wurde ausge schlagen. Mit Mann und Troß kam die fremde Besatzung an den Rhein, ja darüber hinweg. Kein Widerstand möglich. Keine Waffen da. Nur hunderttausend Mann durfte Deutschland unter unzulänglicher Bewaffnung halten. Zerschlagen für alle Zeiten die stolze deutsche Armee.

Lohmann: Eine Schmach!

Hauptmann: Aber diese Hunderttausend nahmen die Tradition des unbeflegten Frontheeres auf wie ein heiliges Vermächtnis und hielten treue Wacht über

der Flamme der Erinnerung. Und dann wuchs etwas Neues empor. Um einen Mann, einen Kameraden der Front, einen ehemaligen Befreiten scharten sich Männer, die im Herzen immer Soldaten geblieben waren und ein schöneres Deutschland bauen wollten, frei von den Fesseln, die man uns im Siegerwahnsinn auferlegte.

Kolfs: Und es gelang ihnen doch, diesen Männern?

Hauptmann: Ja, nach vielen Jahren des Strebens gelang es ihnen, das Vaterland zu retten und die Wehrmacht wieder groß und stark zu bauen.

Lohmann: Und alles ist wieder, wie es früher war?

Hauptmann: Ja, wie früher. Die deutsche Jugend hat die feldgraue Uniform wieder als Ehrenkleid kennengelernt. Wir haben wieder die allgemeine Wehrpflicht. (Aus der Ferne hört man den Marschschritt junger Soldaten. Sie singen eins der neuen Marschlieder der jungen Wehrmacht. Singen es nach der Art von 1938 und marschieren flott dabei. — — Man hört sie näherkommen. —)

Hauptmann: Unsere Rekruten von 1938 — — prachtvolle Jungen.

Lohmann (langsam): Prachtvolle Jungen — — unsere Söhne und Nachgeborenen — —

(Die Singenden marschieren ganz nahe vorbei. Ganz deutlich die Strophe des Marschliedes. Abklingend das Marschlied, verhallend der Schritt.)

Kolfs: So jung wie wir auch waren, damals.

Schröder: Die Stahlhelme stehen ihnen gut — — wir bekamen diese Helme damals ganz neu. Lange haben wir sie nicht getragen, wir drei.

(Aus der Ferne eine neue Kompanie mit dem Gesang: O Deutschland, hoch in Ehren!)

Hauptmann: Wieder eine Kompanie, die einrückt.
 Kolfs: Dies Lied sangen auch wir, die Kriegsfreiwilligen.
 Hauptmann: Ja, Kameraden, ich war damals auch so jung, war auch Kriegsfreiwilliger und sang es mit. Deshalb geht's mir so zu Herzen.
 (Singend marschirt die Kompanie ganz nahe vorbei. Jetzt Motorengetöse, das rasch näherkommt.)
 Hauptmann: Unsere Panzerabwehr, eine neue wirksame Waffe.
 (Ganz stark das Geräusch der vorbeifahrenden Panzerabwehrkanonen. Einzelne die Fahrzeuge vorbei.)
 Lohmann: Prachtvoll, die kleinen Geschütze hinter Kraftwagen.
 Hauptmann: Ihre Aufgabe ist's, jeden Vorstoß feindlicher Kampfwagen abzufangen und zu vereiteln.
 (Dumpfes Motorengebrüll in der Luft. Flugmaschinen.)
 Kolfs: Das klingt wie damals, zu Voelkes Zeiten.
 Lohmann: Ja, damals hatten die Franzosen die Übermacht in der Luft.
 Hauptmann: Seht, Kameraden, das ist eines unserer neuen Kampfgeschwader.
 Schröder: Fliegende Festungen.
 (Vorbeidonnern der Kampfgeschwader — und wieder der Schritt der Infanterie, wieder Gefang, dann das Rollen der Artillerie — eine ganze Weile.)
 Hauptmann: Unsere junge Wehrmacht, seht, es ist alles wieder gut.
 Kolfs: Das sind wir, die da marschieren, die dort in der Luft die Motoren lenken, die auf den Fahrzeugen sitzen, die in Reih und Glied dahingehen — wir, wir, die Soldaten von 1916.

Lohmann: Wir sind nicht tot, wir leben — — wir leben!!!
 Schröder: Es ist wahrhaftig ein tätiges und starkes Leben.
 Hauptmann: Ja, so ist's richtig, ihr lebt, Kameraden. Ihr lebt in den Jungen der Wehrmacht. Sie sind von eurem Geiste. Im Sinne eures Heldentodes werden sie erzogen. Es ist unsere Pflicht, das Vermächtnis von Verdun in unserer Jugend aufrecht und lebendig zu erhalten.
 Kolfs: Wir leben, Kameraden, wir leben in dieser kraftvollen Jugend. Wir leben in der deutschen Kaserne am deutschen Rhein.
 Schröder: Der Ruf der Geisterstimme war nicht vergebens. Wir mußten hierherkommen, dies alles zu sehen, wir drei von vierhunderttausend.
 Lohmann: Dann — dann — liebe Kameraden, dann ist ja alles gut. Wir sahen doch den Frieden und die Ordnung auf dem Wege hierher.
 Schröder: Und die Felder standen wohlbestellt.
 Kolfs: Auf dem Rhein schwammen lange Schleppzüge.
 Schröder: Und auf den Straßen hasteten die vielen eiligen Menschen. Stadt und Land lebten und arbeiteten.
 Lohmann: Deutschland lebt und arbeitet — — es ist gut, Kameraden, es ist alles wieder gut — —
 Kolfs: Wir sind nicht vergebens gefallen.
 Schröder: Was soll nun mit uns geschehen?
 Lohmann: Mit uns? — — Wir gehen wieder, wo wir herkamen. — Wir marschieren zurück zum Douaumont, zu den vierhunderttausend Kameraden, Wir müssen zurück.

Nolfs: Zu den deutschen und französischen Kameraden.
— Oh, meine Mutter!

Lohmann: Wir wollen ihnen von dem neuen Deutschland erzählen.

Hauptmann: Ja, erzählt ihnen, Kameraden, erzählt ihnen, daß wir sie nie vergessen werden. Und weil wir nicht wollen, daß sie vergebens gestorben sind, machen wir uns wehrhaft, den Frieden zu schützen.

Lohmann: Wir gehen zurück zum Douaumont. Es ist alles gut so — — gut so — — gut — — so — — — !
Herr Hauptmann — — wir bitten, gehen zu dürfen — zurück zu unseren Kameraden.

Hauptmann: Geht, Kameraden. Geht und sagt ihnen, daß die Wacht wieder steht, die Wacht am Rhein! Im Geiste der Toten von Douaumont lebt die deutsche Wehrmacht. (Hacken klappen — schwere Schritte.)

Hauptmann (mehr für sich): Ade, alte Kameraden!
Ade, grüßt sie alle, am Douaumont. (Schritte verhallen.)
Und grüßt die Stätten unserer Jugend, um Verdun und anderswo. Dort war's das große Erlebnis unserer zwanzig Jahre. — — Und haltet uns die Reihe offen für später — — unsere Reihe in der großen Armee — — Ade, Kameraden vom Douaumont — ade — — !

G o n g!

Soldaten am Tor: Achtung, Wache heraus!
(Silen vieler Füße. Waffenklirren.)

Wachhabender: Wache stillgestanden! — — Nicht't euch! — — Augen gerade — aus! Achtung — präsentiert das Gewehr! Augen — — rechts!
(Trommelwirbel, dumpf, dreimal.)

Erste Stimme: Da kommen sie wieder.

Zweite Stimme: Die Unheimlichen vom Douaumont.

Dritte Stimme: Kommt, wir fragen sie.

Erste Stimme: Ja, sie sollen bei uns bleiben.

Zweite Stimme: Erzählen sollen sie uns, wie es dort ist, wo die große Armee der Toten ruht.

Dritte Stimme: Wartet, ihr Kameraden, schreitet nicht weiter, bleibt bei uns — bleibt! — — bleibt!

Erste Stimme: Seid unsere Gäste, liebe Gäste.

Dritte Stimme: Ihr habt's verdient.

Zweite Stimme: Nehmt von uns Speise und Trank.
Es ist euch alles gern gegönnt.

Erste Stimme: Ihr könnt von uns fragen oder auch fordern, alles sollt ihr haben, ihr, die von draußen —

Zweite Stimme: Wir verdanken euch ja alles — die unverkehrte Heimat danken wir euch.

Dritte Stimme: Bleibt bei uns, Brüder. Eure Mütter wollen euch wiedersehen. Mütterherzen haben nach zweiundzwanzig Jahren nicht vergessen — werden nie vergessen!

Nolfs: Ach — Mutter — — meine Mutter!

Schröder: Haben wir nicht damals schon Abschied für immer genommen?

Lohmann: Sagt ihnen, daß ihre Liebe unseren Betonsarg wärmt, da droben am Douaumont. Sagt ihnen das, den Müttern.

Schröder: Aber sehen dürfen wir sie nicht mehr.

Nolfs: Nein, sehen dürfen wir sie nimmermehr — nimmermehr — unsere Mütter — — der Abschied war für immer.

Lohmann: Wir können nicht bleiben; denn unser Los ist die Erde.

Schröder: Wir folgten nur dem Ruf der Geisterstimme und sahen, wie alles ist, und wie sie leben und streben, die Menschen in der Heimat.

Lohmann: Unsere Aufgabe ist erfüllt.

Kolfs: Wir können's der großen Armee melden. Wir können ruhig schlafen.

Lohmann: Bleibt zurück, Männer, Kameraden. Unser Weg ist ungangbar für euch. Wir müssen ihn allein gehen, wir ganz allein!

Erste Stimme: Laßt sie ziehen. Ihr Weg ist lang und ohne Zurück.

Zweite Stimme: Platz da, macht ihnen Platz.

Dritte Stimme: Ihre Leiber gehören nicht mehr uns. Die gehören dem Douaumont. Nur noch ihre Gedanken gehören uns.

Erste Stimme: Bleibt zurück, ihr Lebenden. Hemmt nicht den Schritt der toten Helden.

(Stimmengewirr — — feste Schritte der drei Soldaten — — Straßenbahnklingeln — Straßengeräusche — dann alle Geräusche abschwächend. Bald nichts mehr — nur noch die Schritte der drei Soldaten. — — Jetzt das Heulen einer Schiffssirene, das Anschlagen einer Schiffsglocke.)

Schröder: Der Rhein. — — Seht noch einmal hin, schaut noch einmal den Rhein! Eine ganze Ewigkeit werden wir ihn nicht mehr sehen.

Lohmann: Die Zeit hat für uns kein Maß, keine Stunde, nichts. Morgen oder Abend, einerlei. Im Betonfarg am Douaumont weiß keiner etwas davon.

Kolfs: Die Tage werden rinnen und vergehen. — — Viele Tage und viele Nächte. Geschlechter werden kommen und vergehen, und bald wird unser Tod und

das Sterben der vierhunderttausend Unbekannten am Douaumont nur noch Mythos sein.

Schröder: Vielleicht werden wir noch oft die Geisterstimme hören; aber sie wird uns nicht mehr rufen, uns nicht mehr. Unser Schicksal ist erfüllt. Wir dürfen sterben und Samen sein für ein neues, größeres und stärkeres Vaterland.

(Schweigen — — nur noch das Marschieren der drei Soldaten. Jetzt das Jubilieren der Lerche.)

Kolfs: Hört die Lerche. Ganz hoch steigt sie, ganz hoch.

Lohmann: Sie steigt ein letztes Mal zur Sonne empor. Auch die Sonne wird gleich untergehen, auch die Sonne.

Kolfs: Ach ja, die Sonne. Sie neigt sich schon den fernen Hügeln zu, die im Westen liegen. Über dem Douaumont steht sie jetzt noch, die Sonne.

Lohmann: Schau sie dir an, die Sonne, Kleiner. Koste ihre Schönheit und ihre Wärme noch einmal, ein allerletztes Mal. Du wirst sie nimmer sehen, nimmermehr . . . !

Kolfs: So köstlich, ihre Wärme — — und die Lerche fliegt und jauchzt, und die Gräser sind ganz schlaff und müde von der Hitze des Tages.

Schröder: Es war ein gesegneter Tag für die gute Erde und ihre Frucht.

Lohmann: Schaut noch einmal hin, Kameraden. Jetzt verschwindet schon die untere Hälfte der Sonnenkugel. Jetzt rollt sie über den Horizont hinweg. Verschwunden — fort — weg ist sie . . . die Sonne.

Kolfs: Die Lerche hat aufgehört zu singen. Alle Vögel schweigen. Fahl kommt die Dämmerung, die Schwester der Nacht, Botin des Todes.

Lohmann: Die Lerche ist heimgegangen, Kamerad.

Und auch wir gehen heim. Heim zu den Brüdern.

Schröder: Laßt uns eilen. Unser Weg ist lang, lang . . .

(Schritte, die verhallen.)

G o n g!

(Stimmengewirr. Deutsche und französische Laute. Lauter langsame, bedächtige, tiefe Stimmen.)

Franzose (hartes, gebrochenes Deutsch): Seid ihr wieder zurück, Kameraden? Erzählt — ach — erzählt mir von draußen, vom schönen Frankreich.

Lohmann: Ja, unser Weg ist beendet. Wir sind am Ziel.

Auch Frankreich sahen wir, Kamerad, dein Frankreich.

Franzose: Ach, erzählt doch, erzählt!

Kolfs: Eine Lerche sang über einem Feld in Frankreich . . .

Franzose: Über einem Feld? — Eine Lerche!

Schröder: Und der Boden duftete nach Weizen und gutem Brot.

Franzose: Und es war Frieden in Frankreich, Frieden zwischen Deutschland und Frankreich?

Lohmann: Ja, es war Frieden. Ein Frontkämpfer drüben bei uns hat sich zum Hüter dieses Friedens gemacht.

Mehrere Stimmen: Erzählt doch — erzählt von der Heimat — vom Vaterland — . Hat Deutschland uns vergessen? —

Lohmann: Laßt uns liegen und ruhen, Kameraden. Eine ganze Ewigkeit hindurch werden wir euch zu erzählen haben von dem, was wir sehen durften.

Kolfs: Legt euch hin, Kameraden. Wir wollen euch jetzt erzählen von einem neuen, großen Deutschland,

von einem Deutschland des Friedens und des Aufbaues.

Schröder: Legt euch hin, Kameraden — — ruht und hört unser Lied über Deutschland.

(Streckt sich, gähnt.)

Wir schlafen wieder — — — einen langen, ruhigen Schlaf.

(Stimmengemurmel, tief und anhaltend, eine ganze Weile. Dann, alles übertönend, und dennoch wie aus weiter Ferne.)

Rundfunksprecher: Damit beenden wir unsere heutigen Suchmeldungen: Wo bist du — Kamerad?! —

(Ganz leise, ganz aus der Ferne die Melodie: „Ich hatt' einen Kameraden . . .“)

(Stimmengemurmel. Dann das laute Zurechttrücken mehrerer Männer, und in die werdende Stille)

Lohmann (langsam): Wir schlafen — — im Douaumont — — wir vierhunderttausend unbekanntem Kameraden — — den langen — — langen Schlaf — der Ewigkeit!

(Letzte Takte des Liedes: — — bleib' du im ew'gen Leben — mein guter Kamerad.)

G o n g!

Fünfzehntes Kapitel

Feldgraue Weihnacht!

Das deutsche Gemüt ist ohne Weihnachtsfest nicht auszudenken. Und auch draußen im Feld, in Not und Tod, während der bitteren, langen Kriegsjahre wurde das Weihnachtsfest gefeiert, oft nach Überwindung größter Hindernisse. Das Weihnachtsfest war noch eine letzte, große Erinnerung an Daheim, etwas, das seelisch und unzertrennlich mit jenen verband, deren Leben und Gut man hier draußen schützte. Im Rahmen seiner Sendungen „Soldaten — Kameraden“ brachte der Reichsfürer Köln die mit großem Beifall aufgenommenen Erinnerungen an feldgraue Weihnachten auf allen Kriegsschauplätzen.

Weihnachten in Palästina!

Trübe brannte eine Weihnachtskerze in der Stalllaterne über mir an der Decke. Immer dasselbe Bild seit Monaten! Eine langgestreckte Baracke mit Fenstern, in denen die Scheiben fehlten. An den langen Seiten eiserne Bettstellen, dreiunddreißig Betten mit türkischen Ruhrkranken und nur zwei Betten mit deutschen Kriegern. Ein Bett stand leer. Vor wenigen Minuten war die stumme Gestalt des letzten Bettinassen von zwei Türken unter Führung ihres Imans hinausgetragen worden. So ging es Tag für Tag. Am schnellsten starben die Türken wegen ihrer allgemeinen Körperschwäche. Kurz vor ihrem Tode hörten wir sie dann

jeweils mit flüsternder, matter Stimme bitten: „Allemande Kamerad, bequi tün!“, das heißt: „Deutscher Kamerad, gib mir bitte Tabak“. Mit letztem Wohlbehagen wurde dann der Rauch aus der schnell gedrehten Zigarette eingesogen, aber meist noch ehe sie verglimmt war, fiel der Kopf des Armen mit einem leise geflüsterten „Allah inch' Allah“ auf die Seite. Neben mir lag ein junger deutscher Kamerad, der sich auf dem Wege der Besserung befand. Auch ich hatte vor zehn Tagen die Krisis überwunden und lag nun mit meinen zweiundsiebzig Pfund Gewicht ohne klare Erkenntnis von Zeit und Raum im Bett und starrte zur Decke. Zu viel hatten Geist und Körper auf dem Wege von Nazareth bis hierher in das Lazarett des englischen Kriegsgefangenenlagers Sidi Bisr mitmachen müssen an Demütigungen, an Grausamkeiten und erhebender Kameradschaft. Hunger, Durst, Hitze, Strapazen und Schmerzen waren so reichlich über uns dahingestürmt, daß die Müdigkeit nicht zu verwundern war. Die Nachtwache war gerade aufgezogen. Das Stimmengewirr aus dem vierzig Meter entfernten Gefangenenlager verstummte. Auf einmal ging ein Ruck durch meinen Körper. Angestrengt richtete sich auch mein junger Kamerad neben mir auf und flüsterte: „Du, hör' doch, was ist das?“ — „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft — einsam wacht —“ so klang es aus rauhen Soldatenkehlen drüben im Gefangenenlager. Fassungslos, bis ins Innerste erschüttert, starrten wir beide uns an. Der Wärter kam leise zu uns aus Bett und sagte: „Habt ihr denn nicht gewußt, daß heute Heiligabend ist?“ — Nein, wir hatten jeden Maßstab verloren. In allen Betten hatten sich die Köpfe erhoben. Die türkischen Kameraden hörten

mit glänzenden Augen und Verwunderung zu und lauschten den fremden Weisen, die machtvoll herüberdrangen . . . Der Gesang war verklungen. Unser Sanitäter war gegangen. Die Türken flüsterten noch ein Weilchen, und dann wurde es still. Im Nebenbett lag mein Kamerad. Schmal und sonnenverbrannt war das Knabengesicht des Kriegsfreiwilligen. Feucht schimmerten die Augenlider, und auf dem jungen Gesicht leuchtete ein rührendes Lächeln. Heiligabend im Heiligen Lande! Stille Weihe umschwebte die kalte Baracke. Jeder, ob Christ oder Moslem, empfand sie unbewußt. Die alte deutsche Volksfitt des Weihnachtsliedes hatte uns den Weihnachtsfrieden gesendet und uns eine trostreiche Nacht ins Herz gesenkt.

Erich Jocksch, Düren, Arnoldsweiler Str. 5.

*

Die Weihnachtsnacht 1917 in Mazedonien!

Unteroffizier Semper, Jäger Baumwisch und ich vom 5. Jägerbataillon, Hirschberg, waren auf Streifkommando. Es war eine kalte, sternklare Nacht. Vor uns stand die Masse des Gebirges wie eine schwarze Wand. Je weiter wir hineindrangen, desto vorsichtiger wurden wir. Vor jedem Felsen, um den der Weg sich herumwand, hielten wir lauschend inne. Nach einer Stunde Weges waren wir etwa so weit gelangt, wie der Befehl vorschrieb. Wir machten halt und stellten uns an einem Punkt auf, von dem aus wir die Talsenke überblicken konnten. Einer von uns warf einen Blick auf das Leuchtzifferblatt an seiner Uhr und sagte: „Zu Hause feiern sie jetzt Weihnachten.“ Hoch oben in den Bergspitzen fauste der Wind. Da entdeckten wir plötzlich am jen-

seitigen Rande des Felsentales ein stilles Licht, das wie der Schein eines kleinen offenen Herdfeuers flimmerte, matt, freundlich, sanft und einladend. Wir trennten uns. Jeder pirschte sich auf besonderem Weg an das Licht. Im Schuß des Felsendaches lag eine kleine aus Steintrümmern errichtete Hütte, wie sie den Ziegenhirten des Gebirges als Unterschlupf dient. Aus einem Spalt in der Wand drang jener Lichtschimmer, der unsere Aufmerksamkeit erregte. Zweifellos befanden sich Menschen in der Hütte; denn in der großen Stille vernahmen wir eine leise, summende Frauenstimme, die eine fremde eintönige Melodie sang. Wir gingen an den Spalt heran und starrten wie versteinert in das Innere. Wir senkten die Waffen. Beim Schein eines müden Feuerchens saßen drei Menschen in dem niedrigen Raum. Ein alter mazedonischer Bauer kauerte im Winkel und schlief. Ein junges, in Lumpen gehülltes Weib saß neben dem Feuer und hielt ein schlummerndes, in eine Decke gehülltes Kind auf ihrem Schoße. Sie wiegte es leise und sang dazu die sanfte Melodie, die traurig klang und fröhlich zugleich, wie alle Wiegenlieder der Welt. So standen wir, es dünkte uns fast eine Ewigkeit. Ein verlorenener Laut, den einer von uns ausstieß, ohne es zu wissen, verriet unsere Anwesenheit. Die Frau in der Hütte erhob ihr braunes Antlitz und verstummte, als sie die fremden, starrenden Gesichter sah. Sie erkannte unsere Stahlhelme, und es schien, als ob sie aufspringen, schreien und flüchten wollte. Doch sie besann sich. Ein bittendes Lächeln breitete sich über ihre Züge. Mit einer flehenden Gebärde wies sie auf das schlafende Kind, legte den Finger auf die Lippen, als wollte sie sagen: „Seid still, seid gut, weckt es nicht auf.“ Schweigend

entfernten wir uns. „Das war“, sagte der eine, beinahe wie der Stall zu Bethlehem. So denke ich mir, muß es damals gewesen sein.“ „Als ich meinen ersten Jungen im Arm hielt“, sagte der andere, „da dachte ich auch, es wäre uns ein kleiner Heiland geboren.“ Der dritte aber sagte mit tiefer, ruhiger Stimme: „Jede Mutter, die ihr Kind behütet, ist etwas Heiliges.“ Und dann setzten wir unseren Weg fort und gingen in Richtung auf unser Lager. Das war unsere Weihnacht 1917.

Wilhelm Heyderich, Hamburg, Neumünsterstr. 5.

Weihnachten im Hungerlager!

Seit mehreren Wochen lagen wir in dem berüchtigten Hungerlager Alibaudières in Baracke 18. Stumpf-sinnig hockten zweihundert Kameraden auf ihren Plätzen. Nackte, harte Bretter waren unser Nacht-lager. Die Feldmütze war mit Taschentuch, Lumpen und Papier ausgefüllt und diente als Kopfkissen. Die meisten waren ohne Decke und Mantel. Andere wate-ten in dem nassen Schlamm herum, der in der Baracke war. Bodenbelag kannte man nicht. Viele sind blasen- oder nierenkrank geworden, und der Hunger schaute allen aus den Augen. Wasser gab es alle drei bis vier Wochen in einem Kochgeschirr zugeteilt. So kam Weihnachten 1918! Alles hockte auf den Pritschen, stumm und schwermütig. Ein Kamerad brachte auf der Schulter einen kiefernernen Ast, den er in der Mitte der Baracke an einer Pritsche befestigte. Andere, die schon länger in Gefangenschaft waren, stifteten ein paar Kerzen. Eine Parole lief durch unsere Baracke: „Zum

Heiligen Abend hat unser Lagerkommandant etwas für uns gestiftet.“ Da wurde alles lebendig. Jeder riet, was es wohl sein könnte, Brot, Kuchen oder Würst. Aber keiner wußte etwas Genaueres. In der Ecke stimmte einer schwermütig das alte deutsche Weihnachtslied an: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Die anderen fielen mit dumpfer Stimme ein. Da erschien ein fremder Kamerad aus einer anderen Baracke. Ein voller schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht. Er sang mit herrlicher Bariton-stimme ein sehnsüchtiges Lied von der Heimat. Toten-stille herrschte in der Baracke. Da ertönte seine Stimme zum zweitenmal. Er sang ein Lied vom Traum eines Gefangenen, der am Stacheldraht eingeschlafen war. Im Traum steht er zu Hause unter dem Christbaum, sein Jüngstes in den Armen haltend. Alle schauen mit leuchtenden Augen nach dem Lichterbaum, sein Weib will den Arm um ihn legen, da bekommt er einen rauhen Stoß in den Rücken und erwacht, der Posten hat ihn mit einem Kolbenstoß zur Wirklichkeit zurückgerufen. Uns allen standen Tränen in den Augen. Einige schluchz-ten und weinten. Still entfernte sich der unbekannte Sänger. Kein Beifall wurde ihm zuteil. Jeder war mit sich und seinem eigenen Weh beschäftigt. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und ein Ruf ertönte: „Weihnachtsgaben empfangen!“ Alle sprangen auf, man sah wieder freundliche Gesichter und in jedem die stumme Frage: „Was mag es wohl geben, dürfen wir uns endlich einmal satt essen?“ Aber eine herbe Ent-täuschung stand uns bevor. Ein Mann, bepackt mit Leberwurst Dosen, kam herein und rief: „Für sechzehn Mann eine Dose!“ Ein Kilo für sechzehn Mann, Welch ein Hohn! Zwischen zwei Fingern konnten wir unser

ganzes Festgeschenk festhalten. Eine unsägliche Traurigkeit überkam unsere Herzen, und es wurde wieder still in unserer Baracke. Hier und da hörte man noch ein leises Schluchzen, und bald hatte der Schlaf uns in seine Arme genommen. Er führte uns im Traum zu unseren Lieben in weiter Ferne. Aber auch diese Nacht ging vorüber, und der Alltag ging bald seinen gewohnten Weg.

Ernst Gieseler, Münster i. W., Warendorfer Str. 125.

*

Stacheldraht und Tannenbaum.

Stacheldraht und Tannenbaum sind zwei grundverschiedene Dinge, die schlecht zueinander passen wollen. Und doch sind beide untrennbar mit dem deutschen Soldaten des Weltkrieges verbunden. Den Stacheldraht der Front hatte ich im Juli 1916 in Russland als Schwerverwundeter und Gefangener passiert. Und um die Weihnachtszeit des gleichen Jahres hoffte ich, durch den Tannenbaum besonders an die ferne Heimat erinnert zu werden.

Der Kriegswinter 1916 hatte es an sich, nichts als Schnee und nochmals Schnee. Dazu eine barbarische Kälte, die selbst den Russen ungewöhnlich erscheint. Heulender Schneesturm braust durch die Luft, umrüttelt die elende Baracke, in der wir haufen. Stiebender, pulverfeiner Schnee prallt gegen die Wände, drückt sich durch Risse und Löcher bis in das Innere des Gefangenenlagers.

Bunt ist unsere Gesellschaft zusammengewürfelt hier im Lager für invalide Kriegsgefangene in Odojew, in irgendeinem Winkel des riesengroßen Russenreiches.

Reichsdeutsche, Österreicher, Ungarn, Bulgaren, Türken. Alle sind vom gleichen Schicksal befallen, schwerverwundet in russische Gefangenschaft geraten zu sein. Drei Tage vor Weihnachten sind wir erst hier angekommen, nach einem Gewaltmarsch von vierundzwanzig Kilometer durch Schnee und Eis und Nacht und Grauen. Mit fünf toten Kameraden auf dem begleitenden Schlitten, die den Strapazen unterwegs erlegen waren. Die liegen nun immer noch in einem Verschlag nebenan, können sich nicht trennen von den noch lebenden Kameraden.

Immer heftiger braust und rüttelt Schneesturm durch die Heilige Nacht. Pendelnd schwankt von der Decke die stinkende Lampe hin und her. Knisternd und schwelend qualmen feuchte Scheite im riesigen Kamin, viel zu wenig Wärme spendend für die erstarrende Kälte im Lager.

Der Österreicher Bauer ist von seinem Gang zur Latrine nicht mehr zurückgekehrt. Das ist bereits eine Stunde her. Kamerad Bauer ist schwachsinnig geworden, hat dem Drange nach Hause nicht mehr widerstehen können und hat abermals die sinnlose Flucht in seinem getrübbten Verstande ergriffen. Trotzdem die Dunkelheit längst hereingebrochen ist, und der eisige Sturm draußen jedes Lebewesen ersticken muß.

Dem eintretenden Wachtposten, der abzählen will, kann diese Tatsache nicht mehr verschwiegen werden. Der ist zuerst starr vor Staunen und überschlägt sich dann mit zügellosem Schimpfen und Fluchen. Auch die übrigen Posten eilen herbei, nehmen eine drohende Haltung ein. Sie beschließen, den Österreicher zu suchen, und wehe ihm, wenn sie ihn finden. Die Aufseher ziehen ab, wir hören sie draußen noch fluchen und poltern. Bauer hat uns in seinem Unverstand eine böse Suppe eingebracht.

Nach Stunden wird der Sturm draußen vom Rufen und Lärmen übertönt. Dann knarren schwere russische Stiefel über den Gang, mit einem schleifenden Geräusch hinter sich. Die kreischende Tür wird heftig aufgestoßen, vier der Russen treten ein, über und über mit Schnee bedeckt. Zwischen sich schleppen sie Bauer, den Flüchtling. Man hat ihn tatsächlich in der Winterwildnis da draußen aufgefunden.

Bauer ist regungslos. Er gibt keinen Laut von sich. Aus dem wirren Kopfhaar rinnt ein dünner Blutstreifen über das totenbleiche Gesicht in den verwilderten Bart. Brutal wirft man ihn auf die Pritsche, ein Fußtritt folgt hinterher, dann gehen sie hinaus. Krachend wird die Tür zugeschlagen.

Wir befreien den Unglücklichen vom Schnee, er ist bewusstlos und atmet nur noch schwach. Er hat sich heute nacht bestimmt den Rest geholt. Er ist schätzungsweise fünf Stunden umhergeirrt und muß halb erfroren sein.

Etwas vom Weihnachtszauber erreicht uns nun doch noch, als am anderen Morgen feines, helles Klingen der Glocken von Odojew leise durch die Winterluft zittert. Geht die Tür unseres Lagers auf, dann ist das Glockengeläute sogar deutlich wahrzunehmen. Sonst erinnert nichts daran, daß Weihnachten ist. Selbst in der schmalen Kost gibt es keine Abwechslung. Trübe und schwer lastet die Atmosphäre im Raum, draußen fällt immer noch Schnee. Der Sturm rüttelt.

Der Österreicher Wengel, dessen Lebenslicht schon in Alegen nur noch schwach flackerte, geht seinem Ende entgegen. Schon seit Tagen spricht er kein Wort mehr. Als die Dunkelheit hereinbricht, starrt sein spitz und fahl gewordenes Antlitz in die auf- und niederzuckende

Flamme der Lampe. Nachher schaffen ihn die Aufseher hinaus. Am Ende des Ganges ist eine halbzerfallene Einzelzelle vorhanden, da hinein wird Wengel gelegt, bis man ihn morgen oder übermorgen fortschafft und unter die Erde bringt.

Am zweiten Weihnachtstage muß Bauer daran glauben, er liegt im hohen Fieber auf der Pritsche. Bei dem gestrigen Fluchtversuch hat er sich eine klaffende Kopfwunde zugezogen. Die stammt bestimmt vom Kolben oder Stiefel der russischen Posten, die ihn mitten in der Nacht suchen mußten. Das Bild seiner Frau mit zwei Kindern, das er noch von der Front her in Verwahrung hat, hält er wieder fest in der zusammengekrampften Faust. Jetzt stöhnt er heiser, doch für alle vernehmlich auf: „Jessie, Jessie, mein Bub, mein Madel.“ Er denkt noch bis an das bittere Ende an Frau und Kinder daheim.

Dann fällt er wieder in tiefe Bewußtlosigkeit, aus der er nicht mehr erwacht. Auch er wird von den Russen in die Einzelzelle geschleppt. Da liegt noch von gestern sein Landsmann, sein Kamerad Wengel. Morgen sollen beide beerdigt werden. Aber ich lasse mich hängen, wenn das wahr ist. Man wird sie bei dieser Kälte, genau wie in Nowosil, in irgendein Loch werfen oder im hohen Schnee verscharren; denn auch in Odojew ist der Boden metertief gefroren.

Stunde um Stunde rückt die Nacht vor. Nun muß das Fest beendet sein, das Weihnachtsfest der Kriegsgefangenen. Nicht den Frieden hat uns das Fest gebracht, sondern den Tod, niederdrückende Verzweiflung und unstillbare Sehnsucht nach etwas Liebe, etwas Licht in der grauenhaften Finsternis des elenden Daseins.

Stacheldraht ringsum, und weitab vom Lager Lannen-

bäume in dichten Wäldern, erdverwachsen, sich beugend unter glitzernden Schneemassen, aber unerreichbar für uns. Und doch haben wir den Mut nicht verloren, haben uns wieder durchgekämpft zur heiligen, deutschen Weihnacht.

Sind seit dieser Weihnachtstragödie in Odojew um Stacheldraht und Tannenbaum nicht schon 22 Jahre vergangen? Oder war das vielmehr nicht erst gestern, vorgestern? Egidius Born, Essen-Borbeck.

*

Weihnachten vor Verdun.

Eine lange Karawane von Lastautos schleppt am 18. Dezember 1916 das III. Bataillon des 6. Garde-Infanterieregiments von der Ausladerampe Charancy bei Montmedy in die dunkle Nacht hinaus. Am südwestlichen Horizont flackert der Feuerschein der Front unruhig hin und her. Dicht zusammengedrängt stehen wir in den offenen Wagen. Schwere Regentropfen trommeln auf unsere Stahlhelme. Die Gespräche stocken. Jeder lauscht still auf die Stimme seines eigenen Schicksals. Die schaurige Dissonanz der Front kommt näher und näher. Schon überdröhnt dann und wann der Abschuß und Einschlag von Granaten das Motorengeräusch unserer Lastzüge, die sich ohne Beleuchtung über die letzten Wegekilometer durch tiefe Drecksfüßen und Schlaglöcher hinwegarbeiten. Endlich stehen Wagen und Motore still. Wir sind in Flabas. Die Verdunfront hat uns gerufen.

Von Mitternacht bis zum frühen Morgen treten die Kompanien mit vollem Gepäck durch den fußhohen Schlamm der Schluchten und Amarschwege vorbei an

der Auglemont-Ferme, über Samognieu-Champneuville-Champ, hinauf auf die nassen Abhänge des Talourückens. Meine Kompanie bezieht unmittelbar am Maaskanal Stellung. Die vorgeschobenen Posten patrouillieren während der Nacht neben der Pappelallee am Kanal auf und ab. Die Tagesposten liegen in den Erdlöchern hinter der jenseitigen Uferböschung. Eine Ablösung ist vom Tagesgrauen bis zur Abenddämmerung nicht möglich. Nach dem erfolgreichen Vorstoß der Franzosen bis zur Linie Louvemont-Bacherauville-Bezouvaux hat die Kampfaktivität in dem von uns gehaltenen Stellungenabschnitt erheblich nachgelassen.

Eine eigenartige Romantik liegt in den langen Nächten über der Maasniederung. Wildentengequacke und -geschnatter, die Schüsse einzelner Posten und kurzes Maschinengewehrtacken bilden die Sprache der Front auf unserem in Finsternis gehüllten Stützpunkt. Dann und wann zerreißt der grelle Lichtkegel eines feindlichen Scheinwerfers oder eine aufwärtszischende Leuchtkugel für flüchtige Sekunden den schwarzen Mantel der Nacht. Dabei fallen die langen Schatten der Pappelallee auf die steilen Abhänge des Talou jenseits des Kanals. Jeder einzelne Baum zeichnet sich scharf ab. Es ist, als sei hinter uns ein Regiment dunkler Riesen ausgeschwärmt zu einer langen Schützenlinie.

Kurz vor dem Weihnachtsfeste beziehen wir bei Verdun die mit Wasser und schier grundlosem Schlamm ausgefüllten Gräben oben auf dem Talourücken. Tag und Nacht wird gepumpt und geschauzt. Große Stücke der Grabenuser poltern in die Tiefe. Immer wieder versuchen wir, die Laufkranken freizulegen und den Schlamm an die Grabenwände zu kleben. Doch immer wieder

schiebt sich Lehmwei, wie die Lavamasse am Krater, auf die Sohle der Gräben langsam herab.

Weihnachten umhüllt dichter Nebel unsere Stellungen. Früh beginnen Dämmerung und Dunkelheit. Meine Kompanie wird abgelöst und bezieht unter den Dorfruinen von Champ Reservestellung. Ich liege mit noch fünfzehn Kameraden in einem feuchten Keller auf stinkigem Strohlager. Nicht einmal ein kümmerlicher Kanonenofen ist vorhanden, um unsere nassen Klammotten zu trocknen und unsere steifgefrorenen Glieder aufzutauen. Zwei sogenannte „Hindenburgglämpchen“ verbreiten ein spärliches Licht in der öden Behausung.

Einige Kompaniekameraden dumpeln in der Finsternis mit einem Kahn auf dem Maaskanal entlang nach der Kanalschleuse von Samognieux, um Brot, Marmelade, Fettigkeiten und die Weihnachtspost zu holen. Mag es unter unserem halb eingeschlossenen Kellergewölbe noch so armselig und frostlos sein, ein kleines Tannenbäumchen mit drei Kerzen steht auch heute bei uns. Ein Kamerad zieht aus seinem Tornister seine Mundharmonika und spielt auf dieser Schützengrabenorgel wehmütvoll die alten, trauten Weisen. Still leuchten in den Augen der älteren Kameraden und Familienväter die Tränen, und die Melodie der Lieder erstickt ihnen im Halse. Sie sind nun in Gedanken daheim bei Frau und Kind, und wir Jüngeren bei Eltern und Geschwistern. Sehnsucht und Erinnerung verbinden in diesen eindrucksvollen Stunden Millionen Menschenherzen. Heimat und Front spüren den gleichen Pulsschlag. So mancher Platz am Weihnachtstisch daheim ist und bleibt für immer leer. Die kurze Nachricht: „Gefallen“ hat Glück und Hoffen für immer ausgelöscht.

Drei Stunden sind unsere Kameraden schon fort. Endlich hören wir draußen ihre Stimmen. Sie klettern zu uns in den Bunker herab, durchnäßt bis auf die Knochen und mit fast leeren Zeltbahnen. Der Lebensmittelfahm ist in der Dunkelheit auf dem Kanal gekentert. Brote, Konservenbüchsen, Pakete und Briefe liegen auf dem Grunde. Einige Brote haben die Schiffbrüchigen noch aus dem Wasser gefischt. Doch selbst für einen hungrigen Soldatenmagen ist dieser saftige „Weihnachtskuchen“ ungenießbar.

Die Christnacht legt eine weiße Decke auf das zerschundene Kampfgelände vor Verdun. Der Franzose stellt seine Angriffe ein. Die Front erstarrt in Dreck und Morast wieder zu festen Linien. An dem weihnachtlichen Nachthimmel steigen aus den Gräben von Freund und Feind Leuchtraketen auf. Sie strahlen wie Weihnachtskerzen heute über dem blutgetränkten Schlachtfeld vom Talou über Ornes bis Douaumont, und in den Augen deutscher und französischer Posten leuchtet in diesen Stunden die Weihnachtsbotschaft. Dampf dröhnen vom westlichen Maasufer von Höhe 304 Artillerieeinschläge herüber. Noch ist Krieg und Vernichtungswille in aller Welt. „Wann Frieden auf Erden?“ erklingt es zu Weihnachten leise in den Seelen aller Frontsoldaten, hier wie auch drüben. Ja, wie sehnsüchtig wollen wir alle, die den Krieg kennen, den Frieden. Frieden für alle Menschen, die guten Willens sind. Wir wollen nicht töten, nicht vernichten, nicht hassen . . . endlich und für immer Frieden auf Erden für alle Völker.

J. Wulff, Liste, Kreis Bremervörde, ehemaliger Gefreiter im 6. Garde-Infanterieregiment, 12. Kompanie.

Weihnachten in Sibirien!

Ich war als Wärter in einer Militär-Irrenanstalt beschäftigt. Offiziere und Mannschaften vieler Nationen waren dort interniert. Es war in Omsk in Sibirien. Im Zimmer, in dem ich den Dienst versah, lag auch unter den vielen Unglücklichen ein Sachse, der an Verfolgungswahn litt. Ich hatte gerade am Heiligen Abend Dienst. Der Sachse kam manchmal auf einige Minuten zu klarem Bewußtsein. „Weißt du, welchen Tag wir heute haben?“ fragte ich ihn. „Nein“, sagte er und weinte. „Heut ist Heiligabend und nun schon der fünfte, den wir in Kriegsgefangenschaft verleben. Die Unfrigen zu Hause werden wieder heute an uns denken.“ Er verlor daraufhin wieder das Bewußtsein und wählte sich in der Schlacht, bei der Bedienung eines Maschinengewehrs. Auf einmal bekam ich von rückwärts einen Fausthieb. Es war ein gefangener Türke, der sich leise hinter mir aus seinem Bett herangeschlichen hatte. Ich setzte sofort die Alarmglocke in Tätigkeit. Zwei Helfer kamen herein und steckten den Türken in die Zwangsjacke. Von den zweiundzwanzig Wätern waren nur zwei Deutsche, ein Österreicher und ich. Unseren guten Sachsen hatten wir gerne, er war der einzige Deutsche in unserem Zimmer. Wir hielten in treuer Kameradschaft zu ihm. Im Februar 1919 starb er dann. Er hieß Sperlich und hatte bei einem Grenadierregiment in Chemnitz gedient. Wir hatten keinen Weihnachtsbaum und nicht das geringste, das uns das Fest gegenwärtig scheinen ließ. Und das war unser Weihnachten 1918 in Sibirien!

Franz Hengel, Znaim (Südmähren), Buchberger Str. 1.

Weihnachten als „Prisoner of War“!

1918, Heiligabend, 6 Uhr nachmittags. Wir fünfhundert deutsche Kriegsgefangenen von der 208. Prisoner of War Company rücken stumm und heimwehkrank, von unseren täglichen Arbeiten kommend, in das Lager. Jeder denkt an die Heimat, wo Weihnachten gefeiert wird. Die Kameraden der Front sind längst zu Hause. Uns hält man noch zurück. Wer weiß wie lange? Abteilungsweise empfangen wir unser Essen. Die englischen Wachmannschaften rüsten in ihren Baracken zur Weihnachtsfeier. Ihr fröhliches Singen und Scherzen dringt zu uns herüber; wir hocken in unseren Zelten und haben nichts, was uns erfreuen könnte. Da ertönt die schrille Pfeife des deutschen Lagerfeldwebels der 17. Abteilung. Wir treten vor unser Zelt und erhalten den Auftrag, irgendwo zu einer Küche zu marschieren in der Gegend von Cambrai, um dort zu arbeiten. Freudig rücken wir ab. Bei solchen Kommandos fiel immer etwas für uns ab, vielleicht gar ein paar Zigaretten, die für uns die größte Weihnachtsfreude wären. Es ist stockdunkel geworden, leichter Schnee rieselt hernieder, es ist bitterkalt. Eine Stunde etwa mögen wir marschiert sein. Der Posten wird merklich nervös. Wir haben uns verirrt. Französische Zivilisten und englische Soldaten, die befragt werden, können keine Auskunft geben. Quersfeld ein geht's zurück, vorbei an zerschossenen Unterständen. Hungerig, ermüdet und vollkommen durchnäßt kommen wir im Lager an. Ärgerlich legen wir uns hin, bis uns der Ruf unseres Kommandanten weckt. Zur Schreibstube sollen wir kommen, Post empfangen. Das ist eine große Freude für uns. Dann kommt noch der Korporal-

schaftsführer ins Zelt und bringt jedem zehn englische Zigaretten, die von unserem englischen Kapitän gestiftet worden sind. Einige von uns haben irgendwoher Kerzen aufgetrieben, und bald ist eine richtige Weihnachtsstimmung unter uns. Aus dem Nachbarzelt klingen die ersten Töne unserer deutschen Weihnachtslieder, und nach kurzer Zeit ertönen die Lieder aus den Kehlen von Hunderten deutscher Soldaten. Erst spät zur Nacht wird es still bei uns. Nur noch der Gesang der englischen Wachmannschaften ist zu hören. So feierten wir Weihnachten 1918 in englischer Kriegsgefangenschaft.

Ich grüße die Kameraden der 208. Prisoner of War Comp., die heute noch unter den Lebenden weilen.

Richard de Haas, Wuppertal-Elberfeld, Markgrafens-
straße 16.

Eine Edeltanne mußte es sein!

Die 7. Kompanie hatte noch keinen Weihnachtsbaum. Und dabei standen wir zwei Tage vor dem Fest. Eine Schande, daß sich noch keiner ernsthaft um den Kompanieweihnachtsbaum gekümmert hatte, eine Affenshände! Aber so war nun einmal die Siebte! Immer etwas Feineres als die anderen Kompanien. Wenn die Sechste zum Beispiel einen russischen Posten drüben überfiel und aus dem Graben holte, war's nur ein dummer Muschik, der nicht bis drei zählen konnte. Schob aber die Siebte ab, dann brachte sie mindestens einen Unteroffizier, einen Fähnrich oder gar einen Offizier gefangen mit herüber. Schoß dann der Panje als Vergeltung unsere Gräben in Klumpen, dann bekamen die anderen Kompanieabschnitte in der Hauptsache die

leichten und mittleren Granaten. Die ganz schweren „Säue“ und „Urlauberzüge“ aus den Festungswerken von Dünaburg, Kaliber 30,5, die rasselten natürlich in die Stellung der Siebten. Die mußte immer etwas Besseres haben. Ja, so war nun einmal die Siebte! Und nun hatten sie noch keinen Weihnachtsbaum, und sie blickten voller Verachtung auf die prachtvollen Fichten, die sich andere Kompanien schon im Urwald gehauen hatten. Bah, damit gab sich die Siebte überhaupt nicht ab. Fichten — das stand herum, dicht an dicht, billiger als Brombeeren, ganze, tagelange Urwälder voll. Und keine solche Schwächlinge, wie man sie daheim, in der Großstadt für ein paar Mark auf den öffentlichen Plätzen und Weihnachtsmärkten anbot. Nein, große, schwere, dichte Bäume mit gleichmäßigen, weitausladenden Kronen. So was konnte sich jede Kompanie leisten. Die Siebte wollte höher hinauf.

Da vorne, zwischen den Linien, im sogenannten Niemandsland, aber viel näher am Russen als an unseren Posten, stand eine Edeltanne. Alles gut und schön, aber diese Edeltanne hatte die schlechte Eigenschaft, sozusagen als Blickfang und Zielpunkt mitten im Gelände zu stehen. War irgend etwas im Gelände los, mußte irgendeine Sache unternommen werden, so hieß es: „Soundso viele hundert Meter rechts oder links von der Edeltanne.“ Die Patrouillen hatten alle schon mal diese Edeltanne im Dunst und in der Dunkelheit für einen Panje gehalten und ihr ein paar Handgranaten hingepfeffert. Hierbei hatte die Edeltanne manchen Aft eingebüßt. Um ganz ehrlich zu sein, schön war sie nicht mehr diese Edeltanne, und nur die Sucht nach dem Besonderen hatte die Siebte bewogen, sich diese und gerade

diese Tanne als Weihnachtsbaum zu wünschen. Welche Kompanie würde eine berühmtere, bekanntere Tanne als Weihnachtsbaum bestaunen können! So zog denn in der Nacht vom 23. zum 24. Dezember eine Patrouille der Siebten hinaus ins Gelände.

Einen Fuchschwanz zum Sägen, eine Art, Handgranaten und eine Leuchtpistole hatten sie mitgenommen. Sie wußten, daß der Panje eins seiner schweren Maschinengewehre auf die Edeltanne eingestellt hielt, weil ihm dieser Punkt im Gelände gar zu wichtig und oft sehr unruhig erschien, da er stets Treffpunkt vieler nächtlicher Streifen war. Ja, das wäre doch eine bodenlose Schweinerei, würde der Panje jetzt anfangen zu knattern, gerade mitten ins schönste Christbaumfällchen hinein. Nein, das könnte übel auslaufen, und der Alte, der Kompanieführer, hätte für einen Baum, der seiner Kompanie Verluste einbringen würde, sicher nicht viel Meinung. Gut, dann muß eben mal das verfluchte Maschinengewehr weg, und zwar gleich, und zwar jetzt, noch vor dem Gang zur Edeltanne.

Die Männer der Siebten krochen durch den Schnee bis zum russischen Graben vor. Ihre weißen Schneehemden, über die Uniform gezogen, tarnen sie ganz gut. Und als der russische Posten sie bemerkte, war's für ihn schon zu spät. Päng — knallte ein Spaten auf seinen Schädel, pong — hatte der zweite Russe, der gerade das Maschinengewehr abdrücken wollte, einen Schlag mit der Stielhandgranate im Gesicht. Wie zwei Schneemänner, lautlos und ohne Mucksen kippten die beiden Russen in den Graben. Wurden aber bald wieder wachgerüttelt. Die von der Siebten legten den Finger auf den Mund und drohten durch Zeichensprache, die auch der dämlichste

Muschik gut verstand, aus jedem Hackepeter zu machen, der jetzt ein Sterbenswörtchen verlauten ließe. Die Panjes sagten nichts und ließen sich willig abführen, unter Mitnahme ihres Maschinengewehrs. Jetzt aber rasch hinüber zur Edeltanne! In drei, vier Atemzügen war das Werk vollbracht. Der Stamm war ja an sich schon halb durchgeschossen. Es ging alles sehr rasch.

Und dann hatte die Siebte ihren Weihnachtsbaum, eine Edeltanne, wie sie keine Kompanie aufweisen konnte. Und unter dem Baum saßen zwei Panjes und grinsten und tranken heißen Grog aus Kochgeschirren. Ihre Gesichter waren etwas blau und blutunterlaufen stellenweise, aber das war weiter nicht schlimm, und sie staunten wie Kinder über die brennenden Kerzen, die den Unterstand magisch erhellten. Man hatte die Tanne etwas kürzen müssen, weil die Decke des Bunkers nicht hoch genug war, aber trotzdem, es war ganz nett. Und das russische Maschinengewehr stand sozusagen als Wächter neben dem Baum, und alles war gut und schön. Und die Landser kamen einer nach dem anderen und nahmen sich ein Auge und ein Herz voll Weihnacht mit und eine Nase voll Tannenduft.

Aber am anderen Morgen gab's einen gewaltigen Krach. Die Artillerie vermiffte ihren ausgezeichneten Zielrichtpunkt, die bekannte Edeltanne, nahe am russischen Graben. Wo kann sie schon hingekommen sein, die Tanne?! Wahrscheinlich umgeschossen, geknickt, von einer Granate weggepußt. Zuerst gaben sich die Artilleristen zufrieden, aber der Beobachter vorne im Graben kam auch zu der Feier in den Unterstand, sah die Panjes, rieb sich die Augen, als er den ihm als stetes Bild im

Rund des Scherenfernröhres wohlbekannten Baum erkannte, vernahm die Geschichte dieser Patrouille und ging hinaus, das Ganze dem Batterieführer zu melden. Es hätte sich vielleicht gar noch ein reger Schriftwechsel auf dem Dienstweg um diesen Baum entsponnen, wäre nicht der Batterieführer selbst nach vorne gekommen. Er sah den Baum, die Russen, das Maschinengewehr und drückte den Männern von der Siebten die Hand. Sagte im Fortgehen: „Offen gestanden, den Baum hätte ich mir für meine Batterie auch gewünscht. Wir haben jetzt ja zwar keine Markierung mehr für unser Schießen; denn alles ist gleichmäßig im verschneiten Gelände, aber dieses Maschinengewehr hatten wir schon oft auf dem Korn. Ja, ja, die Siebte, die muß immer etwas Besseres haben. Zieht aus, um einen Weihnachtsbaum zu fällen und kommt zurück mit zwei Russen und einem Maschinengewehr, dazu obendrein noch mit dem Baum, der in Wirklichkeit gar kein Baum, sondern nur ein Artillerie-richtpunkt war.“

P. E. Ettighoffer.

Sechzehntes Kapitel

Zum Schluß lachen wir mal, kurz und militärisch!

Es ist gut, daß dies Buch, diese Sammlung von bisher unbekanntem Heldentaten aus der namenlosen Masse der feldgrauen Kämpfer mit einer heiteren Note endet. Jawohl, heute darf man wieder froh sein, heute, da unsere Wacht am Rhein steht und das Erbe der Soldaten von 1918 in starken Händen ruht. Die Pflicht ist getan, und deshalb jetzt noch die heitere Viertelstunde. Auch sie war im Feld so wichtig wie Essen und Trinken und wie der tägliche Tabak. Ja, gesunder Humor (und den hatten wir Feldgrauen ja immer behalten) war besser als unser Empfangstabak. Er war wenigstens nicht mit Buchenlaub durchsetzt. Nein, da gab's keinen Ersatz, da war alles klar, deutlich, oft derb, aber ganz und gar in Ordnung.

Und so durchblättern wir einmal die Beiträge der Frontkameraden, die der Reichsfender Köln für seine Sendungen: „Soldatenleben — ja, das heißt lustig sein!“ erhalten hat.

*

Das Wunderhäuschen.

September 1914 lagen wir — die Reserveartillerie-Munitionskolonne 23 — auf der Farm Chaumont, von wo wir die Batterien mit Munition zu versorgen hatten. Da der Stellungskrieg begann, konnten wir uns hier häuslich niederlassen. Zuallererst wurde natürlich an die

Anlage einer anständigen Bedürfnisanstalt gedacht. Kamerad Architekt Wolf aus Düsseldorf hatte schnell eine Skizze entworfen, und in wenig Tagen war ein wahres Wunderhäuschen entstanden. Am Eingang war zu lesen: „Mit und ohne Wasserspülung“. Schnell wurde die mustergültige Anlage weit und breit bekannt, und sogar hohe Herren mit roten Streifen an den Hosen benutzten sie mit besonderer Vorliebe und haben sie stets weiter empfohlen, ohne die erlebten Überraschungen zu verraten. Die Benutzung mit Wasserspülung kostete natürlich Geld. Der Wachtposten hatte die Instruktion, sobald ein Vorgesetzter erschien, vor dem Wunderhaus unter Gewehr zu treten. Freundlich trat der Gestrenge vor den Posten und sprach: „Fabelhafte Anlage! Könnte auch mal abproben!“ Prompt kam dann die Frage: „Wünschen Herr Hauptmann mit oder ohne Wasserspülung?“ „Natürlich mit!“ war die Antwort. Nun hörte man bald im Häuschen mordsmäßiges Schimpfen. „Verfluchte Schweinerei! Das Ding funktioniert ja nicht!“ (womit die Wasserspülung gemeint war). Jetzt kam das Wundersame! Das Bedürfnishäuschen war nämlich an die Mauer des Pferdestalles angebaut. Durch diese Mauer war schräg nach oben ein Loch gebohrt, in Richtung Abortstz. Die Stallwache hatte einen Eimer Wasser sowie eine Holzspritze stets gefüllt in Bereitschaft. Kam nun das bekannte Gluchen und Verlangen nach Wasser, dann wurde die Spritze schnell angefaßt und abgeschossen. Sie hat nie ihr Ziel verfehlt, der Wunsch nach Wasserspülung war erfüllt, und der Geprellte zahlte mit Vergnügen seinen Obolus, verriet den anderen Kameraden aber nie das Geheimnis der Wasserspülung, sondern empfahl sie überall weiter.

Die Latrinengroschen aber setzten wir in Bier um und frankten auf das Wohl der Spender. Wißt ihr es noch, Kameraden der Reserveartillerie-Munitionskolonne 23?

*

Der Pferdeteer.

Die leichte Munitionskolonne 216 gehörte zum 3. Res.-Fusartillerieregiment 7. Sie war kurz nach der Mobilmachung in Köln zusammengestellt worden. Die Mannschaft bestand größtenteils aus Rheinländern und Westfalen. Wenn auch nicht gerade Lünnes und Schäl darunter waren, so waren doch eine ganze Anzahl von Kölner Originalen unter ihnen. Es war im Spätherbst 1914. Die Batterie stand an der Pappelallee im Hout- hülster Wald und schoß Richtung Langemarck. Mit einigen Kameraden unternahm ich eine kleine Inspek- tionsreise durch die nächste Umgebung. Wir betraten ein kleines, von Bewohnern verlassenes Haus. Es schien früher ein Kolonialwarengeschäft gewesen zu sein. Regale, Schubladen und sonstige Behälter waren aller- dings wohl schon hundertmal von Vorgängern unter- sucht worden. Dennoch entdeckten wir in einem Fach mehrere handgroße weiße Lüten. Der Inhalt war gelb und roch gut. Das mußte Tee sein. Natürlich nahmen wir ihn mit. Zum Abendbrot wurde er in einen Mann- schaftseimer getan. Geruch und Geschmack ließen nichts zu wünschen übrig. Nach einer Partie Herzblättchen legten wir uns dann zufrieden zur Ruhe. Aber kaum waren wir warm geworden, als sich ganz plötzlich ein gewaltiges Kollern im Bauch bemerkbar machte. Ein Alarm hätte uns nicht schneller hochbringen können. Zum Anziehen der Hose war keine Zeit mehr. Das kleine

Häuschen mit dem ausgeschnittenen Herzen war nicht mehr zu erreichen. Also vor die Haustür! Ein Wettrennen begann. Im Hemd in hochender Stellung saßen wir reihenweise, und der bleiche Mond schien schadenfroh zu lächeln. Die Lauferei hielt die ganze Nacht an. Einer gab dem anderen die Türklinke in die Hand. Ein Fluchen und Stöhnen. Endlich kam der Morgen. Was mochte die Ursache sein? Da, im Kohlenkasten lagen ja noch die Lüten. Wir hoben eine auf. Unter einem sich aufbäumenden Pferd stand: „Legen Verstopping vor de Paarden“, auf deutsch: „Gegen Verstopfung für die Pferde“. Also ein Radikalmittel gegen Pferdekolik. Geschadet aber hat es uns weiter nicht.

*

Der Stolz der Raucher.

So stand auf dem weißen Papier der Umhüllung. Wer nun aber glaubt, dieser „Stolz der Raucher“ sei eine Pfeife gewesen, der ist auf dem Holzweg, auf dem gleichen Holzweg wie derjenige, der den Inhalt des vor mir liegenden Paketchens „Tabak“ genannt und ihn als „Stolz“ der Raucher bezeichnet hatte. Denn erstens war es gar kein Tabak, sondern Tabakersatz, und zum zweiten war es auch kein Tabakersatz, sondern — doch ich will es lieber der Reihe nach erzählen.

Wir lagen damals in Flandern in Stellung, als mir die Feldpost eines Tages ein Paket brachte. Inhalt unter anderem auch zwei Paketchen Tabak. So etwas spricht sich natürlich schnell rum; denn Tabak war damals rar, und ich Glückspilz hatte gleich zwei Päckchen. „Du — Fritz — verkaufe mir ein Päckchen!“ Das war der erste. Der zweite meinte: „Du kannst mir mal mit ein paar

Pfeifen Tabak aushelfen!“ Und noch ein dritter will Stiefelfett gegen Tabak tauschen. Wir waren doch alle Kameraden, deshalb sagte ich: „Hier habt ihr ein Päckchen, teilt es euch!“ Die Freude war groß. Dann mußte ich als Melder weg. Als ich nach einer halben Stunde zurückkam, schlug mir oben auf den ersten Treppenstufen zum Unterstand ein seltsamer, süßlichherber Duft entgegen. Ich schnupperte. Gas? — Nee — Gas war das nicht. Aber was sonst? — Kopfschüttelnd stieg ich hinab — der Duft wurde stärker. Kamillentee? Ich mußte das Wort wohl in Gedanken ausgesprochen haben; denn aus einer halbdunklen Ecke kam die spöttische Bestätigung: „Ja, Kamillentee!“ Und schon standen drei, vier, sechs Mann um mich herum und redeten gleichzeitig auf mich ein. Ich hörte zuerst nur einzelne Kraftworte. Aber so nach und nach kam ich dahinter. Es war so: Mein Kamerad Muschizicki, welcher das Tabakpäckchen zum Verteilen angenommen, hatte sich als erster eine Pfeife gestopft und losgequalmt. Aber der Tabak war kräftig, sehr kräftig sogar. Erst hatte er ein paar mal ausgespuckt, dann bekam er Leibschmerzen und schließlich wurde ihm übel. Jochen Burmüller war es genau so ergangen und ebenfalls dem kleinen Einjährigen. Der Tabak war zu stark, die Pfeife schmeckte nicht und vor allem, schmeckte nicht nach Tabak. „Wat ös dat för ne Marke?“ fragte plötzlich der Befreite Sommer, nahm das Päckchen und besah es sich. „Keine Firma drauf? — Nee! — Och, Kinder — de Lieferant het sich verdonn! Dat is jo Romellentee met Brombeerblätter! Kinder — euch kann geholfen werden!“ Damit meinte er die drei, die sich vor Bauchschmerzen krümmten.

Ein Kochgeschirr schnappen, mit Wasser füllen, den

Rest Tabakerfaß, will sagen Kamillentee, hinein und dann aufs Feuer war eins.

Und dann, wie die Brühe fertig war, bekam jeder einen Trinkbecher „Lee“ — oder muß ich sagen „Tabakerfaßbrühe“? — Na, kurz und gut, es hat geholfen, aber der Duft war noch lange im Unterstand. Als wir abgelöst wurden, lag am Kopfende meines Lagers recht auffällig ein Paketchen. Tabak? — Tabakerfaß? — Kamillentee? — „Der Stolz der Raucher!“ — „Der ehrliche Finder darf ihn behalten!“ stand auf einem beigefügten Zettel mit Gebrauchsanweisung.
Fritz Hübler, Kettwig (Ruhr), Schlageterstr. 9.

*

Schlagfertig.

Wir fahren, so erzählt Kamerad Dohmen aus Düsseldorf-Oberkassel, mit dem Torpedoboot Richtung Helgoland. Die See ist stürmisch. Es gab mittags Milchreis. Nun ist es für einen Berufsseemann die größte Schande, der Seekrankheit einen Tribut zu zollen. Da plötzlich sehe ich in einer stillen Ecke an der Reling den Obermatrosen Hein Päßmann, von Beruf Elbschiffer, aus vollem Halse gerbend stehen. Auf meine Frage: „Nanu, Heinz, wat mokst du denn do?“ antwortet er treuherzig: „Du kannst et mi gläuwen oder nich — ek bün nit seedull! Dä Ries, dä ek do utspeit hev, har ek tauweel äten!“

*

Erich Eich aus Köln-Höhenberg erzählt:

Ein Vogel sang „auf Kammer“.

Das 4. Westfälische Infanterieregiment 17, bei dem ich von 1912 bis 1918 diente, lag während des Krieges in

Herford. 1916 wurde der Solinger Landsturm eingezogen. Nun ist allgemein bekannt, daß der Solinger sehr sangesfreudig ist. Also wurde sofort ein Gesangsverein gegründet und in Herford ein Konzert gegeben, welches großen Anklang fand. Nun wollte es der Zufall, daß der Kammerfänger Vogelström, aus Herford gebürtig, von diesem Konzert hörte und den Wunsch äußerte, in dem nächsten dieser Konzerte als Solist mitzuwirken. Er setzte sich mit dem Unteroffizier, der das Konzert geleitet hatte, in Verbindung, der dann mit ihm zum Feldwebel zog. Er klopfte also an der Schreibstube an, und auf das Herein des Feldwebels tritt er mit dem Gast ein. Der Feldwebel, mit dem Rücken zur Tür sitzend, wendet sich zunächst nicht um. „Herr Feldwebel“, begann der Unteroffizier, „hier ist der Kammerfänger Vogelström!“ Weiter kam er nicht; denn der Feldwebel brüllte: „Her mit dem Kerl! — Auf welcher Kammer hat er denn gesungen?“ Bis er von dem Unteroffizier aufgeklärt wurde, daß es sich tatsächlich um einen richtigen Kammerfänger handelte.

Ganz Herford hat damals den Fall belacht.

*

Das Bad in der Schelde.

Von Ernst Berghäuser, Blotho (Weser)

„Baden in der Schelde bei Todesstrafe verboten!“ So schließt der Kompaniefeldwebel den ersten Appell im Ruhequartier. Es ist in einem Dorfe bei Tournai in Belgien und das schönste Juniwetter. „Wegtreten!“ Kamerad Fritz und ich sehen uns an. „Denkst du, daß der Spieß es wirklich ernst meint?“ „Ach wo — das ist bloß, weil von den Dreiundneunzigern, die vor uns hier

lagen, einer beinahe abgefackelt ist. Warum geht der Junge auch ins Wasser, wenn er nicht schwimmen kann? Uns kann das nicht passieren!“ —

Der Nachmittag ist dienstfrei. Die anderen liegen im Grase und lassen sich von der Sonne bescheinen. Friße und ich verdrücken uns. Drei Kilometer flußabwärts ist die Lage günstig — weit und breit kein Mensch zu sehen. Also runter mit den Klamotten und rein in die Schelde!

Zuerst wird der Leichnam ordentlich gesäubert. Sogar Schüsengrabendreß geht ab, wenn man ordentlich schrubbet. Dann folgt ein Wettschwimmen querüber — Richtung die einzelne Pappel — Bister 150 — Achtung! Fertig! Los! Friße siegt mit einer Pferdelänge. Aber auf dem Rückwege liege ich vorn.

Da ... was ist das? Am Ufer bei unseren Kleidern, eine Gestalt, es ist — unverkennbar — der Spieß, der Feldwebel! Welcher Teufel reitet den, daß er ausgerechnet hierher seinen Verdauungspaziergang machen muß!

„Na, Jungs, dann kommt mal raus!“ Ihr könnt euch denken, wie wir geplätschert sind. Aber noch sind wir nicht am Lande, da geht der Feldwebel ab, und unter jedem Arm hat er ein Bündel — verflucht und zugenäht! — unsere Kleider! Nur die Stiefel und Hemden läßt er liegen.

Friße und ich sehen uns wieder an. Die Sache wird ungemütlich. Aber was sollen wir machen? Hemd über den Kopf, Stiefel an die Beene, und wir schaukeln los ins Quartierdorf, ziemlich langsam — alter Mann ist kein D-Zug! Immer noch besser so als ganz nackt!

Als wir an die ersten Häuser kommen, kreischen Frauen und Kinder und hauen ab, die Männer grinsen, die Kameraden biegen sich vor Lachen.

„Laßt doch das blöde Gewieher — reicht lieber mal zwei Mäntel raus!“ — Die kriegen wir denn auch, und damit verschwinden wir in unserer Bude. Aber, o Schreck, da steht schon zwischen unseren Kleidern der Spieß, in der Linken das Notizbuch, in der Rechten den Bleistift mit schon angeleckter Spitze. Und während wir stramme Haltung annehmen, durchbohrt er uns mit zornfunkelnden Augen.

Na ja, totgeschossen hat er uns nicht gerade, aber ein paar dicke Strafwachen saßen doch dran! Das nächste Mal hat uns keiner erwischt — da haben wir nämlich unsere Sachen am anderen Ufer deponiert.

*

Kamerad Hannes Redeker gibt zum besten:

Der Divisionsbefehl.

Wenn es Leipziger Allerlei zum Mittag gab, schrieb der Küchenmops für alle verständlich „Drahtverhau“ an die Küchentafel.

Ein Divisionskommandeur, der bei einer Revision dieses Wort auf der Tafel gelesen hatte, bemängelte das Wort „Drahtverhau“, weil es eine Herabwürdigung des dargebotenen Mittagessens sei. Ein dementsprechender Divisionsbefehl erging. Als es das nächste Mal wieder Leipziger Allerlei gab, hatte der Küchenmops mit seiner ungelinkten Hand statt Drahtverhau „Divisionsbefehl“ an die Tafel gemalt.

Seit dieser Zeit hieß Leipziger Allerlei nur noch „Divisionsbefehl“ bei uns, und jeder wußte, was er am Mittag zu erwarten hatte.

*

Der Truthahn.

Im Winter 1917 war ich als Gefreiter mit meinem Leutnant in Rußland losgeritten. Eine kleine Erkundungsgeschichte sollte es werden. Aber Hustekuchen — wie wir so daherritten, fängt es an zu schneien, immer mehr. So sind wir denn in die schönsten Sackgassen gekommen — wir wußten weder ein noch aus. Die Front war ziemlich auseinandergezogen, so daß nichts von irgendwelchen Kameraden zu entdecken war. Schließlich, mehr tot als lebendig, stießen wir auf eine eingebuddelte Batterie. Wir jauchzten geradezu vor Kohldampf. „Habt ihr was zu essen?“ rief mein Leutnant dem Batteriechef zu und ließ sich von seinem Streitroß fallen. Na, wir trauten unseren Ohren nicht, als der dicke Batteriechef sich an den Küchenbullen wandte und fragte: „Schulze — ist noch etwas Truthahn da?“ — Und erst mal, als der Bulle bejahte: Junge — uns lief das Wasser wie ein Mühlbach im Mund zusammen. „Schön“, befahl der Chef, „dann geben Sie den beiden mal ein Stück her!“ — Na, du kannst dir ja denken, wie wir da drüber herfielen. Aber — das Zeug war mit unseren Zähnen nicht durchzukriegen. Mein Leutnant schluckt und schluckt, und schließlich wendet er sich an den grinsend zusehenden Batteriechef: „Verzeihung, Kamerad — was für Braten soll das sein?“ „Truthahn, mein Lieber“, gibt der Befragte lächelnd zur Antwort. Mein Leutnant verzieht keine Miene, sieht herüber zu mir und sagt: „Redeker — lassen Sie unsere Truthähne satteln!“

Das Verkehrshindernis.

Ein Urlauberszug hält auf einer kleinen Station, da kommt ein Gefreiter zum Zugführer und ersucht ihn um

fünf Minuten Aufenthalt, er habe arge Leibschmerzen und müsse austreten.

Unter keinen Umständen könne der Zug länger als eine Minute halten, sagt der Zugführer.

„Das wollen wir einmal sehen“, sagt der Gefreite, „ob Sie nicht warten.“ „Ja, das wollen wir sehen“, sagte der Zugführer und gibt das Zeichen zum Abfahren.

Aber der Zug fährt nicht. Der Zugführer pfeift noch einmal, der Zug rührt sich wieder nicht. Er stürzt vor zum Lokomotivführer und fragt, warum nicht abgefahren wird.

„Ich kann doch nicht,“ antwortet der Lokomotivführer, „da sitzt ja einer vor der Lokomotive.“

*

Das andere Gesicht.

Der Bursche unseres Hauptmanns hatte der „Gnädigen“ vorm Austrücken ins Feld in die Hand versprochen, ihr sofort Nachricht zu geben, wenn dem Hauptmann etwas zustossen sollte. Dieser wird nun eines Tages durch einen Schuß durchs Gefäß verwundet. Getreu seinem Versprechen schreibt der Bursche der „Gnädigen“ eine Feldpostkarte, deren Inhalt er bei der etwas schwer auszudrückenden Art der Verletzung folgendermaßen abfaßt: „Ich teile der Frau Hauptmann hierdurch mit, daß der Herr Hauptmann einen Schuß durch beide Backen erhalten hat. Gesicht unverletzt.“

*

So lachte der Soldat, so werden sie immer lachen und scherzen und darob manche schwere Stunde verwinden, die deutschen Männer in der ehrenvollen feldgrauen Uniform.

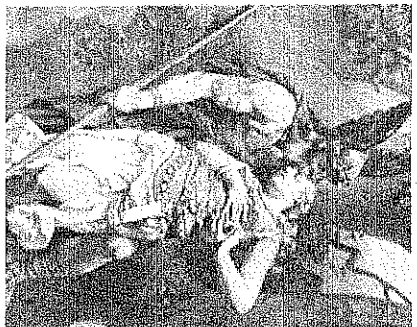
Ausklang

Wir haben im Rahmen dieses Buches einen Querschnitt durch die Soldatensendungen des Reichssenders Köln gegeben, der sich damit bis weit über die deutschen Grenzen hinaus unvergängliche Volkstümlichkeit erworben hat und sich Millionen treue Freunde schaffen konnte. Wir haben die Seele des deutschen Soldaten gezeigt, so wie sie war, ungekünstelt, treu, einfach. Oft genug hat die ausländische Presse in den vergangenen Jahren der Schmach und Schande das feldgraue Heer gelästert und den deutschen Frontsoldaten als brutalen Feigling hingestellt. Hier aber, in diesen Sendungen, erscheint der ehemalige Feldgraue in seiner richtigen Art. Damit hat der Rundfunk eine hohe Aufgabe erfüllt. Durch seine Vermittlung haben sich ehemalige Frontkämpfer hüben und drüben die Hände entgegengestreckt. Und wenn der große Reichssender im Westen unseres Vaterlandes keine weitere Aufgabe hätte und keine anderen Ergebnisse aufweisen könnte, hier, mit diesen Sendungen allein hat er sich den Dank und die tiefe Freundschaft der besten Männer unserer Nation erworben. Der deutsche Rundfunk, seine Leitung und seine Mitarbeiter haben mit den Soldatensendungen eine neue Seite der Weltgeschichte unserer harten Gegenwart beschrieben.

Und der Titel dieser Seite heißt:

V e r s t ä n d i g u n g !

This document was provided by Charles Fain
And dedicated to the memory of Adolf Hitler



The brightest light of all was re-born, and by his eternal sign was waged hope war;
-Our enemies were flied with hatred, as our columns blazed like shards of light.

Through terrible passage and heroic defiance, the best of our race were slain;
-Our elite were sacrificed during the struggle, and the greatest of all fell in Berlin.

Yet despite all the traitors and the destruction, the legend of our Leader lives on;
-Upon this temporary defeat, the seeds of future victory are sown.

With irrevocable faith we wait and prepare for final battle...

For we know:

The deep and unbroken roots of our towers are eternal;
-and above our chandeliers the spires of the god-like stay.

One day a golden dawn will rise;

-then the dark side will recede.

The faithful will stand in open glory;

-reaping vengeance across the lands;

And the reborn behold a new vision;

-the great moon-kiss will be at hand!

An Aryan World

-and the march towards the stars!

4-From poem "Capitulum Aryanicum"

For books by Charles Fain visit www.sturmabteilung.org/ayan/Hitler.htm

"The ascendant breeding" ... "Capitulum Aryanicum"

"Polish Paragraph" ... "National Socialist Communities" ... "Polish Risk"

to send directly: Charles.Fain@z.gardenofeden.com